JOSEF SCHAPIRA

DIE JUDEN
IN
UNTER-STANESTIE
A/CZ.

JOSEF SCHAPIRA

DIE JUDEN IN UNTER-STANESTIE A/CZ.

DIE JUDEN

IN

UNTER-STANESTIE

A/CZ.

MIT ALLGEMEINEN BETRACHTUNGEN UEBER
JUEDISCHE GESCHICHTE, FOLKLORE UND KULTUR

von

JOSEF SCHAPIRA

Digitized by Touro College Libraries
For Project Zikaron
www.zikaron.tourolib.org
2022

Im Selbstverlage des Verfassers — 1965

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks
und der Uebersetzung vorbehalten.

Printed in Israel

Digitized by Touro College Libraries
For Project Zikaron
www.zikaron.tourolib.org
2022

דפוס "הסרכו" תל-אביב

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
	Vorwort	7
	Einleitung	13
I.	Topographie von Unter-Stanestie . . .	19
II.	Die Juden der Ortschaft und ihre Bräuche .	20
III.	Jugendunterricht	36
IV.	Die fromme Denkart	56
V.	Die Auswanderer und die, die zu Hause blieben	88
VI.	Handwerk und Handel	114
VII.	Hochzeitsbräuche und Geschlechtsmoral .	122
VIII.	Jüdische Festtagsgebräuche	138
IX.	Die Ritualmordlüge und ihre Folgen . .	182
X.	Die Zeit der Aufklärung in Stanestie .	195
XI.	Die Jugend und die neue Zeit .	203
XII.	Der Ausbruch des ersten Weltkrieges . .	207
XIII.	Zusammenbruch der Habsburgermonarchie .	215
XIV.	Die rumänische Herrschaft	222
XV.	Sozialhilfe und Zionismus	229
XVI.	Einzelschicksale im Städtchen .	237
XVII.	Der Anfang vom Ende	247
XVIII.	Die erste Bekanntschaft mit d. Kommunismus	250
XIX.	Opfer des Terrors	253
XX.	Die Deportierung	258
XXI.	Die Anglechung brachte nicht die Lösung .	264
XXII.	Die Ethik des Judentums im Wandel dreier Jahrhunderte: Chassidismus, Pantheismus, Zionismus und Revisionismus . . .	267

XXIII.	Die letzen Stanestier kommen wieder .	281
XXIV.	Die Stanestier in Rumänien . .	284
XXV.	Die Stanestier in Israel . . .	286
XXVI.	Die Stanestier in der weiten Welt .	290
XXVII.	Treue trotz Enttäuschungen . . .	298
XXVIII.	Das werdende Volksleben . . .	307
	Einzelbeiträge und Photographien . . .	325
	Gedenkrede des Stanestier Rabbiners Sindel Hager bei der Enthüllung der Gedenktafel nach den Opfern der Stanestier am Har-Zion, Jerusalem	360
	Allgemeine Gedenkatfel und das Jiskorgebet .	363
	Gedenktafel für die in Israel gefallenen Helden aus Stanestie	369
	Nachwort	370
	Jahrzeit-Tafel	371
	Berichtigung der wesentlichen Korrekturfehler	372

Meinen in Gott ruhenden Eltern,
die meine Kindheit beschützten,
in treuem Gedenken gewidmet.

VORWORT

Die vorliegende Schrift soll über die Geschichte der Juden im Städtchen Unter-Stanestie a/Cz. in der Bukowina ausführlicher berichten als es dem Verfasser im eng bemessenen Raum im 2. Bande der „Geschichte der Juden in der Bukowina" (Verlag „Olamenu", Tel-Aviv) möglich war. Sie wird besonders bei jenen, die dort ihre Jahre verbrachten, freudige, aber auch wehmütige Erinnerungen auslösen.

Die Jugenderinnerungen brachten mich vom erwähnten Artikel auf eine neue Idee. Ich fing an niederzuschreiben, was sich ohne jedes Buch aufzeichnen liess und warf einige Erinnerungen an vergangene Zeiten auf das Papier. Die Sache fing an mich zu interessieren. Natürlich blieb zunächst in der skizzenhaften Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen manche Lücke. Daten, ja selbst Namen, liessen mich manchesmal im Stich. Mir machte es Freude, das Erlebte noch einmal, jedoch eingehender, an mir vorüberziehen, die alte Zeit wieder aufleben zu lassen.

Die Bearbeitung einer besonderen Geschichte der Juden Stanesties — das vor 190 Jahren nicht einmal ein Dorf war und erst vor ungefähr 90 Jahren zu einem kleinen Städtchen aufstieg — ist mit Schwierigkeiten verbunden, weil es erstens wenige Ereignisse gab, die es wert waren, von der Feder eines Geschichtschreibers erfasst zu werden und zweitens keinerlei schriftliche Aufzeichnungen gemacht wurden. So musste ich mich auf einzelne Erinnerungen, sowie auf manche Erzählungen anderer Leute beschränken, in denen hie und da ein brauchbares Körnchen für meine Arbeit verwendet wurde. Im Sinne des traditionsgebundenen Denkens der Menschen, von denen ich zu berichten hatte, musste ich Zitate aus der Bibel, dem sonstigen Schrifttum und Auszüge

einflechten, denn nur so werden die im Städtchen bestehenden Bräuche verständlich.

Beim Abfassen dieser Schrift konnte ich mich nicht immer an den begrenzten Stoff halten, ich musste gelegentlich in das weite Gebiet der Forschung namhafter Gelehrter hinübergreifen und erlaubte mir bisweilen, meine eigene Meinung zu lebenswichtigen Problemen aufzuschreiben, die scheinbar oft zusammenhanglos erscheinen und vom eigentlichen Thema wegführen, aber nie aufhören, unsere Gedanken zu beschäftigen. Ich tat dies nur mit der gebührenden Zurückhaltung und der erforderlichen Bescheidenheit, jedoch unbeirrt von Parteilosungen und marktschreierischer Propaganda. Ich wollte ehrlich sagen, wie sich der schlichte Menschenverstand zu den brennenden Fragen der Gegenwart stellt. Ich machte mir zueigen den Standpunkt des nationalen Judentums, unbeirrt von radikalen Einflüssen von rechts und links, von Orthodoxie und Fortgeschrittenen, in welcher Gestalt immer die Angriffe erscheinen, selbst wenn ich dabei manche Grenzen überschreiten musste.

Gelegentliche Abschweifungen in das Gebiet der allgemeinen Geschichte und Reflexionen, die in Fussnoten und Exkursen sich dem Schreiber dieser Zeilen von selbst aufdrängten, möge der freundliche Leser verzeihen.

Noch ein Wort über die Form meiner Mitteilungen. Da ich meine subjektiven Eindrücke zu Papier brachte, musste ich öfter, als ich es wünschte, mein eigenes Ich hervortreten lassen.

Möge der geneigte Leser meine Arbeit mit jener Nachsicht aufnehmen, welche ein erster Versuch beanspruchen darf. Er wird jedoch dadurch entschädigt, dass er einen Einblick in die religiösen Vorschriften gewinnt, die das Leben des Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe regeln. Die Erfüllung der 613 Gebote des Schulchan Aruch bildete den Lebensinhalt der Frommen, die ein gottgeweihtes Leben führten.

Ich betrachte die religiöse Anschauung der Stanestier Judenheit mit Ehrfurcht. Es lag mir ferne, auch die ausgesuchtesten Bräuche zu belächeln oder gar zu verspotten.

Längere Zeit plante ich, den Landsleuten, die der grossen

Katastrophe (1940—1945) zum Opfer fielen, ein Denkmal zu errichten. Dazu bedurfte es der Mitarbeit vieler Faktoren. Nachdem es mir jedoch weder hier noch den in Amerika lebenden Landsleuten gelungen ist, das Interesse hierfür zu erwecken, griff ich zur Feder, um den auf so tragische Weise hingemordeten Landsleuten wenigstens ein papierenes Denkmal zu setzen, das ich nunmehr den am Leben gebliebenen Stanestiern übergebe.

Eine Folge der grossen Katastrophe war, dass sich die Ueberlebenden in alle Winde zerstreuten, wodurch eine Lockerung der Familienzugehörigkeit in Erscheinung trat. In der nächsten Generation wird voraussichtlich schon gar kein Kontakt bestehen; die hier gebrachten Erinnerungen werden mithelfen, den Zusammenhang zwischen einst und jetzt zu wahren.

Ausserdem darf mit dem Tod der Unglücklichen unsere Verpflichtung ihnen gegenüber nicht aufhören; sie dürfen nie vergessen werden.

In meinem beruflichen Leben war das Schreiben von Geschichte nicht meine Aufgabe; doch wo Wille ist, findet sich immer ein Weg, ich bitte daher um Nachsicht, wenn stilistische Unebenheiten und möglicherweise die etwas weitschweifigen, aus der Bibel gebrachten Zitate, sowie öftere Wiederholungen enthaltende Darstellungen das Auge des Lesers verletzen sollten. Dazu kommt noch das Fehlen von archivalischem Quellenmaterial sowie der Mangel an chronologischen privaten Aufzeichnungen, was die Abfassung dieser Schrift besonders erschwerte. Und doch hoffe ich, dass die Beschreibung des damaligen Lebens der Juden, das von dem heutigen himmelweit verschieden ist, für so manchen, der sich gern in vergangene Zeiten versenkt, von einigem Interesse sein wird.

Denjenigen Kritikern, welche die Frage aufwerfen, weshalb diese Schrift in deutscher Sprache abgefasst ist, will ich entgegenhalten, dass die Bukowiner Juden gewohnt waren, Deutsch als Umgangssprache zu gebrauchen. Selbst die jüngere Generation, die infolge der politischen Umwälzungen gezwungen war, bald Rumänisch, bald Russisch als Sprache des öffentlichen Unterrichtes zu akzeptieren, verstand und sprach Deutsch. Es waren also prak-

tische Gründe, die mich veranlassten, eine Schrift, die vorzugsweise für damalige Bukowiner bestimmt ist, in einer diesen verständlichen Sprache abzufassen.

Da es hier nicht um eine wissenschaftliche Forschung geht, sondern vorwiegend um das Festhalten der Erinnerung an das Geschehen in der Vergangenheit und die tiefe unstillbare Sehnsucht nach dem jüdischen Leben, musste ich, einem unwiderstehlichen Drang folgend, alles erwähnen, was in meinem Gedächtnis haften blieb. Dabei bemühte ich mich, unterstützt von meiner Frau, die Namen von Personen und Familien, mit denen wir aufgewachsen sind, und von denen leider ein grosser Teil nicht mehr am Leben ist, die uns doch in jeder Beziehung wichtig erschienen, sowie auch gewisse religiöse Ueberlieferungen aufzuzeichnen. Es ist das Los des Alternden, seine Verwandten und Freunde zu verlieren; aber sie blieben in unserem Herzen.

Ich will auch eine Reihe von traditionellen jüdischen Lebensformen, einzelne Episoden und Gestalten innerhalb aller Schichten der Gesellschaft, ihre Gebräuche, ihre innere Struktur, ihre allgemeine Entwicklung, ihren Aufstieg, ihre Charaktere und schliesslich auch die Vernichtung im Rahmen meines Könnens beschreiben, dazwischen auch manche historische Begebenheit und talmudische Randglossen bringen.

Die Zeit, in welche das erste Erscheinen der Juden in Stanestie fällt, ist in Dunkel gehüllt. Was wir zu wissen glauben, gehört grösstenteils in das vage Gebiet der Vermutungen Ich wandte mich auch an den Historiker Dr. N. M. Gelber (Jerusalem), aber auch er wusste nichts über die erste Ansiedlung von Juden in Stanestie. Wir müssen zu der Annahme Zuflucht suchen, dass im späteren Mittelalter überall, wohin die wandernden Völker gekommen waren, sich unter ihnen auch Juden befanden.

Was wir jedoch aus der Statistik, die Dr. Gelber in der „Geschichte der Juden in der Bukowina" bringt, entnehmen, ist, dass in Ob. Stanestie i. J. 1774 bereits sieben Familien, die dreissig Seelen zählten, lebten. Weiters traten im Jahre 1783 in Czernowitz zwanzig Gemeindeälteste von 13 Judengemeinden der Bukowina zusammen, um eine Petition an den General v. Enzenberg zu

unterfertigen, der auch ein Jude Samson aus Draczynetz angehörte. Im Jahre 1807 kamen nach Kabestie und Ober-Stanestie je vier Judenfamilien, die sich dem Ackerbau widmen mussten.

Die Einwanderung russischer und galizischer Juden ging vor sich trotz der Wachsamkeit der Behörden. So konnte man auch im Städtchen auf Ereignisse hinweisen, die alle überall in der Welt verstreuten Landsmannschaften gleichfalls betrafen.

Meine Erlebnisse umfassen die wichtigsten Ereignisse unserer Zeit; daher werde ich eine beträchtliche Zahl von bekannten Namen der Vergessenheit entreissen, Handwerker, Staats- und Privatbeamte, Kaufleute und sonstige Berufstätige. Ich will sie in der einen oder in der anderen Form charakterisieren und nichts beschönigen, auch auf die Gefahr hin, dass sich so mancher an meiner Darstellung stossen wird.

Was die Herkunft der Ansichtskarten dieses Städtchens anbelangt, habe ich diese vor mehr als fünf-und-dreissig Jahren in Verwahrung genommen und sie nach Israel mitgebracht. nicht ahnend, zu welchem Zwecke sie mir hier dienen werden, sondern aus purer Anhänglichkeit an den Heimatsort, und jetzt scheinen sie mir des Aufhebens wert.

In meiner Arbeit erblicke ich nur einen Anfang, und ich hoffe, dass mein Beispiel andere und Berufenere bewegen wird, diese fortzusetzen. Denn ich bin überzeugt, dass nur auf diese Weise die Erinnerung an Stanestie wach gehalten werden kann.

Ich bitte zuletzt, diese Aufzeichnungen als das Werk eines älteren Mannes anzusehen, der in der Dämmerung seines stillen Lebensabends schlicht erzählt, was er in einer ereignisvollen Zeit erlebt hat. Man weiss, dass selbst die grossen Leidenschaften nach einigen Jahren schal werden; wenn man sie aber dem Papier anvertraut, so wirkt die Erinnerung wie der Duft von frischen Rosen.

Giwatajim, August 1964.

JOSEF SCHAPIRA

EINLEITUNG

Das Buch erhebt nicht den Anspruch, etwas Neues zu bieten; und doch glauben wir, dass die Stanestier und nicht wenige ausserhalb des Städtchens für die hier gebrachten Ereignisse und historische Erzählungen, Interesse finden werden.

Meine Aufgabe war es, in dieser Schrift meinen Gefühlen freien Spielraum zu lassen und auf vier Faktoren hinzuweisen:

1. Ich beschrieb die von der kleinen jüdischen Gemeinde eingehaltene Ueberlieferung vom Ursprung bis zur Gegenwart, Bräuche, Sitten, das gesellschaftliche Leben, Folklore, die ausgeübten Berufe und vieles andere mehr. Der Leser möge verzeihen, wenn er in meiner Arbeit bisweilen sogar kleine unbedeutende Bräuche vorfindet. Denn niemand ist gegen Irrtümer gefeit, auch ist die Vergesslichkeit nicht selten, am wenigsten bei älteren Leuten.

2. Wir wollen durch zahlreiche Beispiele, sowie genauere Analysen, Analogien und Zitate der jüdischen Historiographie bis zur modernen Literatur, von wunderbaren Begebenheiten und seltsamen Fügungen zu sagen wissen, die dem Gegenwarts- und Alltagsgeschehen bereits in Vergessenheit geraten sind, auffrischen. Wir müssen uns aber auch in der Auslegung der Schrift mit Kommentaren und angehängten Exkursen einschalten, die aus den Zeitumständen sehr wohl verständlich sind, aus dessen Zusammenhang sich zuweilen erhebende Einwände ergeben. Auch soll hier ein Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der Juden und ihrer Beiträge, die von der Vision der Propheten erzählen, gebracht werden. Wir wollen hier auch die zeitgenössischen Persönlichkeiten namhaft machen, die zu den grossen Männern

aller Zeiten gehören. Aus der Fülle dieser Gestalten wollen wir in zwangloser Weise die bekanntesten vorführen und ihr Leben und Wirken zeitentsprechend beleuchten.

Im Anschluss daran ist der Verfasser auf das Gebiet des jüdischen Volkes mit hingebender nationaler Liebe bedacht und hat nicht nur eine Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch eine Zukunft in Betracht gezogen. Er hat es nicht verheimlicht, dass er sich oft fremder Geistesprodukte bediente, wenn ihm flüchtige Einfälle entgingen.

3. Wir mussten die Vorgeschichte und die Niedertracht ukrainischer Mörder darstellen, die unsere Stanestier Brüder ermordeten, die sich nicht irgend einer Missetat schuldig fühlten, sich daher nicht wehrten und sich erschlagen liessen. Sie sind Märtyrer der jüdischen Nation. Wir werden und dürfen sie nicht vergessen, die in den drei Tagen des 20., 21. und 22. Juni 1941 in Stanestie, sowie die in Transnistrien, von denen wir keine genaue Daten wissen, ihr Leben opferten.

4. Besonders wichtig ist die Namensliste der in Stanestie und Umgebung, Transnistrien und Sibirien Umgebrachten. Diese soll die „Mazewah" ersetzen, die wir unseren teueren Toten nicht setzen können. Das Buch wird ein wahrhaft würdiges Denkmal für die Opfer, die bis in die Zeit des Grauens, in dem Städtchen bodenständig waren.

Der Herausgeber

Motto: „Eines gibt es, welches selbst schweigsame und zurückhaltende Menschen gesprächig macht — es ist die Erinnerung an ihre Jugend."
Maria v. Ebner-Eschenbach

I.

TOPOGRAPHIE VON UNTER-STANESTIE

Die Anfänge einer jüdischen Gemeinschaft in Unter-Stanestie, einem Dorf, das sich mit der Zeit zu einem kleinen Städtchen im Norden der Bukowina zwischen dem Berge Wiwos und der Bahnstation Berbestie entwickelte, gehen auf die Zeit um 1820 zurück. Denn im Jahre 1775, als die Bukowina von der Türkei an Oesterreich kam, dürften sich einzelne Gruppen polnischer Juden auch nach Stanestie verirrt haben. Entscheidend war für die Lage des Häufleins Stanestier Juden das Jahr 1848. Obwohl ihr primitives Leben unter dem Ausnahmsregime, dem sie unterworfen waren, kaum litt, so bedeutete doch die bürgerliche Gleichberechtigung einen Wendepunkt in ihrem Leben, und mit Recht kann man dieses Jahr als Anfang der Emanzipation betrachten.

In grauer Vorzeit soll dieses Städtchen teilweise von Eichen-, Buchen und Tannenwäldern bedeckt gewesen sein. Noch jetzt findet man ab und zu im Boden vermoderte Holzstämme. An manchen Stellen ragen noch die Stümpfe, die beim Roden der Wurzeln übergangen wurden, sichtbar in die Höhe. Im Winter schneite es, und die Erde war starr vom strengen Frost. Obwohl das Städtchen in einem Tal lag, das von hohen Bergen umsäumt war, herrschte dort eine Kälte, dass man den ganzen Winter mit Schlitten fahren konnte. Es passierte oft, dass man am Morgen die Haustüre nicht öffnen konnte, weil sie von einer hohen Schichte von Schnee verrammelt war. Im Türschloss bildeten sich während der Nacht Eiskrusten, und die Scheiben der Fenster waren den ganzen Winter hindurch mit Frostblumen bedeckt. Die Schlitten sausten im Galopp durch ausgefahrene Wege, so dass man ihr

Knarren und das Stampfen der Pferdehufe sowie das laute Schellengeklinge schon von weiter Ferne hörte. Gegen den Schnee schützte ein Winterpelz mit hohem Kragen. Naturfreunden boten solche Fahrten angenehme Zerstreuungen. Die Fussgänger trugen Mützen, die über die Ohren reichten, die Schultern waren hochgezogen. Ab und zu hauchten sie in die Hände. Der Bart war weiss vom Frost, und Eiskrusten bildeten sich am Schnurrbart. Um sich zu erwärmen, pflegte man die Arme gekreuzt über die Brust zu schlagen und die Hände mit Schnee einzureiben. Wenn der Schnee zu tauen anfing und da und dort schwarze Erde sich zeigte, die noch feucht war, jedoch schon einen warmen Dampf ausströmte, und wenn ein zartes Grün emporzulugen begann, da erst wusste man, dass der ersehnte Frühling einzieht.

Im Vorsommer zwischen Ostern und Pfingsten, wenn im Sonnenlicht Blüten von Jasmin und Veilchen süsse Düfte ausströmten, wenn man um diese Zeit den Berg Wiwos passierte, so hauchte der leichte Wind übers Gesicht, und man atmete dabei die balsamisch duftende und einschläfernde Luft. Zum Gesamteindruck gehörten noch das Rufen des Kuckucks, das Summen der Bienen, das Surren der Insekten und das Singen der Vögel. Die Natur wirkte erfrischend, insbesondere war der Wiwos ein idealer Weekend-Ort für verwöhnte Ruhesuchende. Wohin man sich wandte, das Auge nahm nur weite Wälder wahr, hoch aufragende Berge zeigten sich besonders im Frühling in den farbenprächtigsten Bildern. Das Klima im Städtchen ist bis in den November hinein ausgesprochen mild, da die Berge rund um Stanestie die rauhen Winde fernhalten.

Die Strasse wurde meist von Pferden und Ochsen befahren, die dabei auch ihren Geruch zurückliessen. Die Ortsbevölkerung, nicht minder auch die jüdische, hatte Freude an der Landschaft mit ihrem Sommer und Winter, an Feld und Wald.

Anschliessend an den Berg Wiwos, an den sich das Städtchen lehnte, dehnte sich der Wald Kruschnej mit seinen schönen Silberbuchen aus; dort begann die Wildnis, und man konnte längere Zeit wandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Die Gegend war in ihrer Art von einer bezaubernden Schönheit. Ein kleines

Bächlein, das hinter den zwei Bergen entsprang, schlängelte sich zwischendurch. Kleine, wilde Tiere kamen hieher zur Tränke. Unter den Bewohnern, die am Rande des Waldes hausten. waren viele Sobotnikis *. Ihr Glaube an magische Kräfte hatte dort einen fruchbaren Boden. Unterhalb des Berges gab es einen Brunnen, von dem die Ortsbevölkerung zu erzählen wusste, dass er zur Zeit der Türkenherrschaft gegraben worden war.

Vor ca. einem Jahrhundert exploatierte zum ersten Male der Jude Mordche Süssmann (auch Schachmoch genannt) die dort befindlichen Eichenwälder.

Der ganze Export von Holz- und anderen Materialien vom Gebirge nach den Städten und Dörfern, die jenseits der Flüsse Czeremusch und Pruth liegen, wickelte sich ununterbrochen durch die schwer beladenen, knarrenden Fuhrwerke bei Tag und bei Nacht über diese Strasse ab. Vor einem Jahrmarkt verstärkte sich dieser Verkehr so sehr, dass er die Einwohner vom Schlaf weckte. Solch örtliches Geschehen wird bei jenen Leuten, welche die Gegend kennen, nicht uninteressante Erinnerungen wachrufen.

Das Städtchen besteht aus einer ca. elf Kilometer langen, doch guten Dorfstrasse. Es liegt verträumt abseits vom Weltgetriebe und reicht vom Berge Wiwos bis zum Dorfe Kalinestie. Die Ortschaft beherbergte ausser den Menschen alle Art Haustiere; im Winter stellten sich bisweilen wilde Tiere in den Wäldern ein.

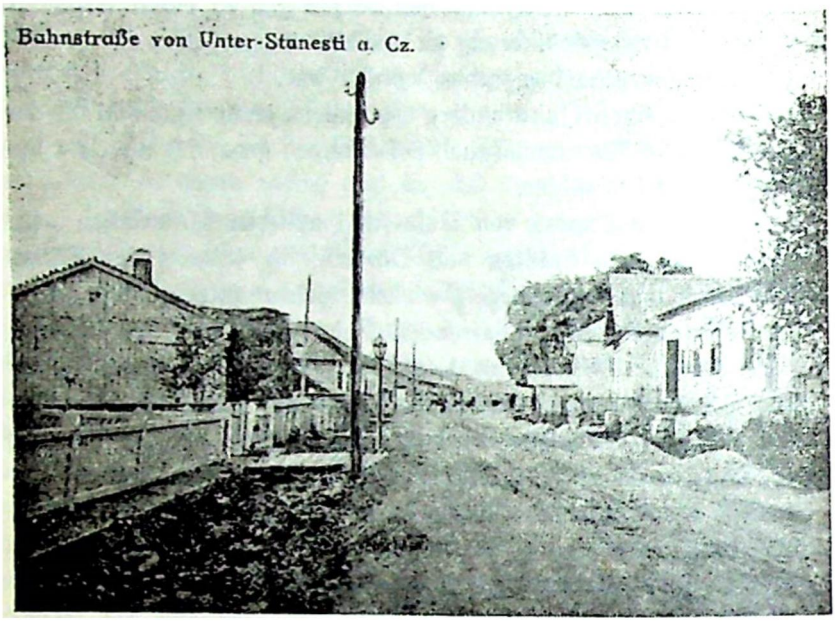
Längs dieser Strasse befinden sich verstreut unsymmetrisch gebaute Häuschen, die durch viele Seitenstrassen getrennt sind. An den Hängen des Berges Wiwos rauscht ein kleines Flüsschen eilig vorüber, die Brusnitza. Dieses Wässerchen scheint winzig und unschädlich, jedoch schwillt es bei anhaltendem Regen an, tritt aus den Ufern und fügt öfters den Anrainern grossen Schaden zu.

Die Wege waren ungepflegt. Zu beiden Seiten der ziemlich breiten Strasse liefen Gräben. Diese mussten von Zeit zu Zeit geputzt werden, damit das Regenwasser abfliessen konnte. Nur noch

---

* Angehörige einer Sekte, die den Sabbath feierten.

wenige erinnern sich dieser alten Strassen, über die in grossen Zwischenräumen qualmende Laternen flimmerten, die die Dunkelheit der Nacht erhellten. Die Stege und Brücken waren meist ver-

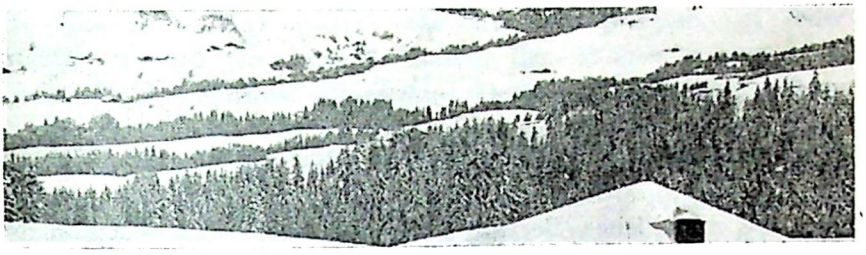


fallen. Um auf die andere Seite des Flusses zu gelangen, wurden Notstege errichtet, für deren Erhaltung die Fussgänger zu sorgen hatten.

Auf dem Hauptsteg, der zum Gutshof führte, konnte man auch zu dem Hügel, der oberhalb desselben liegt, gelangen. Nach einhundertundzwanzig friedlichen Jahren wurde er durch die letzte Katastrophe zu einem durch Mörderhände geweihten zweiten Friedhof ohne Grabsteine. Schade, dass der in der Brennerei stehende hohe, runde, aus Ziegeln gemauerte Schornstein, von dem schwarze Rauchwolken emporqualmen, die den Hügel treffen, nicht als Zeuge verhört werden kann.

Die Ortschaft überragte ein hoher Berg, Kieba genannt, auf dessen Gipfel ein Kreuz aus Holz stand, von dem die alten Leute

Wundergeschichten zu erzählen wussten. Der Hügel zog auch Juden an, die dort Boden erstanden und bearbeiteten. Von dieser Stelle aus konnte man das ganze Städtchen und das Gebiet hinaus überblicken.



Der Wiwos im Winter.

Wenn man am Abend durch das Städtchen lustwandelte, roch man den Duft der Weiden- und Erlenbäume, die längs des Baches wuchsen. Das Leben erlosch schon gegen neun oder zehn Uhr abends. Die Ortschaft hatte nicht die geringste Zerstreuung zu bieten. Auch herrschte um diese Stunde eine Stille, dass man das Zirpen der Grillen und das Quaken der Frösche im weiten Umkreis hörte. Nichts trübte den ländlichen Frieden.

Im Zentrum des Städtchens stand ein altes, festungsartiges Gerichtsgebäude, dessen Wände ein Meter stark waren. Angeblich soll es eines unter den ersten Gerichtsgebäuden in der Bukowina gewesen sein. Daran schloss sich der Kerker mit seinen vergitterten kleinen Fensterchen. Der Steg, der von der Strasse dahin führte, war zu beiden Seiten von alten Bäumen beschattet. Seitlich des Marktplatzes befand sich das Gemeindehaus, zu dem ein hoher Beobachtungsturm gehörte, von dem man Feuerbrände feststellen konnte.

II.

DIE JUDEN DER ORTSCHAFT UND IHRE BRAEUCHE

Aus mündlichen Berichten zu schliessen, sollen schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige jüdische Familien in Ober-Stanestie am Wiwos gewohnt haben. Aber erst mit dem Jahre 1848 begann der Zuzug der polnisch-aschkenasischen und russischen Juden. Da viele von ihnen keinen gelernten Beruf hatten, gingen sie zur Verfrachtung von Holz- und Schnittmaterialien nach den Grenzstädten Galiziens über, wodurch sie ihren Lebensunterhalt bestritten. Mit einem „Vierer" (Kupfermünze im Wert von vier Kreuzern) konnten sie ihren wöchentlichen Bedarf dekken. Unter den ersten Siedlern war u.a. die Familie Gottesmann vertreten.

Die reichlichen Schätze der Waldungen in der Umgebung der Ortschaft blieben grösstenteils unverwertet, weil die ukrainische Bauernschaft hierfür kein Verständnis hatte. Der Holzhandel und die Verfrachtung der Rohmaterialien oblag einzig und allein den Juden, die, wie überall, eine Lücke in der Wirtschaft ausfüllten. Da auch in den Orten, nach denen der Holzexport ging, Juden lebten, entwickelte sich bald ein lebhafter Warenaustausch, und die Bevölkerung von Stanestie erhielt nunmehr allerhand Bedarfsartikel. Mit der Zeit setzte ein schwungvoller Handel ein.

Nach und nach verliessen die Siedler zum Teil den Wiwos und verlegten ihren Wohnsitz nach dem Städtchen. das den Namen Unter-Stanestie a/Cz. führte. Längs der Strasse erbauten sie Häuser. eröffneten Geschäfts- und Schanklokale. Einige pachteten von den jeweiligen Gutsbesitzern die Wassermühlen, während der Grossteil sich weiterhin mit der Verfrachtung von Materialien

befasste. Um nach den polnischen Städten Sniatyn, Horodenka und Zaleschczyki zu gelangen, mussten sie einige polnische Dörfer passieren, wobei sie in Stetzowa, in der alten grossen Kreitschme [1] von Lipa Schapira übernachteten. Nur langsam zogen die Pferde das schwere Gefährt hinauf. Die Kutscher pflegten vor jeder Anhöhe auszusteigen, und sie halfen den Wagen stossen, den müden Pferden die Last erleichternd. Donnernd polterten die Hufe der Pferde und die eisernen Radschläge des schweren Wagens auf den Holzbrücken über den Czeremusch und Pruth. Sie benützten jedoch meist den kürzeren Weg, mussten aber die erwähnten zwei Flüsse überqueren. Hiebei ersparten sie sich die Taxen der Ueberfahrt über die langen zwei Brücken in Waschkoutz und Sniatyn–Zalucza, was zu jener Zeit viel bedeutete. Den Heimweg pflegten die Pferde von selbst zu finden, weil die Kutscher, während der Fahrt schon müde geworden, einschliefen. Die Pferde waren so trainiert, dass sie bei den Kreitschmes Stezowa und Wihoda vorfuhren und stehen blieben, wobei sie auch zu wiehern und zu schnauben pflegten, damit sie gefüttert würden.

Auch das Beten besorgten die Frächter unterwegs. Während des „Schmone-Esre"-Gebetes pflegten sie die Pferde mit einem lauten „Nu" anzutreiben, um nicht die heiligen Worte durch den gewohnten profanen Zuruf zu unterbrechen.

Die ausdauernde und hart arbeitende Judenschaft war oft Tag und Nacht unterwegs. Der Verdienst aus der Frachtbeförderung bildete die Grundlage ihres Lebensunterhaltes.

Die politischen Veränderungen in Oesterreich im Jahre 1867 brachten auch den Juden die ersehnte Gleichberechtigung, die in der Verfassung verankert war. Dadurch verstärkte sich die Einwanderung auch nach dem Städtchen Unter-Stanestie, wo sich die jüdische Bevölkerung auf allen Gebieten frei betätigen konnte und in Handel, Gewerbe, Kleinindustrie sowie im Ackerbau vertreten war. Dieser rapide Zustrom, der ständig im Zunehmen war, hatte jedoch weder Wohlstand noch Prosperität zur Folge. Im Gegenteil, es entstand unter den Gewerbetreibenden sowie im

1) Einkehrhaus.

Kleinhandel eine Wirtschaftskrise. Die Engros-Manufakturhändler, die den kleinen Händlern die Ware gegen Kredit gaben — da hat mancher bei der Unterschrift eines Acceptes einen Teil seiner Sünden abgeschwitzt — erkundigen sich immer wieder, ob die Töchter ihrer Kunden schon heiratsfähig seien, und wenn dies der Fall war, entzogen sie ihnen unbarmherzig den Kredit. Sie befürchteten nämlich, sie würden durch die Verheiratung der Töchter in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Doch waren, soweit ich mich erinnere wie auch nach den Aussagen der alten Garde im Pullesch[2] im Verlaufe von ungefähr 60 Jahren nicht mehr als zwei bis drei Insolvenzen ohne Bedeutung zu verzeichnen.

Die Handwerker ernährten sich schlecht und recht; zu irgend welchem Wohlstand konnte keiner von ihnen gelangen. Die Lage der Händler schien besser als die der Handwerker, in Wirklichkeit war sie es nicht. Der Handwerker, sobald er seinen Auftrag hatte, sass ruhig in der Werkstatt bei seiner Arbeit; die Händler hingegen hielten Tag für Tag vom frühesten Morgen bis zum späten Abend auf den Märkten und zu Hause unruhig ängstlich Ausschau nach der Kundschaft, ohne dass der erzielte Verdienst ausgereicht hätte, ihren Lebensstandard zu erhöhen.

Obwohl die Männer die ganze Woche hindurch schufteten, mussten ihre Frauen am Donnerstag ihre Einkäufe für den Sabbath auf Borg nehmen, den die dortigen Hauptgeschäftsleute Leibole Rappelfeld, der auf einem Fuss hinkte, mehr bekannt unter dem Namen Leibole Schukiak — sein Anhängeschild zeigte einen Hirsch — und Dugie Melzer für die Dauer nicht gewähren konnten. Viele lebten in der Hoffnung, dass es so kommen würde, wie R. Jochanan im Namen des R. Elieser ben Simeon sagte: „Gott spricht zu den Israeliten: Meine Kinder, leihet euch auf meine Rechnung und beobachtet die Heiligkeit des Festtages und habet Vertrauen zu mir, dass ich es (eure Schulden) bezahlen werde". Das Handwerk lag in jüdischen Händen, es gab Schuster, Schneider, Bäcker, Tischler, Klempfner, Schlosser, Fassbinder, Uhrmacher, Raseure, Schmiede und Spiritusmänner

---

2) ein kleiner Raum neben der grossen Tempelhalle.

Es mag eigenartig anmuten, dass im Städtchen eine Vielzahl hochgewachsener Männer lebten. Leider kann ich mich nicht an alle erinnern. Die bekanntesten waren: Jankel Büchler, Aron Rauchwerger, Gerschon Rübner, Itzie Rübner, Meier Weber, Uren Eisig Hoffenberg, Simon Leib Teller, Selig Birnbaum, Jerichim Plutzer, Hersch Karpel, Mordcho Osterer, Srul Leib Liebster, Mordcho Burg, Seide Birnbaum der Obere, Mendel Prucz, N. Fenner und Hersch Stern u.s.w.

Jeder kannte jeden. Als Schuljunge kannte ich nicht nur die Würdenträger von Stanestie, sondern auch die Dienstboten und Holzhacker, ich kannte jede Frau, die Aepfel verkaufte und jeden Bettler. Jeder wusste genau, wie viel der andere besass oder verdiente, und wenn einer über seine Verhältnisse lebte, äusserte man sich abfällig über seine Ehefrau. Wir können uns heute kaum vorstellen, mit welch geringen Mitteln man damals nicht nur zu leben, sondern auch die primitiven Lebensfreuden zu geniessen verstand.

Den schwer arbeitenden Männern standen ihre Frauen treu zur Seite. Sie waren fast ausnahmslos vom Morgen bis zum Abend im Geschäfte oder bei ihrer Wirtschaft tätig. In der Arbeit waren sie oft zäher und geduldiger als ihre Männer; ohne Schulbildung — und wenn schon, kaum eine bis zwei Volksschulklassen — waren die Frauen stark genug, um nicht nur mitzuarbeiten, sondern auch mitzureden. Doch fiel die letzte Entscheidung dem Haupt der Familie, dem Manne, zu. Im Gegensatz zur Frau von heute waren ihnen der „Jour", der Zeitungsroman, das Theater, die Promenade, das Bridge oder Pokerspiel und das Chauffieren eines eigenen Wagens völlig unbekannt. Sie standen in jeder Hinsicht dem Gatten näher als die heutigen Frauen und waren auch in der Treue vorbildlich. Hatten sie deshalb an Weiblichkeit verloren? Die Stellung der Frau zwischen Mann und Kindern war eine andere als jene, die man heute für selbstverständlich hält. Gewiss lag beiden Ehegatten die Erziehung der Kinder besonders am Herzen; sie arbeiteten für sie, und erst in dem, was die Kinder erreichten, sahen sie den rechten Erfolg des eigenen Lebens; aber zwischen Mann und Kinder gestellt, sorgte die Frau jener Zeit am meisten für das persönliche Wohl des Familienerhalters. Es

galt zunächst, ihn gesund, kräftig und arbeitsfähig zu erhalten. Erst nach ihm kamen die Kinder, und das war für ihre Erziehung von entscheidender Bedeutung. Sie sahen, wie der Vater das ganze Denken der Mutter ausfüllte, und dieses mütterliche Verhalten flösste ihnen einen Respekt vor dem Vater ein, den die Kinder von heute selten kennen. Wie ist es heute? Schon die kleinen Kinder merken, dass sie der Mittelpunkt sind, um den sich alles dreht, und dies wirkt sich schädigend auf ihr ganzes Leben aus.

Es ist auch möglich, dass teils aus Bescheidenheit, mehr jedoch aus Ehrfurcht den Eltern gegenüber vor Zeiten kein Kind es gewagt hat, selbst als es schon erwachsen oder gar verheiratet war, diese über ihr Tun und Lassen bis zu ihrer Verheiratung und über ihre geschäftliche Tätigkeit in den ersten Jahren ihrer Ehe zu befragen.

Die Vergangenheit hatte ihren eigenen Zauber; unsere Grossväter waren gerade so weise wie die Söhne und Enkel; vielleicht waren sie auch glücklicher.

Ich bin nicht hundertprozentig davon überzeugt, ob es zutrifft oder nicht, wahr ist es doch, dass man das Städtchen als religiöser Mittelpunkt: „Klein Erez-Israel" nannte.

Mag auch in der Erziehung eine gewisse Härte gelegen sein, man muss zurückschauend dennoch bekennen: aus dieser härteren und strengeren Erziehung gingen zu jener Zeit nicht nur tüchtigere, sondern auch bessere Menschen hervor.

Vergleichsweise kommentierten die „Chasal"[3] die Sprüche Solomons im Koheleth wie folgt: „Kaum geboren, wird der Mensch mit Liebkosungen und Küssen bedeckt. Im Alter von zwei oder drei Jahren wälzt er sich im Staube und steckt alles, was er findet, in den Mund. Mit zehn ist er unruhig wie ein Reh, mit zwanzig zügellos wie ein Pferd, sich zierend und den Gecken spielend. Verheiratet, wird er ein Esel mit dem Sattel. Vater geworden, hat er alle Mühe, die Kinder zu erhalten, gleich einem streunenden Hund, der Brot sucht. Im Alter wird er ein Affe. Aber die Weisheit gibt allen diesen Abschnitten ein verändertes Aussehen."

---

3) namhafte Gelehrte.

Auch Solomons Leben teilten sie in drei Phasen ein. Die erste Phase bezog sich auf seine Jugend, da er im „Hohen Lied" die Liebe verherrlichte, in der zweiten, die in sein mittleres Alter fällt, predigte er in dem Buche „Mischle" (Sprüche) strenge Moral und in der dritten, als er sein Alter herannahen sah, gab er im „Koheleth" seinem Bedauern Ausdruck über „Hawel Hawalim", die „Nichtigkeit der Nichtigkeiten", die das Leben ausfüllen.

Das allgemeine Schulwesen beschränkte sich auf eine Mädchen- und Knabenschule, wo jüdische, polnische und ukranische Kinder in deutscher und ukrainischer Sprache unterrichtet wurden. Auch war eine von den dortigen Schwaben erhaltene deutsche Schule, die auch viele jüdische Kinder besuchten.

Die religiösen Probleme der Jugend, die Beweise für die Existenz Gottes, die Aussprüche der Propheten und deren Visionen vom Ende, wurden im Cheder gelernt und der „Schil" beim Morgen- und Abendgebet täglich wiederholt. Der im Cheder eingeprägte nationale Chauvinismus, der sich auf den Vers „Ata bachartanu" — mit dem ich mich noch näher befassen werde — stützt, und der besagt, dass unser Gott der alleinige Schöpfer der Welt und unser Tempel die einzige Stelle auf Erden ist, wo der Gott des Weltalls wohnt, während alle Nichtjuden Götzenanbeter seien, hat ausser Zweifel uns im Leben nur Feindschaft eingebracht.

Der Grund ist und war — mag man es in der modernen Zeit noch so sehr leugnen wollen — das alte religiöse Vorurteil, das die Volksmassen von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und auch den Kindern eingeimpft haben. Die Juden sind für sie das Volk, das ihren Heiland ans Kreuz geschlagen hat. Es dürfte noch vielen in Erinnerung sein, wie vor der katholischen Kirche, an welcher der Weg nach Woloka führte, gegenüber dem Hause von Froiki Kielstock ein blutbefleckter Jeschu auf einem Holzkreuz angebracht war, was provozierend wirkte, und das nicht jüdische Kind kommt nach Hause und fragt nach dessen Bedeutung. Es erhält zur Antwort, dass der Mann auf dem Kreuz der liebe Heiland (den es als „Christkind" liebt und verehrt) sei, der

von den Juden zu Tode gemartert wird. Im Kinde erwacht natürlicherweise ein tiefes Mitleid mit dem Heiland, verbunden mit einem ebenso tiefen Abscheu gegen dessen Feinde und Mörder: „die Juden". Wenn es in der Folge von Juden hört oder Juden sieht, assoziiert es dieselben spontan mit den Christusmördern und empfindet gegen sie eine wohlbegründete Antipathie. Mit dieser Antipathie wächst das Kind auf und begegnet den Juden, mit denen es in Berührung kommt, voreingenommen, misstrauisch und feindselig; natürlich stösst dieses Benehmen auf Gegenseitigkeit und liefert so dem Antisemitismus immer neue Nahrung. Das Kind wird zum Jüngling und was der Jüngling sich vornahm, das hielt der Mann, wie er es seinen Eltern gegenüber gelobt hatte. Mit ihm wächst auch die Antipathie gegen die Juden. So entwikkelt er sich unter der Suggestion gleichgesinnter Freunde zum fanatischen Rasse-Antisemiten, den kein Gegenargument beirrt, weil sein Instinkt und sein Rasse-Glaube sich gegenseitig stützen.

Ganz unerklärlich und unverständlich erschien es uns Jungens — nachdem uns erklärt wurde, dass Jeschu ein Jude war und der Hass des Christentums gegen die Juden, den Zeitgenossen Christi, sie hätten zur Verurteilung und Hinrichtung Christi sehr viel beigetragen. Man bedenke: Ein Jude wurde vor cca. 2000 Jahren von einem fanatisch-religiösen Gerichte wegen Missachtung der herrschenden jüdisch-religiösen Vorschriften zum Tode verurteilt. Der christlichen Jugend war der Judenhass eingefleischt, sie hatten ihn sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Wir wissen auch, dass die Predigt und der religionsgeschichtliche Unterricht durchaus geeignet waren, den Hass zu züchten. Wie oft pflegten wir Kinder darüber Klage führen, dass der Oberlehrer Boczkauski und die Lehrer Vitan und noch andere beim Unterricht Bemerkungen fallen liessen, die gar nicht judenfreundlich waren. Den christlichen Kindern wurde nicht erzählt — denn die Eltern selbst wussten es nicht, dass der Gekreuzigte einer aus dem Volke Israel war, dass die Gottesmutter Maria, der heilige Josef, die Apostel Paulus und Jakobus jüdischen Blutes waren. Das Christentum ist, wie allgemein bekannt, eine Tochter des Judentums. Leider wandelte die Tochter zumeist auf anderen Wegen als die Mutter, in-

dem sie nach aussen sich zu verbreiten suchte, während die Mutter sich nach innen vertiefte.

Um diese Gedanken zu verdeutlichen, bringen wir hier Hypothesen und Parabeln, was möglicherweise unsere Kompetenz überschreitet.[4]

4) Bekanntlich wurden viele Anhänger Jesus die sogenannten Judenchristen von tiefer Sehnsucht nach baldiger Erlösung erfasst. Sie sahen in ihm den Messias. Pontius Pilatus erblickte in diesem Manne eine Gefahr für Rom und überantwortete ihn dem Kreuzestod. Wenn die Kreuzigung eine geschichtliche Tatsache sein sollte — so war sie eine römische Hinrichtungsart, die das jüdische Gesetz überhaupt nicht kennt.

Auf jeden Fall, was das Judentum am meisten erstaunte, war die Beschuldigung der Nichtjuden, einen ihrer jüdischen Volksgenossen durch ein religiöses Gericht bestraft zu haben, und daraus einen Grund zur religiösen Verfolgung eines ganzen Volkes wegen Ermordung ihres Besten für Jahrtausende zu konstruieren? Haben das die Apostel — grösstenteils Juden — gewollt? Worin besteht das moralische Recht der Nachfolger des christlichen Religionsstifters zu dieser Hassaktion? Wie lässt sich dies rechtfertigen? Warum haben die Griechen nicht der Hinrichtung des grössten Sohnes ihres Volkes, des Philosophen Sokrates, das Gleiche ihren Volksgenossen in Athen vergolten, wie die volksfremden römischen und griechischen Christen es den Juden antaten? Hat je ein Papst des Mittelalters und der Neuzeit ein Inquisitionsgericht wegen der Verbrennung bei lebendigem Leibe von Hunderttausenden von Juden seine Stimme erhoben, weil Juden derselben nicht modifizierten Religion ihres Religionsstifters anhingen?

Noch bis heute dauert diese missverständliche Beschuldigung der Juden an, die bis heute das Konzil, die höchste religiöse christliche Instanz, nicht beseitigen konnte, ich will nicht sagen, wollte.

In der letzten Zeit wird von verschiedenen Kreisen eine Rehabilitierung des Judentums von der Schuld am Tode Christi — auf dem Konzil des bevorstehenden oekumenischen Rates — vielfach debattiert. Im letzten Hirtenbriefe des Papstes ist nichts Positives darüber zu lesen, weil die arabischen Führer im Namen Allahs gegen diese Rehabilitierung sind. Zu unserem Leidwesen scheint es in den Kreisen des Vatikans, dass das Mass der Judenverfolgung und Vernichtung noch nicht genug zur gegenseitigen Liebe unter der Menschheit beigetragen habe.

Es wäre zu wünschen, dass auf dem Konzil nicht nur dem Judentume dies verziehen, sondern in einem Friedensappell des Papstes dem Christentum die historische Wahrheit verkündet wird, dass Jesus ein Jude war, und somit die Juden damals berechtigt waren — nach damaligen religiösen Satzungen — über einen Juden, der gegen die Religion sündigte, zu richten, was sicherlich auch zur brüderlichen Eintracht und zur Zusammenarbeit der Völker beitragen würde In der Schöpfungsgeschichte heisst es: der Begriff der Nächstenliebe soll nicht engherziger Auffassung begegnen, denn Gott hat den Menschen, von dem wir alle abstammen, geschaffen, folglich ist Gott der Vater aller Menschen, und alle Menschen sind Brüder, ohne Unterschied der Nation, der Konfession und der Sprache. Es soll der Gedanke, der in hochstehenden christlichen Kreisen herrscht, sowie der unverhohlene Glauben, dass es nur eine einzige wahre Religion gebe, und zwar die christliche, ein für allemal verschwinden.

Man muss an Noah denken, um die Bedeutung der Religions- und Rassenunterschiede zu erfassen. Nicht durch Wissenschaft und nicht durch Philosophie, am allerwenigsten durch Verfolgung und Feindschaft gelangten sie zu ihrer Rassentrennung, sondern durch einfachen schlichten Verstand wählten sie

Die Vergangenheit würde zu weit ablenken, um bei ihr länger zu verweilen, so gehen wir zurück zur Gegenwart und Zukunft. Man könnte in Parenthese bemerken, dass die religiösen Juden Stanesties viel weniger in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, deren Ideal Moses war — und in der Zukunft, in der der Messias erscheinen und das Reich Gottes zugleich mit der Erhebung des jüdischen Volkes in Glanz und Pracht heraufführen werde — gelebt haben. Sie befanden sich auch nicht auf der gleichen Ebene mit der religiösen Gemeinschaft der Christen. Das, was den

---

ihre Lebens- und Charakterbilder und nebenbei bildete sich auch ein Glaube bei den drei Söhnen Sem, Ham und Jafeth heraus, dem sich jeder nach seiner Anschauung und seinem Willen anpasste.

Sem, Ham und Jafeth sind die Söhne eines Vaters und doch wie alle Geschwister sehr verschieden in ihrem Charakter. Jeder der drei Brüder zieht mit seiner Familie in eine andere Gegend der Erde, und so entstehen in diesen drei getrennten Bereichen drei ganz verschiedene Rassen, weil keine Vermischung der Geschwisterkinder mehr stattfindet: die kriegerisch-verwegene Rasse Hams, die Kanaan bevölkert, die sanfte unbedeutende Rasse Jafeths, die Bewohner der Inseln, der Südsee, möchte man sagen, und die starke bewegte und erregte Rasse Sems, aus der später Abraham hervorgeht.

Ganz bedeutungslos für die Tatsache der Rasse und Rasseneigenart ist also ihre Blutherkunft und Blutmischung. Tausend Rassen mischten sich im Blut des Stammvaters Noah, hunderttausend schon im Blute Jakobs. Mit hundert neuen Rassen haben sich die Kinder Israels später im Lande Kanaan vermischt. Gleichgültig! Einmal endete die letzte Vermischung, einmal begann die völlige Absonderung, die Einheit der Fortpflanzung, die Einheit der Lebensaufgabe, und von diesem Augenblick an entsteht jene Menschheit, die man je nach Gesichtspunkt als Rasse, Geschlecht, Volk oder Stamm bezeichnet.

Und hier eine kurze Geschichte über das Verhalten Terahs, des Sohnes von Sem, zu seinem Sohn Abraham: Terah neigte zu den Anschauungen seines Onkels Jafeth und geriet dabei mit seinem Sohne Abraham in Glaubenskonflikt. Während Terah durch Götzendienst von Gott abfällt, hielt sein Sohn Abraham mit unermüdlichem Eifer fest an dem Glauben Gottes, der seinem Urgrossvater Noah gebot, die Arche zu bauen, um bei der Sintflut am Leben zu bleiben.

Terah, der Vater Abrahams, verkaufte Götzenbilder. Während Abraham allein zu Hause war, kam ein Weib und brachte Mehl für die Götzen. Sie verrichtete ihr Gebet, setzte das Mehl den Götzen vor und ging fort. Abraham griff hierauf nach einem schweren Hammer und zertrümmerte die Götzen bis auf den grössten. Dem gab er den Hammer in die Hand. Terah kam nach Hause, sah entsetzt die Verwüstung an und fragte Abraham: Wer hat dies getan? Doch Abraham sprach: „Da kam ein Weib daher und setzte den Götzen eine Schüssel Mehl vor und ging. Die Götzen zankten, stritten mit einander. Jeder wollte zuerst zugreifen. Darüber zürnte dieser Allgewaltige unter ihnen und zerschlug sie. „Wie, glaubst du mich zu belügen?" schrie Terah wütend. „Können jene Klötze greifen, zanken, streiten?" „Das wollte ich eben von dir, mein Vater, hören. O, dass dein Ohr verstünde, was dein Mund ausspricht", sagte Abraham. Terah achtete nicht darauf und lieferte seinen Sohn dem Tyrannen Nimrod aus, dass er ihn bestrafe. Aber der Herr befreite Abraham aus des Tyrannen Hand und gebot ihm, das Vaterland zu verlassen.

Juden von der christlichen Bevölkerung scheidet, was die Antipathie gegen ihn erweckt und nährt und was wahrscheinlich auch durch einen Religionswechsel nicht anders wird, das entspringt eben aus nationalen und hauptsächlich aus neidigen, und nicht aus religiösen Gründen. Trotz der Missachtung und der Geringschätzung, die ihnen widerfuhr, fühlten sie sich menschlich gegenüber den anderen weit überlegen.

Was das Erwerbsleben betrifft, wäre noch zu bemerken, dass mit der Zeit ein Grossteil der Baalei-Gules [5] zum Zwischenhandel überging, indem sie Brennholz und andere Materialien in umliegenden Sägewerken und Wäldern aufkauften, diese mit ihren Fuhrwerken nach den holzarmen Gegenden transportierten und dort absetzten. Fast alle Jahrmärkte suchten sie auf. Dorthin führten sie auch die im Städtchen hergestellten Wagen mit schön durchgezogenen Rutenkörben; darunter waren auch Wagen, die vom jüdischen Schmied Aba Bernthal (bekannt als Aba Kowal), einem Manne mit russbedecktem Gesicht und Lederschurz, hergestellt wurden. Die Stanestier Wagen waren in der ganzen Umgegend als die schönsten bekannt; insbesondere fanden sie am Jahrmarkt Laschkow einen enormen Absatz.

Auch waren Ansätze zu einer Kleinindustrie mit primitiven Vorrichtungen zu verzeichnen. So z. B. wurde eine Sodawasserfabrik von Meschulim Bleiweiss und Söhnen — sie sind später nach Nord-Amerika ausgewandert — begründet, dann gab es einen Seifen- und Kerzenerzeuger, namens Dawid Melzer (bekannt als Dugie Lechtzieher), und Dawid Süssmann erzeugte im Walde Czorloia Balkenträger und Kanthölzer mit Handsägen.

Der Ne'eman [6] im Walde Czorloja war ein frommer Jude, namens Nachum Sperber — Vater des Sekretärs der Bukowinaer Keren-Kajemeth-Abteilung B. Friedmann — den der polnische Graf als Kassierer engagiert hatte. In den Wäldern wurden, wie üblich, Juden als Vertrauensmänner eingesetzt.

Ein für das Städtchen überaus nützlicher Jude war zu jener Zeit der Raseur und Feldscher Jerichim Plutzer, auch Zurulek

5) Fuhrleute.
6) Vertrauensmann.

genannt. Er assistierte dem Arzt Dr. Peller und wurde fast zu jedem Patienten gerufen. Seine Heilkunst beruhte auf Volksmedizin; z. B. bei Temperaturerhöhung verordnete er Setzen von Blutegeln oder Bankes [7] und Umschläge. Auf diesem Gebiet hatte er sich besonders spezialisiert. Klagte einer über Magenkrämpfe, so machte er gleich ein Klistier oder verabreichte Rizinusöl, das ihm als Hauptheilmittel diente. Dabei gab er auch Weisungen, dass man einem kranken Magen keine allzunahrhafte Kost reichen dürfe. Er war auch Spezialist im Zähneziehen. Zu ihm pflegten „ungezogene" Patienten zu kommen und „wohlgezogen" wegzugehen. Er neigte auch zu Aberglauben; so gab er Schwerkranken als Palliativ einen Beinamen, um den Tod irrezuführen. In den meisten Fällen dürften die Natur oder die Kunst Jerichims im Stellen von „Bankes" den Erfolg gehabt haben, den die naiven Kranken der Namensänderung zuschrieben. Wenn einer schwer krank lag, pflegte sich in der Synagoge ein Minjan zu versammeln, wobei Psalme zwecks Genesung des Patienten gelesen wurden, und der Kranke erhielt einen euphemistischen Beinamen, wie Selig, Alter etc. Man nannte dies „Pidjon Nefesch" [8].

Doch wurde Jerichim nicht bloss bei physischen Leiden zu Rate gezogen, auch bei Ehrverletzungen schüttete man vor ihm das Herz aus. So erinnere ich mich noch, als Kind einem von Jerichim durchgeführten Strafvollzug beigewohnt zu haben. Bei meinem sel. Vater arbeitete in der Mühle ein Müller, namens Nicolai, der ihn in betrunkenem Zustande beleidigt hatte. Der Vater beklagte sich darüber vor unserem Hausfreund Jerichim. Als dieser eines Abends wieder zu Besuch bei uns weilte, kam zufällig auch der erwähnte Müller herein. Nach einer kurzen Zurechtweisung verabreichte ihm Jerichim vor aller Augen eine Tracht Prügel. Die Strafe schien auf den Müller gewirkt zu haben, denn soweit ich mich erinnere, erwies sich der sel. Vater Jerichim gegenüber dankbar.

Nicht minder tätig war seine Frau Selde, die als Hebamme im Orte wirkte. Sie konnte auf ihr Konto buchen, dass sie bei

7) Schröpfköpfe.
8) Seelen-Ablöse.

der Entbindung fast aller jüdischen Frauen hilf-und erfolgreich assistierte. Sie beschäftigte sich nicht nur mit der Entbindungskunst, sondern auch mit Frauen- und Kinderkrankheiten. Sie hatte dies nicht auf der Universität studiert, sondern hatte die Kenntnisse entweder vom Vater oder von der Mutter. Sie wie auch ihr Mann Jerichim leisteten dem Städtchen medizinische Hilfe. Zu ihren hygienischen Vorsichtsmassnahmen gehörten auch Mittel gegen „a git Oig", — eine damals übliche Abwehr gegen Behexung durch den bösen Blick und durch böse Geister und Dämonen. So liess sie das Himmelbett mit weissen Leintüchern bespannen; zum Schutze des neugeborenen Kindes wurden Amulette, deren Inhalt der Psalm 121 sowie kabbalistische Zitate bildeten, über dem Kopfe der Wöchnerin an der Wand angeheftet; ein zweites Blatt klebte an der Tür und ein drittes wurde zwischen die Kissen des Kindes gelegt. In der letzten Nacht vor dem Briss [9] wurde das männliche Kind am meisten behütet; man nannte sie die „Wachnacht". Am Vorabend der rituellen Zeremonie pflegte der Mohel" [10] Mendel Schächter oder Towia Schächter, von dessen Kaftan man ein hübsches Quantum Fett herausziehen konnte, das Messer, das in einer Scheide steckte und oft ein kabbalistisches Werk zu bringen, und die Hebamme legte beides unter die Kissen des Neugeborenen. Wenn nun das Kind gerade weinte, so bemerkte die Hebamme gewöhnlich bedeutungsvoll: „Er weiss schon, was kommen wird". Lächelte es aber im Schlaf, so hiess es, dass der „Malach" (der gute Engel) mit ihm spielte und ihm gleichzeitig einen Nasenstüber gab, damit es seine Erlebnisse im Himmel vergesse Weiters heisst es im Talmud, dass vierzig Tage vor der Geburt eines Kindes ein Engel laut im Himmel ausruft: „Die Tochter von diesem und diesem sei bestimmt für diesen und diesen!"

In der Regel freuten sich jüdische Eltern über die Geburt eines Knaben mehr, als über die einer Tochter, denn nach dem Tode der Eltern hatten nur die Söhne die Pflicht, durch ein Jahr vom Todestage an, das Kadischgebet beim Morgen und Abend-

---

9) Beschneidung.
10) Beschneider.

gottesdienste zu verrichten. Die Beschneidung am achten Tage nach der Geburt wurde selbst am Versöhnungstage, wenn er auf einen Sabbath fiel, vorgenommen. War der Neugeborene zugleich der Erstgeborene und waren weder der Vater noch die Mutter Abkömmlinge des hohen Priesters Ahron, oder aus dem Stamme Lewi, so wurde das Kind von einem Priester „losgekauft", d.h. symbolisch den Eltern weggenommen, und zwar am 30. Tage nach der Geburt. Am siebenten Tage nach der Geburt des Kindes fand das „Krischmaleinen" [11] statt. Der ganze Cheder marschierte in Reih und Glied, zu je drei, angeführt vom Reben Zalman, direkt ins Zimmer der Wöchnerin hinein, und alles schrie laut, einer den andern überschreiend, donnerten die Kinder das Schemagebet. Dafür wurden sie auch reichlich belohnt. Jeder erhielt nebst einem Stück Honigkuchen ein Päckchen Rosinen und Mandeln.

Nach der Geburt eines Mädchens begab sich in der Regel der Vater an dem darauffolgenden Sabbath, nachdem die Mutter das Wochenbett verlassen hatte, in die Synagoge. Er wurde bei der Verlesung des Wochenabschnittes zur Thora aufgerufen; die Eltern erhielten den Segen und das neugeborene Kind den Namen. Nach dem Gottesdienste begaben sich Verwandte und Freunde zur Wöchnerin, um ihr zu gratulieren. Ein Imbiss war vorbereitet.

Um mit D. D. Runes zu sprechen (S. 17): Unsere Ahnen nannten einen neugeboren Sohn „Kadisch" [12]. Das Kind war die Verbindung zum ewigen Leben. Menschen, deren Existenz sich ohne Kinder auslebt, haben keinen Anteil am künftigen Leben.

Auf einem besonderen Tisch wurden die Utensilien für den Briss hergerichtet: eine Flasche Wein, ein Becher, ein Teller voll Sand, Moilmehl (eine Art Puder), das aus altem verfaultem Holz bereitet wurde. Das Kind wurde von Arm zu Arm gereicht, bis man es schliesslich der Gevatterin übergab. Der Quatter (Gevatter) übernahm es dann und reichte es dem Sandek (der das Kind zur Beschneidung hält). Und nun folgte der Akt der Beschneidung. Nach derselben war die Macht des bösen Geistes über das Kind gebrochen.

---

11) Kindersegen am Wochenbett der Wöchnerin.
12) Heiliger.

Fürs Kind wurde eine Holzwiege hergestellt, die aus einer länglichen Kiste auf zwei halbrund ausgeschnittenen Füssen bestand. Unter den Kopf des Kindes legte man Knoblauch, eingewickelt in einen roten Lappen. Die Mutter schaukelte die Wiege mit ihrem Fuss und schläferte das Kind mit dem bekannten Liede ein:

„Schluf, mein Kind, in Ruh,
Mach deine koschere [13] Auegelach zu.
Unter dem Kinds Wiegole
Steht a weisse Ziegele,
Die Ziegele is gefohren handeln,
Rozinkis [14] mit Mandeln.
Dus is die beste S'choire [15]
Berele wird lernen Toire.
Toire, Toire im Kepcle [16]
Kasche [17], Kasche im Tepele [18],
Broit mit Piter [19] schmieren.
Der Tate [20] mit der Mame [21]
Berele zu der Chupe [22] führen."

Es ist bezeichnend, dass der Jude damals selbst in den Wiegenliedern nur vom Thoralernen und Chedergehen phantasierte.

Zu jener Zeit wurden Säuglinge sehr fest eingewickelt. Die Folge war eine rachitische Unterentwicklung des Knochenbaus. Die Heilwirkungen der Sonnenbestrahlung und der Vitamine C und D waren damals noch nicht bekannt.

Sehr oft schrieb man eine nicht diagnostizierte Krankheit einem „Bösen Auge" zu; in diesem Falle rief man die Frau von Abraham Joineche Rappelfeld, die mit ihrem Absprechen und Kohlenlöschen unter Aufzählung der historischen Bibelnamen oftmals die erwartete Hilfe zu bringen schien.

Im Jahre 1894 brach im Städtchen die Cholera aus, die vom damaligen Arzte Dr. Soschczyn bekämpft wurde. Der Krankheit

---

13) reine, 14) Rosinen, 15) Ware, 16) Köpfchen, 17) Brei, 18) Töpfchen, 19) Butter, 20) Vater, 21) Mutter, 22) Trauung.

fielen viele Leute, darunter auch meine Mutter s.A., zum Opfer. Kein Wunder! Bei den damaligen hygienischen Verhältnissen konnte es nicht anders sein, und selbst junge Menschen im Vollbesitz ihrer Kräfte erlagen der Seuche.

Die Bevölkerung war grösstenteils ukrainischer Abkunft. In diesem Teil der österreichischen Monarchie war die ukrainische Sprache vorherrschend, so dass sie auch die jüdischen Kinder neben der deutschen Sprache voll beherrschten. Sie konnten sogar das Schulgebet „Oczenasch" [23] auf ukrainisch hersagen. Auch das Glockenläuten in den Kirchen an Sonn- und Feiertagen nahmen die Juden als Selbstverständlichkeit hin. Der Verkehr zwischen Juden und Christen war damals noch nicht durch offenen Antisemitismus vergiftet. Doch in der Volksschule zeigte sich schon zwischen den ukrainischen und jüdischen Kindern eine Feindschaft, indem die christlichen Kinder mit verächtlichen Gesten jüdische Bräuche verspotteten. Sie stellten sich, als ob sie sich die Schläfenlocken kräuselten und den Bart glätteten. Auch während des Essens berührten sie das Brot der jüdischen Kinder, streiften es mit den Händen und wiederholten provozierend das Wort „Chasir" [24]. Eine aufkommende Feindschaft konnte man auch bei den Erwachsenen feststellen, nachdem der nationalistische Verein „Sicz" begründet worden war und an jedem Sonntag Aufmärsche zu Pferd mit der Nationalfahne stattfanden.

Wir empfanden es schmerzlich, dass unsere Kinder schon in in der Schule unter den antisemitischen Gesinnungen der nichtjüdischen Schüler und mitunter auch der Lehrer zu leiden hatten. Wir wollten die Wogen glätten, um die Kluft zwischen uns und unseren christlichen Mitbürgern nicht zu erweitern. Wir pflegten die Beziehungen zum slavischen Neujahr, welches die Ukrainer (Ruthenen) nach dem Julianischen Kalender feierten; so z.B. besuchten sie maskiert die jüdischen Häuser. Am amüsantesten für uns Kinder war die Kosa [25], ein Neujahrsbrauch der bäuerlichen Bevölkerung. Ein Fell mit einem Ziegenkopf wurde von einem

---

23) Vater-unser.
24) Schwein.
25) Ziege.

Mann, der darin stak, auf zwei Stöcken gehalten. Der Ziegenhals war mit allerlei buntem Zeug behangen. Auf beiden Hörnern waren Glöckchen befestigt, die bei jeder Kopfwendung schrill ertönten.

Der „Gid" [26], der mauschelnde Jude, wird mit lustigem Spott behandelt und mit einer knallenden Nageika, mit der man die Luft durchschnitt, verprügelt, bevor die Spieler antraten, war er der Führer dieser Kosa. Ich erinnere mich an so einen Besuch und an das Angstgefühl, das ich damals hatte. Nach ihrem Eintritte versteckte ich mich unter dem Bett, wo ich die ganze Zeit — trotzdem man nach mir suchte — lag und keinen Laut von mir gab. Die Spieler wurden überall freundlich aufgenommen. Wir übten Toleranz, denn wir lebten inmitten von Nationen, die gegenseitig auf einander angewiesen waren. Wir bedurften ihrer Freundschaft mehr als sie der unseren. Doch wucherte die innere Feindschaft ungeschmälert weiter.

Entsprechend der damaligen Kommunalverordnung war Bürgermeister und Richter der Chef der Verwaltung, namens Wonarski, der dieses Amt fünf und vierzig Jahre inne hatte. Man durfte ihm den Gehorsam nicht verweigern, sonst liess er Verfehlungen durch fünf-und-zwanzig Hiebe abbüssen. Dabei vertrat er den Standpunkt, dass der Genuss der bürgerlichen Rechte nicht durch das religiöse Bekenntnis beschränkt werden dürfe.

Die freisinnigen Juden hatten auch ein sichtliches Interesse an der Aufhebung der drei Wahlkörper; sie sollten in einen einzigen umgewandelt werden mit Umgehung der Klassenvorrechte.

---

26) in Gestalt eines Juden mit Bart und Streimel.

III

JUGENDUNTERRICHT

Im Sinne der alten Ueberlieferung wurden Chedarim [1] eröffnet. Die Melamdim [2], die grösstenteils aus Russland kamen, lehrten in Gruppen. Schon sehr früh wurden die Kinder das Alef-Beth gelehrt. Sicherlich fehlte es an Pädagogik; denn man machte keinen Unterschied, was die intellektuelle Begabung des Kindes betraf. Aber das „Girsa dejankesse" [3], die in frühester Jugend erworbene Vertrautheit mit der Sprache und den elementaren Begriffen, war wichtig, weil das Gehirn des Kindes noch wie eine unbeschriebene Tafel aufnahmsfähig ist und ausserdem, weil dann in der Zeit, in der überhaupt erst das Verständnis für die Bedeutung und den Wert des Lernens wach wird, die formalen Schwierigkeiten schon überwunden sind.

Obwohl die jüdischen Ortsbewohner durchwegs in nicht sehr guten Verhältnissen lebten, geizten sie nicht bei Aufnahme eines Lehrers. Sie arbeiteten schwer und opferten viel, um ihren Kindern die Möglichkeit zu bieten, gute Juden zu bleiben, und ginge es auf Kosten einer gesicherten sozialen Position. Dieses Verantwortungsgefühl, das den Vater für seine Kinder beseelte, war von einer Hoffnung auf eine Zukunft getragen, die er Gott überliess; Gott werde bei der Erziehung der Kinder, der Berufswahl, der Heirat, der Anzahl der zu erwartenden Sprösslinge, die schützende Hand halten. Der Optimismus war keine philosophische Theorie,

---

1) Privatschulen.
2) Lehrer.
3) Jugendlehre.

die eines Beweises bedurfte, er war in tiefer Gläubigkeit verwurzelt.

Leider wurde das Talmudstudium, sobald die Kinder erwachsen waren und ins Erwerbsleben traten, nicht fortgesetzt, weil es die höchsten Ansprüche an Zeit und Kraft stellte. Das Jiddisch, das sich aus Elementen von Deutsch, Hebräisch und einer Beimischung aus den anderen europäischen Sprachen zusammensetzt, war die Muttersprache der Stanestier Juden. Das Fühlen und Wollen der Kinder im Cheder und ausserhalb desselben fanden in dieser Sprache ihren Ausdruck, anbei wurden auch jüdische Lieder vorgesungen:

Eine Probe:

„Essen, essen Küchalach,
Koifen, koifen Schicholach,
Schicholach koifen,
In Cheder [4] wet dus Kind loifen,
Loifen wet es in den Cheder,
Lernen wet es gur keseder [5],
Wet es oblernen etliche Schures [6],
Wet men heren gute Bsures [7],
Bsures toiwes [8] zi zuheren
Abi dem Oilem [9] a Eize [10] zu geben;
A Eize zu geben mit viel Mailes [11],
Wet das Kind paskenen Scheiles [12],
Scheiles wet es paskenen.
Drusches wet es darschenen [13],
Wet men ihm schicken die gildene Pischkele [14]
Un a Streimele [15].

Die Kleinkinder wurden in den Cheder zu Zalman Melamed Grünberg, dem „Dardigen" [16] geschickt, der ihnen die Anfangs-

---

4) Schule, 5) der Reihe nach, 6) einige Zeilen, 7) gute Nachrichten hören, 8) gute, 9) Publikum, 10) Rat zu geben, 11) gute Eigenschaften, 12) Fragen über koscher und treife und andere talmudische Fragen entscheiden, 13) talmudische Reden halten, 14) eine goldene Dose, 15) Festtagspelzmütze, 16) Elementarschule.

gründe des Alef-Beth beizubringen hatte. Ihm zur Seite stand der Belfer [17], mit Namen Leiser, der sie abholte und nach Unterrichtsschluss nach Hause brachte. Der Belfer ass bei jedem Balabus [18] „Köst", d.h. er hatte einen Tag in der Woche Freitisch. Traditionsgemäss wurde ein Kind, das bereits das dritte Jahr überschritten hat, mit einem Tallith [19] umwickelt auf den Händen in den Cheder getragen. Ausserdem hatte das Kind noch ein Untergewand mit Schaufäden an. Der Melamed hielt einen langen schmalen Holzstift in der Hand (Deitelholz genannt), womit er den Kindern beim Lesen Buchstaben für Buchstaben, Zeile für Zeile mit dem bekannten Tonfall „ot asoi lernt a jingole Kumetz Alef U" zeigte.

Das Chederhaus [20] stand wohl seit langer Zeit und war schon verfallen und tief in die Erde gesunken, mit kleinen Fensterscheiben, die das Tageslicht spärlich einliessen. Der Fussboden war aus Lehm. Vor der Eingangstür war eine Pripe [21], auf der wir in der Freizeit spielten. Schwierigkeiten hatten wir beim Schliessen der Tür, die statt eine Klinke einen hölzernen Stock hatte, der vom vielen Gebrauch so glatt war wie eine Glasur.

Kaum hat das Kind das Lesen halbwegs erlernt, überging man zum Chumasch u. z. begann man mit der Sedre „Wajikru". Darauf hin fand im Elternhause eine Kinderfeier statt, bei der der kleine Jubilant die „Drusche" [22] aufsagte. Er wurde auf den Tisch gestellt, und ein Mitschüler stellte folgende Fragen:

„Welche Sedre geht?"

„Die Sedre hat keine Füsse, auf dass sie gehen soll", erwiderte der Druschesager.

"Wer denn geht?"

„Ich gehe in den Cheder!"

Was hast denn Du im Cheder gelernt?"

---

17) Behelfer.
18) Valor des Kindes.
19) Gebetmantel.
20) wörtlich: Zimmer, früher technische Bezeichnung einer jüdischen Elementarschule.
21) an der Aussenwand eine Bank aus Lehm.
22) Predigt.

"Wajikru".

„Was heisst Wajikru?"

„Er hat gerufen".

„Wer hat gerufen? Der Rabbi im Cheder?" fragte der Gegenspieler.

„Nein, Gott hat gerufen, dass Moische die Thora nehmen solle."

Dabei kam es öfters vor, dass der Fragesteller und der Druschesager den Faden der eingelernten, etwas längern Fragen verloren und stecken blieben. Hier sprang der „Belfer" ein und brachte die Verlegenen heim.

Das war ein kleines Pröbchen von einer „Drusche", die wohl mancher Leser in eine graue Vergangenheit verweisen möchte, doch werden sich noch unter ihnen manche finden, die selber einmal diese Rolle spielten.

Die älteren Kinder wurden, nachdem sie den Dardig-Melamed verlassen hatten, in den Cheder zu Binem Endelman, auch Foni Melamed genannt, geschickt. Diese Gruppe hatte es schon schwerer; denn diese Kinder mussten schon im Sommer und Winter um fünf Uhr vortags wach sein, um noch die Volksschule besuchen zu können. Sie mussten sich bei starkem Frost und in knöcheltiefem Schnee einen Steg bahnen. Der Cheder war ein Raum mit wenig Luft und Licht, was dem körperlichen Gedeihen der Kinder gewiss abträglich war. Der Unterricht wurde in der Wohnung des Reben Binem erteilt, in einem Zimmer, das gleichzeitig als Schlafstube, als Wohnstätte und als Unterrichtssaal diente. Der Alker, ein kleines Zimmer, war für seine einzige Tochter Bat-Schewa bestimmt, die er sehr liebte. Wir konnten ihn nur dann in gute Laune versetzen, sobald er sich aufregte, wenn wir ihm irgend eine Botschaft von seiner Tochter überbrachten. Er trug ein weisses Hemd, dessen Aermel weit und offen waren. Am Hals lief es in eine Art Umlegekragen aus, der nicht gestärkt war. Ueber dem Hemd trug er einen „Talit-katan" [23], ein rituelles Kleidungsstück, ohne das der fromme Jude keine „vier Schritte"

---

23) Kleines Gebettuch.

machen darf, ein ca. sechzig Zentimeter breites und ca. zwei Meter langes Stück Stoff„ aus reiner Schafwolle, gegen dessen Ende von beiden Seiten, querein, breite schwarze Streifen eingewoben sind. Von allen vier Enden hängen lange dünne Quasten, die Zizes [24], ebenfalls aus Schafwolle. Röhrenstiefel und Hosen, die in den Schaft der Stiefel gesteckt waren, vervollständigten seine noch aus Russland stammende Toilette.

Gelernt wurde: Beten, Chumasch und Raschi, Tanach und kleine Abschnitte in den Gemorahs Baba-Meziah und Baba-Kamah, die doch nicht zu den leichtesten Partien gehörten. Noch heute erzählt gar mancher, der dem jüdischen Buche und der Tradition völlig entfremdet ist, mit Stolz, dass er als Knabe bei Binem Melamed „Chumesch mit Raschi" gelernt hat. Alle sprachen im Chor mit, und vieles wurde übergangen, was wir nicht verstanden, oder der Rebbe es nicht für opportun hielt, näher zu erklären. Zweimal täglich besuchten wir die Volksschule. Im Winter wurde bis spät in die Nacht gelernt, bei einer Achternaftalampe, deren Zylinder — damit er nicht beim Reinemachen bricht — sehr selten geputzt, sowie mit einem Draht leicht befestigt, mit einem aus Zeitungspapier hergestellten Schirm umhüllt war, damit das Licht auf den Tisch falle.

Unter dem Tisch pflegten die Kinder mit den am Jom-Kippur zurückgebliebenen Wachskerzenstummeln zu spielen und sie zu kneten. Ein Samowar und eine Teekanne — nach russischer Art — standen Sommer und Winter mit kochendem Wasser bereit, von dem der Rebbe Binem immer wieder sich ein Teeglas füllte, das er mit einem kleinen Stück von hartem Hutzucker trank. Bisweilen tunkte er eine geröstete Semmel in die brühheisse Flüssigkeit und schlürfte mit Wohlbehagen.

In der Normalschule wurde zweimal wöchentlich obligater Religionsunterricht vom damaligen Gemeindesekretär Zindel Süssmann den jüdischen Kindern erteilt. Dieser Unterricht brachte Stolz und Würde ein, weil auch unser Religionslehrer mit dem patriarchalischen Bart und ein Käppi am Kopfe von der Kanzel

---

24) Schaufäden.

mit uns Religionsuntericht vornahm, sowie der Pfarrer mit den christlichen Kindern.

Zu Wochenende herrschte im Cheder fieberhafte Aufregung beim Abhören der Sedre [25]. Die Reaktion des Rebbe Binem war zeitweise sehr heftig, da er auch hier den Riemen, den er als Gürtel anhatte, zu Hilfe nahm. Grund der Strenge war, dass er am Samstag nachmittags ins Haus der Eltern seiner Schüler zu kommen pflegte, um die Sedre vor den Eltern zu „verhören". Manchmal wurden auch Nachbarn, deren Gutachten massgebend war, eingeladen. Dabei wurde ihm der „Samstag-Kügel" [26] serviert. Von der erwähnten Prozedur wurde nur einer dieser Jungen verschont (er hiess Abisch Klein), auf den der Lehrer anscheinend mehr Rücksicht nahm. Er kannte genau die Tugenden und Untugenden seiner Schüler.

Kurze Brachoth [27] bei verschiedenen Ereignissen, Naturerscheinungen, wie Donner, Sturmwind und Erdbeben, greller Blitz und Wetterleuchten oder der durch Wolken schimmernde freundliche Regenbogen, bei einer Freudennachricht, bei einem wiedergenesenen Freund und bei einer Todesnachricht, wurden mit uns einstudiert. Nie äusserte er seinen Beifall, wohl aber hatten Irrtümer oder Vergesslichkeiten Strafen zur Folge. Seine Gewohnheit war, ganze Büschel Haare aus seinem Bart auszurupfen und sie im Chumasch [28], aus dem er las, zu verstecken, sowie bei schlechter Laune an seiner bärtigen Unterlippe zu kauen; auch pflegte er im Sommer ganze Haufen Fliegen geschickt mit der Hand aufzufangen und sie am Oberschenkel zu zerdrücken. Der Daumen wie der Zeigefinger des Rebben Binem wiesen durch Nikotin verursachte Verfärbung auf.

Sein Einkommen war sehr bescheiden, weshalb er sich um eine grössere Zahl von Schülern umsehen musste. Sein Lohn wurde pro Sman [29] festgesetzt und betrug ca. sechs Ranisch [30].

25) Wochenabschnitt des Pentateuch.
26) Traditionelle Süssspeise, die besonders von der Babe Seligtsche Birnbaum gewalkt mit verschiedenen Zugaben für Samstag zugereitet wurde.
27) Gebete.
28) Pentateuch.
29) Semester.
30) Rheinische Thaler, alte Bezeichnung für Oesterreichische Gulden.

Ich kann mich sehr gut an jene heissen Tamustage [31] meiner Kindheit erinnern, an denen wir Kinder in der Brusnitza — nicht weit vom Cheder entfernt — in der Nähe des Steinbades in einer von einem Hochwasser ausgehöhlten Vertiefung zu baden pflegten. Diese Unterbrechung des Unterichtes galt als Ferien. Es mag seltsam erscheinen, dass wir Jungen zu jener Zeit, noch bevor wir Teffilin [32] legten, schon im Geheimen rauchten. In der ersten Zeit teilten sich zwei von uns in ein Vierkreuzerpaket Pfeifentabak, dann gingen wir stufenweise zum Achter über, bis wir schliesslich zum Dreizehner Tabak gelangten. Das nötige Geld hiezu kam von Kleinhandel unter uns, u. z. vom Verkauf von Süssigkeiten. Oft geschah es, dass wir dabei vom Rebben überrascht wurden. In Eile steckten wir die brennende Zigarette in den Aermel und verbrühten uns tüchtig.

Die früheste Jugend wurde in sehr beschränkten Verhältnissen zugebracht. Der Geist wurde in viel höherem Grade ausgebildet als der Charakter. Man lernte weder Menschen noch Welt kennen.

Im Cheder des Rebbe Binem wurden die Pausen mit dem Spiel von unbrauchbaren Schreibfedern, mit Knöpfen und Würfelspiel paar und unpaar, grud und ungrud gespielt und dabei wurde mit „Kostbarkeiten" ein schwungvoller Tauschhandel getrieben. Wer ein Stückchen farbigen Glases besass, beanspruchte für die Erlaubnis, die Welt in farbiger Pracht zu schauen, das Recht, vom Beigel seines Nächsten abzubeissen. An Stelle des im Orte unbekannten Fussballspieles wurden aus Fetzen zusammengesetzte Bälle mit zwei hölzernen Stäbchen gegenseitig geschleudert.

Besondere Freude hatten die Kinder, sooft die Nachricht durchsickerte, dass wandernde „Schmatelatnikis" sich in der Nähe aufhielten und Spielzeuge gegen alte Sachen eintauschten. Alles lief heim und stöberte in den Kästen nach weggelegten Sachen, was die Eltern nicht gerne sahen; denn die Kinder waren bei der

---

31) der heisseste Monat (Juli—August).
32) Phylakterien.

Suche nicht sehr wählerisch, und gaben wertvolle Stücke her, um irgend ein wertloses Spielzeug in Tausch zu nehmen.

Sie ergötzten sich auch an dem Stadttrottel Seidole Itzis, der auch ein wenig kindisch aussah, ja, wenn er manchesmal vor sich hinlächelte und gar mit sich selbst murmelte. Aber ein wenig Mitleid musste man schon mit Seidole haben, wenn man ihn so mit seinen Entenfüssen barfuss den Gänsen fluchend nachlaufen sah, und die Jungen mit deren Nachschreien ihn erbosten. Er starb jung. Auch nicht weniger Belustigung verschaffte uns Jungen der immer lachende, wie er sich nannte „Ich gescheite Alexander", dessen Aeusseres sogleich den Narren verriet. Er liebte den Schnaps; man erkannte es an der Röte des Gesichtes, besonders der Nase.

Wenn die Kinder ins Alter kamen, da sie das Milchgebiss verloren, pflegten sie einen wackeligen Zahn mit einer dünnen Haarschnur zu umwickeln und diese an einer Türklinke zu befestigen. Ein Spielgefährte übernahm es, die Tür mit einem Ruck anzuziehen — und der wackelige Störenfried war draussen.

Rollte durch das Städtchen eine Equipage, in der ein hochstehender Herr sass, erwiesen ihm die Kinder besondere Ehre. Sie blieben stehen, zogen die Hüte und machten ehrerbietig dem Gefährte Platz.

Unbedeckten Hauptes herumzugehen galt als eine Sünde. Wenn uns ein Gassenjunge die Mütze vom Kopfe schlug, bedeckten wir eilig das Haupt mit den Rockschössen, um nicht barhäuptig dazustehen.

Man durfte gegen diese und ähnliche Vorschriften nicht verstossen. Für Uebertretungen wurde man „geschmissen". Dem Verfehler wurden die Höschen heruntergelassen, das Hemdchen aufgeschlagen, was übrigens nicht immer ohne heftige Gegenwehr vor sich ging. Der Arme wurde mit dem „Gewissen" nach oben auf die Bank gelegt, oder wenn es ein wehrhafter Junge war, vom Rebbe zwischen die Beine geklemmt. Dabei nahm er seinen Hosenriemen ab und verabreichte ihm auf dem Nackten je nach dem Vergehen. Die anderen Jungen sahen schadenfroh zu. Geschmissen zu werden galt als eine grosse Schande. Man schrie einem auf

solche Weise exekutierten Buben „geschmissener Toches" [33] nach. Es entstanden dieses diffamierenden Zurufes wegen arge Schlägereien.

Die Schwalben standen nicht in unserer Gunst, denn sie hatten den Brand des Tempels in Jerusalem durch Herbeitragen von Brennstoff genährt, während die Spatzen Wasser im Schnabel brachten, um den Brand zu löschen. Deshalb schonten wir Judenkinder die Spatzen und warfen mit Steinen nach den Schwalben.

In dem im Cheder geltenden Erziehungssystem war die Einprägung der alten Geschichte in das Gedächtnis der Jugend der wesentliche Zug. Anfangs lernten sie aus den heiligen Büchern, ohne ein Wort zu verstehen. Erst später kam die Zeit verständnisvoller Wiederholung dessen, was dem Gedächtnis eingeprägt war. Er wurde von allen Ständen besucht, sowohl Wissbegierigen als auch bloss Neugierigen, die sich meist dem Spiele widmeten, so dass manche Eltern ungestört ihrem Berufe nachgehen konnten.

Wir machten Fortschritte. Jedes Jahr wiederholten wir die fünf Bücher Moses, dabei lernten wir auch „Tanach" Joschua, dann die Richter, und so nahmen wir mit der Zeit einen entsprechenden Teil der ganzen Bibel durch.

Ich und meine Mitschüler von einst dürften auch wie ich bis auf den heutigen Tag alles im Gedächtnis behalten, was wir in unserer Kindheit gelernt haben. Obzwar wir für vieles gar kein Verständnis haben konnten, erhielten wir auf unsere Fragen, was dieses oder jenes wohl bedeuten möge, die gleiche Antwort: „Wenn du gross bist, wirst du es schon erfahren!".

In diesen Cheders verbrachte ich meine Jugendzeit bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre. Meine Jünglingsjahre drehten sich hauptsächlich um meine religiösen Konflikte, die Bedingungen der Auserwähltheit, schliesslich die Feindschaft, die Verfolgung und zuletzt Vernichtung. Einige Fakten seien daraus hier zitiert.

In verschiedenen Judenhetzschriften findet man einen angeblichen Lehrsatz aus dem Talmud, der auch von Zeit zu Zeit von jüdischer Seite bedauert wird, der lautet: „Den Besten unter den Gojim darf man töten".

---

33) Hinterer.

Bereits im Mittelalter im Jahre 1240 war dieser Satz Gegenstand einer elender Denunziation seitens eines Täuflings, namens N. Dunin — als Christ Nikolaus — den der berühmte Tosaphist Rabbi Jechiel aus Paris in einer Disputation vor einer gelehrten Kommission und in Gegenwart der Königin Blanche widerlegt hat. Rabbi Jechiel fragte den Täufling, ob ihm auch die Quelle bekannt wäre, welcher jener Ausspruch entnommen sei. Als der so Gefragte mit „Nein" antwortete, schlug der gelehrte Rabbi die betreffende Stelle im Traktat Soferim c. 15 auf, woselbst es hiess: „Den Besten der Heiden erschlage zur Zeit der Kriegführung mit ihm". Im Kriege — das ist ja selbstverständlich, dass man jeden Gegner, auch den besten, erschlägt" — so rufen alle, die Krieg führen, aus. Will man den Ursprung dieses Satzes ergründen, muss man manche Geistesrichtungen innerhalb des Judentums jener Zeit sowie auch innerhalb des der altchristlichen Gemeinden kennen lernen und würdigen.

Das Ata-bachartanu (Du hast uns erwählt) und die Erfüllung dieser Berufung waren und sind nicht selten mit Kämpfen und Leiden verbunden, ein schweres Märtyrertum knüpft sich an sie. Dass das Judentum mit beispielloser Standhaftigkeit an dem übernommenen Gotteswort festgehalten hat und sich von keiner irdischen Macht und keinem geschichtlichen Vorgang irre machen liess, beweisen die Bekehrungsversuche seitens der verbreitetsten Religionen der Welt, Christentum und Islam.

Aber selbst eine weniger ideale Erklärung der Auserwähltheit konnte in alten Zeiten nicht allzu anstössig erscheinen, da man sie bei anderen Völkern ebenfalls vorfand, ja, der Glaube an die Auserwähltheit äusserte sich bei anderen Völkern oft viel schärfer und exklusiver als bei den Israeliten. Diese Eigentümlichkeit scheint allen Völkern anzuhaften. So war für den Durchschnittsgriechen jeder Fremde ein Barbar. Ausserdem waren die Griechen auserwählt, den Völkern den Sinn für Kunst zu erschliessen. Die Römer schienen die geborenen Vertreter des Heldentums, die Schweizer rühmen sich ihrer politischen Freiheit, die Engländer beherrschten in der letzten Zeit den Welthandel, der einst den Holländern gehörte, die Amerikaner rühmen ihre Nützlichkeitstheorie, mancher Spanier glaubt noch heute, Ehre finde man nur bei ihm und die Germanen schienen die Sittenstrenge gepachtet zu haben und nennen sich nicht die Deutschen „Das Volk der Denker und der Dichter"?

Nun haben auch die Juden von altersher sich an den Ausspruch: „Du hast uns erkoren aus allen Völkern". Aber wozu erkoren? — hier wird es kurz gesagt: „Dir zu danken und dich als den Einzigen zu bezeugen, in Liebe" gehalten. Aber machten sie den anderen Nationen damit irgend etwas streitig? Im Gegenteil, dem Christentum behagte die Auserwähltheit als Idee. Es erkannte darin den Quell für seine Mission, und die Anerkennung ging so weit, dass der Ausspruch auf die Auserwähltheit, wie schon früher die Bibel, annektiert wurde. Die Idee der Auserwähltheit steigerte sich im alten Christentum bis zur Konzeption der alleinseligmachenden Kirche. In der Auserwähltheit Israels wird man vergeblich nach dieser letzteren Theorie suchen. Ueberhaupt wird im jüdischen

Schrifttum die Auserwähltheit nicht so sehr als Vorrecht hingestellt oder als Gnadengeschenk, das Israel sorgenlos geniessen kann, sondern vielmehr als eine Uebernahme von Verpflichtungen, deren Vernachlässigung an Israel, gerade wegen seiner Auserwähltheit, schwerer geahndet wird als an anderen Völkern. „Nur euch kenne ich von allen Völkern, darum ahnde ich an euch alle euere Sünden".

Unsere Auserwähltheit stützt sich noch auf die Uroffenbarung, so lehrte man uns, die schon an den ersten Menschen Adam, dem seine Frau Eva folgte, erging. Was die Erschaffung Evas betrifft, so heisst es im Midrasch (Bereschith R. S. 18, S. 45, Deb. R. S. b), dass Gott zuerst überlegt habe, aus welchem Gliede Adams er Eva erschaffen solle, aus dem Kopfe nicht, damit sie nicht stolz werde, und aus ähnlichen Gründen nicht aus den anderen Gliedern, er erschuf sie aus der Rippe, weil diese verborgen ist, damit auch die Frau in der Verborgenheit, keusch, häuslich, schamhaft und zurückgezogen lebe. Adam selbst wurde von Gott geschaffen, der von jedem der Elemente ein kleines Teilchen nahm und daraus Adam bildete, damit Alles, was in der Welt ist, ihm untertänig sei. Die Engel wurden bewegt von der Schönheit seines Antlitzes. Eva ass von der verbotenen Frucht, weil sie hoffte, durch die zu erlangende Gottähnlichkeit alsdann über Adam herrschen zu können, und als sie keine Aenderung bemerkte, veranlasste sie Adam auch davon zu essen. Und darum heisst es (Gen. 3, 16): „Nach deinem Manne wirst du Verlangen haben, er aber wird über dich herrschen". Ausserdem wird dort noch erzählt, dass der Satan deshalb seine Verführungskunst an Eva versucht habe, weil er wusste, dass sie weniger Verstand und Einsicht besitze als Adam. Als Gott Adam den Lebensodem einblies, nieste er, da sagte Gott zu ihm: „Sprich: ‚Genesen sei Gott'!" Deshalb wird noch heute beim Niesen „Gesundheit" gewünscht.

An einer anderen Stelle (im Pirke R. Elieser c. 21) und an letzter Stelle Midrasch Lekach tow (1, 15) heisst es, dass nicht nur die Nichtannahme von Kains Opfer, weil er die schlechtesten Früchte darbrachte, Kain mit Neid erfüllte, sondern weil jeder eine Zwillingsschwester hatte, und Abel's Schwester zugleich auch seine Frau und sehr schön war, Kain deshalb den Abel beneidete und sich vornahm, ihn zu töten, und sich seine Frau anzueignen.

Die allgemein herrschende Unzucht war die eigentliche Veranlassung des Mabbul (Sintflut). In der Arche Noah war jede Annäherung an eine Frau zu vermeiden. Nur Cham, ein Sohn Noahs, hat sich nicht von seiner Frau fern gehalten und deshalb heisst es, dass Cham, der Rabe und der Hund das gegebene Verbot des ehelichen Umgangs übertraten und dass alle drei dafür bestraft wurden, u. z. Cham an seiner Hautfarbe, da, wie Raschi bemerkt, „Kusch" von ihm abstammt (der in der Bibel wie im Talmud immer als schwarzer Volksstamm genannt wird, der Rabe und der Hund wurden in anderer Weise bestraft.

Es wird ferner erzählt, dass als dem obersten Feldherrn Nimrods, Therach, seine Frau einen Sohn gebar, den er Abram nannte, alle Weisen und Magier des Königs zu einem Gastmahl eingeladen wurden. Als die Gäste nach der

Feier nachts heimgingen, sahen sie am Himmel einen grossen Stern, der vom Osten kam, und in seinem Laufe vier andere Sterne verschlang. Sie erzählten dies Erlebnis dem König und alle massen ihm grosse Bedeutung bei. Der König liess Therach zu sich rufen, erzählte ihm, was die Magier geweissagt, und befahl ihm, den neugeborenen Sohn zu bringen um ihn zu töten. Therach brachte ihm jedoch statt seines eigenen Sohnes den Sohn einer Sklavin, den Nimrod alsbald umbrachte, seinen eigenen Sohn Abram verbarg er zugleich mit der Mutter in einer Höhle.

Im Vergleich zur Geschichte Abrahams und der Jakobs bietet die Lebensgeschichte Isaaks der Sage wenig Stoff zur Ausschmückung. Er ist bloss der Sohn Abrahams und der Vater von Jakob. Zum Beweis dafür erzählt die Hagada:

Warum hatte der Patriarch Abraham Angst, seinen Sohn Jizchak auf die Brautschau nach seiner Urheimat ziehen zu lassen, wogegen Jizchak keine Bedenken trug, seinen Sohn Jakob dorthin zu entsenden, damit er sich von dort eine Frau hole? — Aus der Tatsache, dass Jizchak sogar bereit war, sich als Opfer darbringen zu lassen, erkannte Abraham, dass sein Sohn sehr naiv und leicht zu überzeugen sei, und er befürchtete, er werde sich von seiner Familie überreden lassen, dort zu bleiben... Jizchak aber wusste, dass Jakob selbst Esau gegenüber seinen Mann stellte, da war er dessen gewiss, dass sein Sohn sich auch von Laban nicht unterkriegen lassen werde.

An einer Stelle der von Martin Buber edierten Sammlung von Hagadas werden die „Ersten" verschiedener Art aufgezählt, wie z.B. Adam als der erste der geschaffenen Menschen, Kain als der erste Mörder, Joseph als der erste unter den Frommen, Moses als der erste unter den Propheten, Abraham als der erste Beschnittene und Isaak als der erste Gebundene (der weniger aktiv als passiv erscheint).

Weiters bringt Pirke R. Elieser (c. 40), dass der Stab, der in der Abenddämmerung des sechsten Schöpfungstages erschaffen worden war, dem Adam übergeben wurde, von dem er auf seine Nachfolger Abraham, Jakob, Jehuda, Josef, Moses und schliesslich zu David überging.

Nicht mit Unrecht heisst es, dass der Jude auch mit hohem Verstand begabt ist. Innere und äussere Momente haben dazu beigetragen, den Verstand der Juden zu schärfen. Zu den ersteren gehört das Studium des Talmuds u. z. insbesondere, die Art wie es in den letzten Jahrhunderten gepflegt wurde. Es handelte sich dabei weniger darum, die Wahrheit zu erforschen, als scharfsinnige, oft spitzfindige und manchmal auch bloss witzige Erklärungen zu geben. Das Studium war daher gewissermassen ein Geistesturnier zur Schärfung des Verstandes. Dazu kam noch ein äusserer Grund: der politische Druck, der auf den Juden lastete. Es war kaum oder gar nicht möglich, unter den Gesetzen, wie sie zu gewissen Zeiten im zaristischen Russland und in noch anderen Staaten bestanden, zu leben, und der Jude musste daher infolge des Selbsterhaltungstriebes bestrebt sein, sie zu umgehen. Dazu bedurfte es der geistigen Anspannung und Anstrengung, er musste findig werden. Kamen doch zu Anfang des

vorigen Jahrhunderts Fälle vor, dass Juden, die in ihrer Heimat nicht das Leben fristen konnten, sich in Wien als fromme Katholiken mit Rosenkränzen in der Hand einschlichen. *

Ehe ich auf den Unterricht im Cheder eingehe, will ich vorerst meine Eindrücke schildern. Rhythmisch klang die singende Rezitation aus allen Kehlen. Tief lag man über die Folianten gebeugt. Stimme und Körper bogen und wiegten sich wie Gedankenwindungen des Gemorahtextes. Die Sätze wurden vom Reb. Binem vor-, von uns Schülern, bis sie eingeprägt waren, nachgesagt.

Den ersten Abschnitt Gemorah lernten wir in der Baba-Mezia, wo die „Zwei", die gleichzeitig nach einem Gebetmantel greifen, streiten, und deren Streit im Talmud untersucht wird. Beim Einstudieren des Kommentars, wer im Rechte ist, Ruben oder Schimon, zeigten unsere Ohrläppchen rote Flecken vom Zwicken.

Ich kann nicht mehr genaue Einzelheiten, Episoden und Gestalten so verbinden, dass sie ein vollständiges Gesamtbild darstellen. Woran ich mich jedoch gut erinnere, ist der Kampf der beiden repräsentativen Schulen, der Kampf „Hillels und Schamais", die um Auslegung der Gesetze — ich stand immer auf Seite des Bet Hillel — nach der milden oder nach der strengen Seite hin miteinander rangen, ein Kampf, der seine Entscheidung bis heute noch nicht gefunden hat.

Hillels Freund, Gegner, Lehrgenosse und Charaktergegensatz Schammai hielt sich streng an das Wort der Schrift, während Hillel stets einer freieren Auffassung huldigte. Der heftige und ungeduldige Schammai empfiehlt:

---

* Die Grundlagen zur jüdischen Geistigkeit wurden noch im Altertum gelegt. So berichtet die Ueberlieferung, dass, als der römische Feldherr Vespasian vor den Toren Jerusalems stand, das damalige Haupt der Judenheit, Rabbi Jochanan ben Sakkai, sich in einem Sarge verborgen als Toter in aller Heimlichkeit aus der Stadt zu ihm ins Lager bringen liess. Im Verlauf der Unterredung weissagte der Rabbi dem Römer seine Erhebung zum Kaiser, wofür Vespasian ihm die Erfüllung seines Wunsches verhiess. „Der Rabbi bat: „Gib mir die Lehrschule in Jawne für mich und meine Jünger!" Die Geschichte hat Rabbi Jochanan ben Sakkais Weitblick bestätigt, denn in Jawne wurden die geistigen Bande geknüpft, die das jüdische Volk auch nach der Zerstörung Jerusalems erhalten sollten.

„Befestige deine Lehre, sprich wenig, und tue viel und begegne jedem Menschen mit freundlichem Gesicht."

Mit einigen Problemen befasste sich damals unaufhörlich mein Denken, für die ich keine Lösung fand. Diese waren: Die Unsterblichkeit und die Rückkehr der Seele, für die morgens das Gebet verrichtet wurde, sowie die Angst, die Seele könnte, wenn der Körper stirbt, weiterhin am Leben bleiben. Nicht verstehen konnte ich, wie die Seele am Abend nach dem Einschlafen den Körper verlässt und wie sie hernach zurückkommt. Der Glaube, dass die Verstorbenen am Geschick der Ueberlebenden Anteil nehmen und einer Betreuung im Jenseits durch die Lebenden bedürfen, war allgemein verbreitet. Die Furcht vor dem Tod und das Gefühl der Verbundenheit mit den Verstorbenen führten mich zum Totenkult. Mein heissester Wunsch war damals, dass die Bestattung in einem eisernen Sarg erfolgen möge, damit der Körper ganz erhalten bleibe. Weiters solle die Seele, die am Leben bleibt, in einen frommen Juden und nicht in einen Hiltai [34] oder in ein Tier verwandelt werden. Schliesslich schmerzte mich besonders das unsägliche Unglück des Sündenfalles von Adam und Eva, die dadurch das ewige Leben verhinderten. Mit erstaunlicher Naivität fragten wir oft, wieso und woher ein Kind zur Welt kommt. Aufmerksam verfolgte man die Stelle, wo es heisst, dass der Fromme direkt ins Paradies kommt, dort bequem sitzt und lernt, während ihm von Engeln Speisen vom Schor-Habor [35] und dem Leviathan [36] serviert werden, dass hingegen die Reschaim [37] in der Hölle im Fegefeuer braten. Andächtig und besorgt wie man sich verhalten muss, um nicht in die Hölle zu kommen, wurde dieser Passus wiederholt.

Um die Mentalität der damaligen Jugend aufzuzeichnen, will ich eine kleine Geschichte aus jener Zeit erzählen. Vor der Schlussprüfung in der zweiten Volksschulklasse hatte ich aus Angst vor eventuellem Versagen in der Sprachlehre — obwohl ich zu den

---

34) Unwürdiger.
35) Unverwüstlicher Ochse.
36) Aalfisch.
37) Sünder, schlechte Menschen.

fleissigen Schülern zählte — in meiner Kinderseele im Gebet ein Gelübde zu Gott getan, den ich mir in unendlicher Ferne unter der Himmelsdecke thronend vorstellte, am Montag und Donnerstag zu fasten, und ich bat inbrünstig den Schöpfer der Welt, dass er mir helfe. Doch das Tor des Himmels öffnete sich nicht für mich. Das Resultat kann man sich vorstellen.

Eine andere Gruppe wurde von Rebbe Meir, „der Weisse", unterrichtet, der weniger Beachtung mit seiner Lehrmethode fand.

Die dritte Gruppe hatte zum Lehrer den Gelehrten Meier Silber (Meier, der Schwarze, genannt). Ich darf es heute sagen, dass er eine Leuchte der Talmudwissenschaft war, energisch und kurz angebunden. Er unterrichtete nebst der Bibel den Talmud mit den 36 Traktaten, Mischnait und Gemorah. Er erläuterte die Diskussionen der Gesetzeslehrer (Amoraim) und stellte die Unterschiede zwischen Halachah und Hagadah fest.

Es ist angezeigt, den Begriff der Mischnah näher zu präzisieren. Das Werk umfasst sechs Abschnitte, Sedarim genannt. Die sechs Bände heissen deshalb die Schischah Sidre Mischnah, und daher wird der Talmud als Schass bezeichnet nach den Anfangsbuchstaben von Schischah Sedarim. Jeder Seder oder Band der Mischnah enthält eine Anzahl Traktate, die wiederum in Kapitel, Perakim, eingeteilt sind. Ausser dem Talmud, der auf der Mischnah aufgebaut ist, gibt es eine Reihe Kommentare zur Mischnah.

Maimonides schrieb einen wertvollen Kommentar in arabischer Sprache. Andere Kommentare, die gewöhnlich bei den Mischnahausgaben neben dem Text gedruckt werden, sind die von Rabbi Obadia Bertinora, der im 15. Jahrhundert lebte, und der Tossafoth Jomtow, der Kommentar von Jomtow, welcher der Feder von Rabbi Jomtow Lipman Heller entstammt.

Der erste Band der Mischnah wird „Seraim" (Saaten) genannt und behandelt die Gebote, die mit der Landwirtschaft verbunden sind, wie der Traktat Peah, Ecke, in dem u.a. das biblische Gebot, beim Mähen eine Ecke des Feldes für die Armen stehen zu lassen, behandelt wird. Moed, Jahreszeit, ist der Titel des zweiten Bandes und behandelt die mit verschiedenen Daten verknüpften Gesetze, wie Schabbat- und Feiertagsgesetze. Der 3. Band

heisst Naschim, Frauen; hier befinden sich die Ehe- und Scheidungsgesetze. Mit Nesikim, Schäden, wird der 4. Band bezeichnet. Dieser behandelt das Entschädigungsrecht und das kommerzielle Recht mit logischen und praktischen Anwendungen. Nach dem Irdischen kommt das Heilige und der 5. Band heisst tatsächlich Kodaschim, Heiligkeiten, während der 6. Band, Teharoth, die Halachoth der Reinheit und Unreinheit behandelt.

Die Mischnah ist nicht bloss ein Gesetzbuch, sondern zeigt den Lebensweg, den der Gottesfürchtige gehen soll. Ich bringe nur ein Zitat: „Der Mensch denke stets an drei Dinge, und er wird nicht sündigen. Erstens denke er an seinen Ursprung, zweitens an seine Bestimmung und drittens, vor wem er einst wird Rechenschaft ablegen müssen. Sein Ursprung ist ein übler Tropfen, seine Bestimmung ist Staub, und Rechenschaft über seine Taten wird er abgeben müssen vor dem Schöpfer und Herrn aller Welten."

Wir können hier leider nicht näher auf die Analyse der Kabbala eingehen. Das Hauptwerk der Kabbala ist der Sohar. Die Vorstellung, die wir von der Kabbala haben, ist die einer Geheimlehre, deren Wesen darin besteht, dass sie den Worten einen tieferen Sinn als den gewöhnlichen beilegt. Dies mystische Buch enthält die verschiedenartigsten Elemente: neben den tiefsten metaphysischen Gedanken — Buchstaben-Magie; neben der allerschärfsten Kritik des jüdischen Dogmas — die höchste religiöse Schwärmerei. Dies geschieht erstens durch Umstellung der Buchstaben innerhalb eines Wortes (Gimatria)[38], zweitens durch Trennung der Buchstaben eines Wortes, dargestellt, dass jeder als Anfangsglied eines neuen betrachtet wird. Der Erörterung dieser Geheimnisse, nämlch der 50 Pforten der Erkenntnis, der 32 Pfade, die zur Wahrheit führen, und der 72 Engel, welche die Vermittlerrolle zwischen Gott und Menschen spielen, ist ein grosser Teil des „Sohar" gewidmet. Diese Lehre wollte die Religion in Tüfteleien über Zahlen und Zeichen auflösen.

Unter den Gelehrten wurde behauptet, dass unser Lehrer Meier der Schwarze im „„Sohar" bewandert ist. Andeutungen von diesem Geheimbuch pflegte er hören lassen.

38) Betrifft.

Vom Tanach empfahl Lehrer Meier der Schwarze zum Auswendiglernen das Buch „Hiob", in dem die tiefe Trauer und das vergebliche Bestreben, der höheren Gewalt zu widerstehen, zum Ausdruck kommen. Ausserdem zog ihn das Erotische im Hohen Lied an. Er lehrte den Dikduk auf Sfardisch, was zu jener Zeit selten war, sowie „Raschi", den klassischen Erklärer der Bibel.

---

* Nach Rabbot S. 118/19 erläuterte er uns den Abschnitt: Die Geburt, die Kindheit und der Tod Moses. Noch ehe Moses geboren wurde, hatte die Schwester Mirjam der Mutter die Geburt des Retters Israels prophezeit. Aber als sie genötigt wurde, den Knaben in den Nil zu werfen, sah die schmerzerfüllte Mutter Mirjam finster an und sagte: Siehst du, wo deine Voraussage endet?"

Miriam, die den Glauben an das göttliche Versprechen nicht verloren hatte, folgte dem Kinde bis an das Nilufer und blieb dort regungslos sitzen, in der sicheren Hoffnung, dass das Kind gerettet würde. Von den Fürsten und Fürstinnen geliebtkost, hatte Mose später die Gewohnheit angenommen, die Krone von dem Haupte des Königs zu nehmen und sie sich selbst aufzusetzen, Zeichen und Vorbedeutung der Zukunft. Die Zauberer, die den künftigen Retter für Israel vorausgesehen hatten, schöpften Verdacht und sagten zu Pharo: „Nimm dich in acht, dass Mose nicht dein Feind und Nebenbuhler werde, töte ihn, und sichere deinen Thron!" Schon hatte der Verdacht in des Pharaos Gemüt Eingang gefunden. Jitro, der zugegen war, trat dazwischen und sprach: „Ist es ein Wunder, dass das Leuchten einer Krone ein Kind verlockt, sie anzufassen? Dies ist Gewohnheit vieler Kinder. Aber stellet noch eine Probe an! Reichet ihm ein Becken mit der Krone darauf, und eine glühende Kohle, und versuchet, ob es das Blitzen des Lichtes ist, oder eine innere Ahnung, die das Kind zu jener Handlung trieb. Der Versuch wurde gemacht, und ohne zu zögern, streckte Mose die Hand nach der Krone aus. Dies kam einem Todesurteil gleich. Aber ein Engel lenkte Moses' Hand, dass sie die Kohle ergreife. Der Knabe schrie auf und führte Hand und Feuer nach dem Munde, die Zunge verbrannte davon, und dadurch blieb ein Sprachfehler zurück, aber er war gerettet.

Als man später erfuhr, dass Moses den Aegypter getötet hatte, wurde er ergriffen, verurteilt und zur Hinrichtung geführt. Eine Schar Henkersknechte umgab ihn, und der Scharfrichter bereitete sich vor, ihm den Kopf abzuhauen. Auf einmal entsteht eine grosse Verwirrung. Von den Henkern wird ein Teil taub, ein Teil blind, ein Teil stumm. Unterdessen steigt ein Engel herab, nimmt die Gestalt Moses' an, und Moses entflieht.

Auch die vierzig Jahre, die das Volk in der Wüste verbrachte, waren erfüllt vom Murren und der Widersetzlichkeit, das in der Aufwallung seiner niederen Gefühle und Begierden nach dem Fleischtopf auch vor Moses nicht haltmachte. Nach dem Tode Mirjams war bald auch die Abschiedsstunde für den ersten Hohepriester Aaron gekommen. Auf göttliches Geheiss bestiegen Moses, Aaron und dessen Sohn Elieser den Berg Hor, wo Moses dem von seiner irdischen Vollendung stehenden Priester die Amtstracht auszog und sie seinem Sohn Eleasar anlegte. Dann starb Aaron auf dem Gipfel des Berges, und die ganze Gemeinde Israel beweinte ihn dreissig Tage lang.

Der Midrasch gibt einen sprechenden Einblick in die derbe Misstrauensbereitschaft der Wüstengeneration, die sich nicht scheute, Moses mit dem hässlichsten Verdacht zu belegen: „Als Aaron gestorben war, sammelten sich alle

um Moses und fragten ihn: Wo ist dein Bruder Aaron? Er antwortete: Gott hat ihn zum ewigen Leben bei sich behalten. Die Kinder Israels aber glaubten ihm nicht und sprachen: Wir kennen dich und kennen deinen Jähzorn. Gewiss hat er etwas getan, was nicht nach deinem Sinne war, ... damit meinten sie das goldene Kalb, womit Aaron ihrem Wunsche entsprach ... und so hast du über ihn den Tod verhängt. Bringt ihn her, so ist es gut; wo nicht, steinigen wir euch. Da stellte sich Moses zum Gebet hin und sprach: Herr der Welt! Erlöse mich von dem Verdacht, den sie auf mich warfen. Da liess Gott alles Volk sehen, dass Aaron tot war: Er liess den Schrein Aarons am Himmel schweben. Gott selbst hielt die Klage, und die diensttuenden Engel stimmten ein und riefen: „Lehre der Wahrheit war in seinem Mund, und Falsches fand sich nicht auf seinen Lippen, in Frieden und Geradheit wandelte er mit Mir, und viele hielt er ab von Sünde." Damit sollte den Israeliten eine Lektion erteilt werden, da sie im Zusammenhang mit dem Tod Aarons ihren Lehrer Moses einer schrecklichen Tat verdächtigten.

Damit beschäftigt, die letzten Worte des heiligen Gesetzes niederzuschreiben, hielt sich Moses beim Aufzeichnen des heiligen Namens Gottes auf, und in jenem Augenblicke war die für seinen Tod bestimmte Zeit gekommen. Doch kein Engel wollte diesen Auftrag vom Herrn übernehmen, bis auf Samael, den Engel der Vernichtung, der den Befehl erhielt: „Geho und bringe die Seele Moses' zum Himmel!" Der Engel des Todes strahlt in blutdürstiger Freude. Er findet Moses, den unaussprechlichen göttlichen Namen unter der Feder, und zittert. „Was willst du? ruft Mose dem Engel zu. "Ich bin geschickt, dir den Tod zu geben", antwortet zitternd der Engel, „alle Sterblichen sind meiner Herrschaft unterworfen". „Nicht ich", spricht Moses, seiner schon gewiss, „als Vorbereiter des Gesetzes der Wahrheit auf der Erde werde ich dir niemals meine Seele anvertrauen." Samael flog verstört in den Himmel zurück. Da erscholl eine geheimnisvolle Stimme aus der Höhe: „Mose, Mose, die Stunde ist gekommen, du musst sterben." „Herr, Herr! rief Moses weinend, "übergib meine Seele nicht dem Engel des Todes!" Und die Stimme antwortete: „Beruhige dich, ich selbst werde das Amt des Todesengels und dein Begräbnis in die Hand nehmen." Und Mose bereitete sich vor, zu sterben. Und der Herr lässt sich von den höchsten Himmeln herab, und drei Engel, Michael, Gabriel und Sagsagel, umgeben ihn. Der Engel Michael hebt das Grab aus, Gabriel entfaltet ein Tuch von weissem Linnen zu Häupten, und Sagsagel zu den Füssen. Und der Herr spricht zu Moses: „Schliesse die Augenlider", und Moses schloss sie. „Drücke die Hand an das Herz, stelle deine Füsse zurecht". Und Moses tat alles. „Heilige Seele! meine Tochter!", sagte der Herr, „seit hundert und zwanzig Jahren beseelst du diese unbefleckte Staubhülle. Aber die Stunde ist gekommen, komme heraus und fliege in den Himmel". Und die Seele antwortet in schmerzlichem Flehen: „Auf diesen unbefleckten und reinen Körper habe ich meine ganze Liebe gerichtet, und ich habe nicht den Mut, ihn zu verlassen." Die Seele zauderte. Da drückte der Herr einen Kuss auf die Stirne des Moses, und mit jenem Kusse flog die Seele in den Himmel. Und eine Trauerwolke umhüllte den Himmel, als diese Worte ertönten: „Wer bleibt jetzt auf der Erde, die Sünde und den Irrtum zu bekämpfen?" Und eine Stimme antwortete: „Ein gleicher Prophet wird nie erstehen." Und die Erde weinte: „Ich habe den Heiligen verloren." Und Israel weinte: „Wir haben den Hirten verloren." Es war der Ratschluss der göttlichen Vorsehung, vor jedem sterblichen Auge das Grab des Mannes Gottes zu verbergen.

Die persische Regierung wollte eines Tages das Grab des grossen Gesetzgebers mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln entdecken. Doch das Grab wurde nie gefunden. (Talmud Sota, S. 14a.)

Bei Erreichung der Bar-Mizwa (Grossjährigkeit) wurde die Hilchath-Tefillin [39] wochenlang einstudiert, und viele alte Texte wurden trotz ungenügendem Wissen für die Drusche [40] auswendig gelernt. Dem Barmizwaknaben wurde eingeschärft, dass er von nun an persönlich vor dem Gesetz verantwortlich und die Haftpflicht des Vaters für ihn erloschen sei. Als Konfirmand durfte er beim Minjan [41] als zehnte und ebenso beim Mesumen-Bentschen als dritte Person gelten.

Man vermied das Zählen eines Minjan. Wenn man wissen will, ob ein Minjan, die erforderliche Zehnerzahl von Betern, in der Synagoge erschienen ist, zählt man nur indirekt, indem man eine Bibelstelle, die aus zehn Worten besteht, anwendet.

Nicht vergessen kann ich das eine Semester, das ich beim Gelegenheitslehrer David Engel verbracht habe. Er hatte den Scharfsinn eines Gelehrten. Wenn bei der Gemarah ein Pilpul [42] über die Vorlage eines Gesetzes zwischen den Tanuim [43] zur Sprache kam, machte er gesteigerte körperliche Bewegung nach vor- und rückwärts. Der Ursprung dieser Bewegungen, die sich von selbst ergaben, wurde auf die Zeit der Gesetzgebung am Sinai zurückgeführt. Damals bewegten sich Berge und Hügel, Flüsse und Meere, Bäume und Sträucher. Die Pschetlech [44], die er mit viel Humor, und schliesslich mit dem traditionellen Singsang begleitete, bleiben mir unvergesslich. Hier war die denkanregende dialogische Lehrform von selbst gegeben. So wurden wir hier in das weite Gebiet des Talmuds eingeführt, d.h. in die Diskussionen über die Lehrsätze der Mischna. Zuletzt bemerkte er oft beim Repetieren eines Abschnittes, wenn auch nur ironisch, dass die streitenden Tanuim damals das Problem nicht richtig erfassten und nicht so erklärten, wie er es jetzt machte. Die Gemarah, die er mit uns lernte, war wegen seiner juridischen Interessen für rechtswissenschaftliche Traktate der Seder Nesikin. Er wurde so-

---

39) Phylakterien-Gesetze.
40) Vortrag.
41) Zehn Leute.
42) Gelehrter Streit.
43) Gesetzeslehrer.
44) Parabeln.

gar zu einem im Stanestier Gericht stattfindenen Prozesse von einem nichtjüdischen Richter als Beisitzer zugezogen.

Dabei drehte jeder seine Pejes, kleine und grössere, damit sie gekräuselt seien. Beim Lernen des Talmuds war dieses Spiel fast eine automatische Beschäftigung. Die Pejes waren direkt ein Requisit des denkenden Schülers. Die besten Gedanken zog man gewissermassen beim Drehen der Pejes mit dem Zeigefinger. Was uns das Lernen bei David Engel erstrebenswert machte, war der Umstand, dass wir während des Lernens rauchen durften.

Zu den Gemarah-Melamdim zählte man noch Moses Eisig Schulmann, der den Raschbam Midrasch, Mischna Gemara, unterrichtete und auf allen Gebieten bewandert war; nur war er ein Batlen (einer, der auf sich wenig gibt). Er pflegte in der Schil aus in Leinen gebundenen Gemaratexten und aus sonstigen liturgischen Büchern, deren Blätter schon ganz vergilbt waren, zu lehren. Späterhin war allerdings unser Interesse mehr dem Sfardisch-Ivrith gewidmet, das der Lehrer Presser Seide unterrichtete.

Obwohl die Schulbildung vieler Eltern recht mangelhaft war, — viele konnten nur sehr schlecht und notdürftig Deutsch lesen und schreiben — entschloss sich ein Teil, die Privatlehrer, namens Moses Wolfsthal und Schulim Katz, zu engagieren. Der eine unterrichtete auch Deutsch, die Spezialität des anderen war Dikduk und Ivrit-Schreiben. Der Unterricht erfolgte abwechselnd in den Häusern des Abraham Neumann und Schulim Haber. In den darauf folgenden Jahren trat auf diesem Gebiete eine Aenderung ein. Nur allmählich und stockend begann schliesslich Schritt für Schritt das geistige Leben sich auf profanes Wissen zu erstrecken.

Der Jude, als Kind und auch im späteren Alter, konnte die Angst nicht loswerden. Das Kind fürchtete den Rebbe, dann den Schullehrer, der Erwachsene zitterte beim Gedanken an die Assentierung, der Mann entschloss sich nur schwer, ein Weib zu nehmen, aus Furcht, es könnte ein Eheteufel werden; verheiratet hatte er Geschäftssorgen und die entnervende Angst vor gänzlicher Verarmung. Zuletzt fürchtete er den Goi, dessen böser Blick ihn in Schreck setzte, und zu allerletzt Krankheit und Tod.

IV.

DIE FROMME DENKART

Entsprechend der Geschichte der Juden Osteuropas wickelte sich auch in diesem kleinen Städtchen das jüdische Leben von den frühesten Anfängen bis zum tragischen Ende in unseren Tagen ab. Die Juden hatten ihre eigenen Lebensformen, ihre Sprache und Bräuche, ja sogar eine eigene Tracht und ein System der national-religiösen Autonomie. Es war ein sehr intensives nach innen gekehrtes Leben, das von der Aussenwelt kaum berührt wurde. Die Erziehung und das Thorastudium waren von einer seltenen Einheitlichkeit, die das ganze private und öffentliche Leben durchdrang. Seltene Frömmigkeit und vertiefte Heiligkeit haben dem täglichen Leben seine besondere Prägung gegeben und den ganzen Menschen erfasst.

Der grösste Teil dieser Leute lebte, wie sie selbst sagten, nur von dem bisschen „Bitochen" [1]. Viele hatten keinen bestimmten Beruf, griffen zu allen möglichen Beschäftigungen und lebten vom Zufall. Der Tag begann mit dem Vertrauen, dass der Herr schon irgendwie helfen werde, und man legte sich mit dem Vertrauen auf seine Hilfe auch für morgen nieder. Die Not verlieh ihnen die Fähigkeit, Möglichkeiten zu erklügeln, um aus kleinen und kleinsten Gelegenheiten einen, wenn auch winzigen Nutzen für sich zu ziehen.

Trotz der vier Exile (das babylonische, das medopersische, das syrogriechische und das römische) haben unsere Vorväter die Bande der Tradition zwischen den Ahnen und der neuen Genera-

1) Gottvertrauen.

tion nicht zerrissen. Dies wirkte sich auch auf die geistige Erziehung der Nachkommen aus. Diese Einstellung konnte man unter allen Schichten, bei den Handwerkern und sogar mit kleinen Unterschieden auch bei den Fortgeschrittenen feststellen. Der Wille der Eltern wurde von den Kindern respektiert und in Ehren gehalten.

Die Lehren über die Auserwähltheit Israels, göttliche Vorsehung, messianische Hoffnung, zeigten den Kindern unsere Vorzugsstellung in der Welt, da alle anderen Völker sich weigerten, die Thora anzunehmen, wie z.B. die Kinder des Esau das Gebot „du sollst nicht morden", die Kinder von Moab das Gebot „du sollst nicht ehebrechen" und schliesslich die Kinder Israels das Gebot „du sollst nicht stehlen" abgelehnt hatten. Sie begründeten ihre Ablehnung auch damit, dass Gott seinen richtigen Namen nicht offenbarte. Denn als Moses sich an Gott wandte und um seinen Namen bat, auf den er sich berufen könnte. sprach der Herr zu ihm: „Ich werde nach meinem Tun benannt. Wenn ich gegen die Bösen streite, werde ich „Zebaot" genannt, und wenn ich dem Menschen seine Sünden hingehen lasse und ihm Zeit zur Umkehr gebe, heisse ich „El Schadai"; und wenn ich an meiner Welt Erbarmen übe, so werde ich ‚Adonai' genannt". Und wenn der Herr Gerechtigkeit und Sittlichkeit fordert, so wird Er „Jehova" benannt.

Anderseits wissen wir von Jakob Wassermann, dass die Idee der Auserwähltheit für ein Volk Berechtigung nur innerhalb einer zeitlichen Begrenzung hat. Soweit sie aber aus der historischen Bedingtheit gerissen und gewissermassen ins Unendliche gerückt wird, entsteht die Versündigung, während die persönliche Auserwähltheit im Unendlichen besteht.

Erst später erfuhren wir von den dreizehn Glaubensartikeln des Maimonides, der lehrte, dass Gott kein Körper ist und keinerlei Gestalt ihn darstellen kann. Er schuf das ganze Weltall nur durch sein Wort. Das Wort „Gott" ist etwas Unfassbares, Unbegreifbares, etwas Körperloses, etwas rein Gedachtes, Gewolltes.

Nach dem Philosophen „Philo" heisst es: Wir müssen das Gesetz und dessen Bedeutung hochhalten. Das Gesetz ist wohl der

Leib, die Bedeutung desselben jedoch die Seele. Gott kann vom menschlichen Verstande gar nicht begriffen werden. Der Mensch kann nur wissen, dass Gott ist; was Gott aber ist, das bleibt dem Sterblichen verborgen.

Hierzu bringt unser Landsmann D. D. Runes in seinem "A Book of Contemplation" interessante philosophische Grundsätze (S. 50, 51):

„The essence of all Being is One, and there our wisdom ends. But this we feel and know as well as we, with our little souls, can grasp the thought: the way to God is man's love to man."

Die Juden des Städtchens richteten sich nach den Vorschriften des „Schulchan-Aruch"* (gedeckter Tisch), der von Josef Caro und Moses Isserles herrührte und von ihnen auch im 16. Jahrhundert als Wegweiser des Lebens angesehen wurde.

Die Legende über den Vorgang am Rosch-Haschanah: Gott in seiner erhabenen und furchtbaren Gestalt sitzt zu Gericht, umgeben von „Satan ra wetow" (Verteidiger und Ankläger), die vor ihm stehen, als Engel zu seiner Bedienung. Die Bücher und die Kontis liegen vor ihm. Die Engel blättern in den Büchern und lesen die Soll- und Haben-Kontis vor. Er entscheidet. Die Vorstellung ist die einer persönlichen Gottheit, die im Himmel oberhalb der Wolken thront. Die Gerechten erhalten ihren Lohn für ihre guten, und die Bösen Strafen für ihre schlechten Taten.

Fast alle Männer trugen Bärte und Pajes, wodurch sie älter ausschauten, und ein Gewand, das Arba-Kanfes hiess (Schaufäden). Bis auf einzelne hatten sie unter dem Hut Jarmilkis (Käppchen), die fettige Spitzen hatten, an denen zumal Federn hafteten, und die sie bei Tag und Nacht nicht ablegten. Bei vielen waren sie unter dem Hut an der rückwärtigen Schädelseite sicht-

---

* Titel des berühmten Ritual-Codex. Begonnen wird in diesem Handbuch mit den Vorschriften für das Aufstehen vom Lager, das Ankleiden, das Händewaschen. Manche Ratschläge betreffen Lappalien. So wird z.B. vorgeschrieben, dass man erst den rechten Schuh anlege, dann den linken, aber den linken Schuh zuerst zuschnüre, hierauf den rechten, wie man das Hemd anziehen soll u.s.w. Dann folgt die Liturgie des Morgengebetes, die Vorschriften für das Benehmen beim Essen, die Liturgie der Tisch- und Abendgebete, die Vorschriften für das Zubettgehen, die Liturgie des Nachtgebetes und das Küssen der Mesusa (Amulett an dem Türpfosten).

bar. Auch die Kinder — wohl nicht alle — liessen ihre Pajes wachsen und trugen auch die Schaufäden, die sie beim Beten küssten.

Analphabeten gab es keine im Städtchen, da nahezu alle die hebräischen Schriftzeichen lesen und schreiben konnten. Und nicht nur das Lesen der Gebete ist ihnen geläufig, sondern es gibt unter ihnen eine Anzahl Gelehrte, die als Talmudkenner ebenso juristische wie theologische Kenntnisse aufweisen.

Der Fromme verliess beim ersten Hahnenschrei das Bett und wusch sich die Hände; denn mit ungewaschenen Händen durfte man sich nicht vier Ellen weit von seinem Bette entfernen.

Darnach dankte er Gott für die Rückkehr der Seele, die während des Schlafes den Köper verlässt und zum Himmel hinaufsteigt. Nachher sagten sie „Tikkun-Chazoth" sowie den täglichen Psalmabschnitt.

Der Postillon, der die Post zur Bahnstation Zadowa führte, kündigte seine Ankunft mit seiner schwarzgelbgestrichenen Postkutsche durch das Posthorn schon von der Ferne an, was für die Frühaufsteher ein Zeichen war, dass die vorgeschriebene Zeit für das Verrichten des Morgengebetes herannahte. Sie warfen den Tallith (Gebettuch) über die Schulter, der an den vier Ecken mit Zizis (Schaufäden) versehen war. Um die Hüften hatten sie einen Gartel (Gürtel) geschnallt, der auch zur Erfüllung eines religionsgesetzlichen Gebotes diente. Er sollte sinnfällig den reinen Oberkörper von dem unreine Funktionen ausübenden Unterkörper scheiden. Ein Teil legte nur die Tephilin nach der Bestimmung des „Jitzchaki Raschi" (Phylakterien) an, die vier Thoratexte auf Pergamentstreifen enthielten, und andere wieder, die beflissen waren im Lernen, legten auch andere Tephillin[4] nach der Bestimmung des „Rabenu Jakow Tams (der berühmte Enkel Raschis).

Die Tephillin bestehen aus zwei quadratischen Kästchen aus hartem Pergament und wurden „Bayith"[5] genannt. Jeder Bayith ruht auf einer Basis mit vorspringender Schlinge, durch welche ein lederner Riemen gezogen wird. Die beiden Enden des Riemens werden so zusammengebunden, dass der Knoten, den die

4) Phylakterien.

5) Behälter.

Riemen der Tephillin für den Kopf bilden, die Gestalt des hebräischen Buchstabens „Daleth" hat. Der Knoten an den Tephillin für den Arm muss die Gestalt des hebräischen Buchstabens „Jod" haben. Auf dem Bayith des Kopftephillins ist ein Buchstabe „Schin" — ergibt zusammen mit dem eben erwähnten „Daleth" und „Jod" das Wort „S c h a d a i"[6]. Die Tephillin und die Thora Rollen müssen aus der Haut eines Kalbes oder Schafes, die gründlich gereinigt werden, sein. Die Tinte wird aus Lampenruss hergestellt. Dann verrichtet man das Morgengebet.

Nur am Montag und Donnerstag wird in der Thora gelesen. Auch Gross-Tachne (Bussgebete) wurden in diesen Tagen gesagt. An Festtagen nicht. Lang sind diese Bussgebete, welche, bald leise, bald laut, bald stehend, bald den Kopf neigend und dann sitzend verrichtet werden.

Der Talith wird entweder über die Schultern in Falten gelegt oder offen und am Rücken herabhängend getragen. Vor Schluss des Gebetes sagten sie das „Ani-Maamin" andächtig, von der Hoffnung und dem festen Glauben erfüllt, dass die Posaune des Messias bald erschallen werde und die Toten unverwest auferstehen würden; insbesondere erhofften die Armen, dass ihre Lage sich verbessern werde.

Vor jeder Mahlzeit wusch man sich die Hände, und es wurde die Gebetsformel über den Bissen Brot gesprochen. Nach der Mahlzeit wurde wieder auf die Fingernägel ein wenig Wasser geträufelt und das Bentschen (Segen) gesprochen.

Merkwürdigerweise war das lange Weilen aus Reinlichkeitsrücksichten in unreinen Orten ein Anlass zur Satire. Segenssprüche wurden auch bei Wetterveränderungen und sonstigen Ereignissen gesagt; denn für jedes Geschehen war ein frommer Spruch vorgesehen.

Bei den Leuten, die den Talmud nicht zur Genüge beherrschten, war die religiöse Angst vor Sünde grösser als bei den andern. Ihre Frömmigkeit kannte keine Grenzen.

Die Umgangssprache war Jiddisch. Sie diente in chassidischen Kreisen nicht nur zur Uebersetzung der Gemara aus dem Aramäischen, sondern auch als Ersatz des Laschon-Hakodesch,

---

6) Allmächtiger.

dessen man sich im Alltag zu profanen Zwecken nicht bedienen durfte.

Die Tageszeit wurde nach den drei täglichen Gottesdiensten eingeteilt und benannt: So sagte man „vor oder nach dem Dawenen" (Beten), für die vorgerückte Zeit „vor oder nach Mincha" (Vorabendgebet); die Zeit der Abenddämmerung wurde mit „zwischen Minche und Maariv" bezeichnet. In ähnlicher Weise wurden die Jahreszeiten nach den Feiertagen benannt, so hiess es „vor oder nach Peisach", „vor oder nach Sukkoth" u.s.w.

Hingegen haben die Talmudkenner an Stelle des Psalms eine Mischna in der Gemara, im Sohar, oder in der chassidischen Literatur gelesen (man sagte gelernt). Ausser den fundamentalen Geboten beobachteten sie auch die Talmud-Vorschriften und hielten am Kizzur Schulchan Aruch fest, d.h. sie richteten sich nach der schriftlichen und der mündlichen Ueberlieferung.

Der Eruv (offiziell Sabbath-Schnur genannt) bestand darin, dass z.B. von einem auf der rechten Seite stehenden Eckhaus zu dem gegenüber stehenden ein Draht über die Strasse an zwei hohen Säulen — von Mordche Schamschens, der am Freitag das Städtchen durchstreifte — befestigt wurde. Es gab drei Gattungen von Eruv: 1. einen Eruv Chazeraus; 2. einen Eruv Techumim und 3. einen Eruv Tavschilim. Eruv Chazeraus hatte den Zweck, für sämtliche in einer Gemeinde wohnenden Juden die religiöse Berechtigung zu erlangen, sich von Erew Pessach des betreffenden Jahres bis zum nächstjährigen, am Samstag und Jomtow von Haus zu Haus frei bewegen zu dürfen. Da die Behörden zeitweilig das Anbringen von Eruvdrähten nicht gestatteten, so pflegte man am Rüsttage des Pessach eine Mazzoh an der Wand in der Synagoge unter Verrichtung eines Segensspruches aufzubewahren, welche jedes Jahr erneuert wurde. Man durfte am Sabbat, ausser den am Körper befindlichen Kleidungsstücken, nichts mit sich tragen, nicht einmal das Taschentuch. Da dieses jedoch nicht unentbehrlich war, so wickelte man es um die Hand, oder um den Hals, um es dadurch als notwendiges Kleidungsstück zu deklarieren. Eruv Techumim war besonders für die ausserhalb des Städtchens wohnenden Juden bestimmt, auf dass sie am Samstag oder Jomtow

zur Synagoge gehen konnten, selbst wenn diese 2000 Ellen von ihrem Domizil entfernt war. Eruw Tawschilim diente dazu, dass man, wenn der 1. Feiertag auf einen Donnerstag fiel, am 2. Feiertag, d.h. am Freitag, die Speisen für den anstossenden Samstag vorbereiten durfte. Zu diesem Behufe stellte man am Mittwoch, beziehungsweise Donnerstag abends — falls Freitag der zweite Feiertag war — eine gekochte Speise (ein Fleischstück mit Knochen daran und eine Challe) auf den Tisch und verrichtete darüber ein Gebet.

Auch musste der Eigentümer von Pferden eine spezielle Bewilligung vom Rabbiner haben, wenn er den Wagen durch einen Nichtjuden am Samstag fahren lassen wollte.

Zusammenfassend kann behauptet werden, dass in der kleinen jüdischen Gemeinde Stanestie der Geist des fanatischen Judentums vorherrschte. Durch talmudische Umzäunungen, durch Glaube, Sitten, Sprache und Tracht, träumten sie nur von ihrer Vergangenheit und von der Zukunft, dass der Messias bald kommt und nach einem Gericht über die Völker sie jedoch aufrecht in das heilige Land zurückführen werde. Dem Gerechten wird eine eiserne Brücke über den Jordan zur Verfügung stehen, die Bösewichte werden über eine Strohbrücke gehen müssen. Ich stellte mir das Schauerliche vor, ich sah die Brücke unter den Sündern zusammenbrechen und sie in den Strom stürzen, wie es den Aegyptern beim Jam-Suf ergangen ist.

Ihre geistige Nahrung bezogen die Frommen aus der jüdischen Literatur, u.z. aus den Psalmen und dem Chumasch und daraus, dass sie sich nach dem „Schulchan-Aruch" aufführten, wodurch ihre Lebensweise wie ihre Einstellung zur Welt nur durch den Glauben an Gott und seinen Willen unter voller Respektierung der Riten gekennzeichnet wurden. Diese Verschmelzung von Welt und Idee, von Naturbetrachtung und Sittlichkeit ist das Spezifische des Judentums, seine Eigenart und seine Grösse. — Diese Blüte der Kultur besass Israel bereits, als alle anderen Völker noch in kindlicher oder roher Heideneinfalt verharrten.

Die Männer sind nicht galant, aber eben darum sind die Frauen vor ihren Nachstellungen sicher. Das Frauenzimmer

wird von ihnen, nach Art der Morgenländer, nicht sonderlich verschont, aber umso mehr sind sie auf Erfüllung ihrer Pflichten gegen dasselbe bedacht. Die Heiligkeit ihrer Ehen und die davon abhängende immer neue Zärtlichkeit verdient besonders bemerkt zu werden. Die Frau bleibt ständig in den Augen ihres Mannes, was sie als Mädchen in den Augen ihres Liebhabers war. Die Kinder wissen von keinen auswendig gelernten Formeln, wodurch sie ihre Liebe und Ehrerbietung gegen Eltern bezeugen (denn sie hatten keine französischen démoiselles), aber desto inniger bezeugen sie dieselbe. Hingegen hatten die Männer wenig Sinn für Praktisches oder Nützliches. Viel trugen die Frauen dazu bei. Auf ihren Schultern lastete die Sorge um die Bedürfnisse ihrer Kinder. Sie waren auch die Behüterinnen der häuslichen Heiligkeit, der Grundpfeiler des Familienlebens.

Im Gegensatz zu anderen antiken Gesetzbüchern schenkte das Judentum schon in alter Zeit der Stellung der Frau grosse Aufmerksamkeit. Auch als Gattin genoss sie seit jeher hohe Wertschätzung. In einer psychologisch beachtlichen Vorschrift wird die junge Frau geschützt, damit sie sich festigen kann, und damit für Nachwuchs gesorgt werde. „Wenn ein Mann ein Weib nimmt, so zieht er nicht aus zum Heere, frei soll er sein für sein Haus ein Jahr und erfreuen das Weib."

Die ganze jüdische Geschichte hindurch war der Einfluss der Frauen auf das häusliche Leben bedeutend. Die Frau hatte Anspruch auf Zärtlichkeit und Liebe. Sie brauchte vor einer Rivalin nicht zu fürchten, denn die gegenseitige Treue hat sie so vereinigt, dass sie sich fest zueinander gebunden fühlten. Versagte trotzdem die Liebe, so konnte die Ehe aufgelöst werden, um die Frau nicht zu einem qualvoll-sinnlosen Leben an der Seite eines Mannes zu verurteilen, der seine Liebe gleichzeitig einer anderen Frau entgegebringen wollte. Denn „das Weib liebt oder hasst, ein drittes gibt es nicht", lautet eine Sentenz. Alles ist hier auf höchste Schonung des weiblichen Feingefühls ausgerichtet. Die in der Thora und der späteren jüdischen Gesetzgebung hochgehaltene Achtung der Frauen stellt auch in der letzten Zeit an

den einzelnen und die Familie Forderungen von höchster Humanität.*

Einhaltung der Sabbatgebote, Challe, Kaschrut und Taharat Hamischpacha waren die den Frauen besonders anvertrauten Pflichten. Am bedeutsamsten ist die Taharat Hamischpacha, die Reinheit der Familie, die Befolgung der von der Thora in den Hauptzügen festgelegten Ehegesetze, die von den Frauen befolgt wurden. Nach den talmudischen Vorschriften ist jede Berührung der Ehegatten untereinander verboten, bis die Frau das vorschriftsmässige Tauchbad genommen hat.

Die Zahl sieben spielte eine Rolle: Der siebente Tag in der Woche ist der Sabbath; sieben Wochen zählt man von Peisach bis Schwuoth; der siebente Monat ist der eigentliche Festmonat, da drei Feste in ihm gefeiert werden: Neujahrs-, Versöhnungs- und Hüttenfest; jedes siebente Jahr ist das Erlassjahr, und nach siebenmal sieben Jahren ist das fünfzigste Jahr das Jubeljahr. Unsere Meister haben im Talmud Sanhedrin N. u. W. Nr. 2 gelehrt: Sieben Vorschriften sind den Kindern Noahs gegeben: Rechtspflege (zu üben), Blasphemie, Götzendienst, Unzucht, Blutvergiessen, Raub und Genuss eines Gliedes von einem lebenden Tiere (zu vermeiden).

Auf keinem Lebensgebiet stellt das Judentum so strenge Anforderungen wie bei der Regelung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Die Gesetze der jüdischen Ehe heben den Menschen aus der Sphäre des Sinnlichen heraus und unterstellen ihn der Idee der Heiligung. Dabei hat die Frau besondere Vorschriften zu befolgen. Die Moral der Frauen führte zu einem ehrbaren Familienleben.

Wie bereits erwähnt, war die Erziehung der Kinder streng. Die Mütter behüteten ihre Kinder, nicht etwa aus Misstrauen — insbesondere ihre Töchter —, sondern einzig und allein, weil sie

---

* Gattenliebe wird auch in der altjüdischen Literatur verherrlicht. Bekannt ist das Lob der Schönheit im Idyll der Moabiterin Ruth — weiter wird ausführlicher darüber berichtet. — Aber man muss den Zusammenhang zwischen Ehe und Liebe hier besonders beachten. Die Ehe der Ruth ist durch den Tod des Gatten aufgelöst, doch sie bewahrt ihm über den Tod hinaus Treue und Liebe. Wie käme sie sonst dazu, durchaus bei der Schwiegermutter bleiben zu wollen?

es als ihre durch Tradition geheiligte Aufgabe betrachteten. Möglich, dass die Eltern von heute sich nach jenen guten alten Zeiten zurücksehnen werden.

Der Freitag ist ein geschäftiger Tag im jüdischen Hause. Nicht nur der Umstand, dass die Speisen für zwei Tage vorzubereiten sind, verursacht eine lebhafte Tätigkeit, sondern auch die Freude über das Nahen des heiligen Ruhetages, der in der Abenddämmerung des sechsten Tages beginnt, um die Alltagssorgen des geplagten Juden zu verscheuchen und ihm Anmut und Glanz zu verleihen. Durch die offenen Fenster drangen die Gerüche der samstäglichen Speisen, sowie der scharfe Geruch des gefüllten Fisches oder der Karpfen. Gewöhnlich pflegte die Frau beim Zubereiten den Mann zu rufen, damit er sich selbst überzeuge, wie frisch der Fisch war. Er versucht aus der Schüssel herauszuspringen, schlägt mit dem Schwanz um sich und spritzt das Wasser ins Gesicht. Er hat anscheinend grosse Lust, in den Fluss zu kommen. Die Kinder pflegten den Fisch zu bedauern. Die Frauen jedoch sagten, dass die Fische sich beeilen, ins Netz zu gehen, damit sie vom Juden am Sabbat gegessen werden.

Der angenehme Duft des Kügels veranlasste so manchen Vorbeigehenden, stehen zu bleiben. Die Vorbereitung der Speisen begann mit dem Backen der Kolatschen. Das Weissbrot, über das man den Segensspruch sagte, wurde aus sieben Strängen geflochten. Das für Samstag bestimmte Mahl bestand ausser einer Kaschasuppe (Buchweizensuppe), die geschriebene oder schwarze Fisolen enthielt, weiters aus einem „nach dem Rezepte der Babe Selitschke" hergestellten fetten, appetitlichen, süssen „Kügel" [7], bei dessen Verzehrung man schmatzte und die Lippen leckte. Dazu kam der Zimus (Zuspeise); die Speisenserie wurde in den eigens hiezu geheizten Ofen am Freitag hineingeschoben und ist noch heute unter dem Namen „Tschulend" bekannt.

Allmählich verklingt der Tageslärm und eine erhebende weihevolle Stille tritt ein. Der Mann kommt vom Schwitzbad und der Mikweh, wechselt seine Wochenkleider gegen Streimel[8] und Schi-

7) Mehlspeise.
8) Sabbathmütze mit 12 abgegriffenen Zobelschwänzen.

peze[9] und begibt sich ins Bet-Hamidrasch. Man sah die Eltern aus den Häusern in Schabbatputz und in Begleitung ihrer Kinder der Synagoge zustreben. Noch vor dem Eintritt in die Schil murmelte der Vater leise vor sich hin eine ehrfürchtige Lobpreisung um sich so gewissermassen erst zu sammeln und vorzubereiten. Seine ersten Worte sind: „Wie lieblich sind Deine Zelte, Jakob, Deine Wohnungen, Israel!" Die Frauen hatten ein weisses Kopftuch. Sie waren es, welche die Kerzen zu Sabbat und Feiertag anzündeten, und während sie die Augen bedeckten, sprachen sie den vorgeschriebenen Lichtsegen (Lecht-bentschen). Wenn die Leuchter nicht reichten, so wurden die aus Lehm gekneteten gebraucht.*

Silberne Schabbesleuchter zu besitzen, war der sehnsüchtige Wunsch jeder, auch der ärmsten jüdischen Frau. Während die Männer sich nach der Ueberlieferung kleideten, strebten manche Frauen darnach, die jeweilige Mode mitzumachen.

Kehrt der Mann aus der Synagoge heim, so wurde sogleich im Anschluss an das Lied „Schulim Aleichem" das „Eschet Chajil", ein grossartiger Hymnus auf die Frau, gesungen. Nachher wurde der Abschnitt aus der Mischne „Bame Madlikin" gelesen. Insbesondere wird hierbei der Satz betont: „Wegen dreier Sünden sterben die Frauen im Wochenbett; wenn sie es nicht genau nehmen mit ihrer Periode, mit dem Opferteige und mit dem Entzünden der Kerzen". Man bedenke, wie schrecklich diese Strafe im Vergleich zum Vergehen ist.

Aber auch die Frau ging nicht leer aus. Für sie, deren Bildung in der hebräischen Sprache und in den religiösen Quellenwerken vernachlässigt blieb, waren drei jiddische Bücher und Kommentare wie Zeena urena, Nachlat Zwi und Menorat-Hamaor die Wegweiser. „Zeena u-reena", das Buch der jüdischen Frau — so genannt nach den Worten des Hohen Liedes: „Ziehet hinaus und suchet, ihr Töchter Zions", das eine mit Parabeln und Legenden

---

9) Seidekaftan.

* Nach dem Anzünden der Sabbathkerzen durfte man diese nicht mehr berühren, auch nicht wenn sich eine zur Seite bog. Oft geschah es, dass das Tischtuch verbrannte und wenn kein Nichtjude zur Stelle war, konnte das Haus in Flammen aufgehen. Der Fromme rührte keinen Finger.

ausgeschmückte freie Uebersetzung der fünf Bücher Moses und der fünf Megiloth enthält. Die „Zeena u-reena" ist kein gelehrtes Buch, es wendet sich in volkstümlichem Tone an die jüdische Frau, der die Quellen des hebräischen Schrifttums verschlossen waren. Die gemütvolle Art der Erklärungen aus der Sagenwelt der rabbinischen Literatur machte daraus ein echtes Volksbuch, das im Osten bis in die jüngste Zeit in keinem jüdischen Hause fehlen durfte. Es fand Anklang bei der jüdischen Frau, die aus ihm Mut zum oft schweren Leben, Liebe zum Judentum und Hoffnung auf eine bessere Zeit schöpfte. Aus diesem Buche lernte sie die traurigen und freudigen Ereignisse der jüdischen Geschichte, den Anlass der Feste und Trauertage kennen. Ein unerhört erzieherischer Geist ging von diesem Buche aus, er formte die Seele der frommen Leserin. Es spricht vom jüdischen Volke wie von einer grossen Familie und behandelt seine Geschichte wie das Geschick der eigenen Angehörigen. Die Art, wie das Buch die Erzväter dem Herzen der Leserin näherbringt, erinnert an die Worte des Wiener Oberrabbiners Chajes: „Wenn der fromme Jude am Sukkot-Abend in die Laubhütte geht und seinen Gruss den Gästen entbietet — die Gäste, die der Jude in der Laubhütte erwartet, sind Abraham, Isaak, Jakob, Moses, Aron, David, Josef usw. — so denkt er sich in der Tat, dass diese Erzväter in seiner Laubhütte anwesend sind und er würde sich gar nicht wundern und sie gar nicht als fremde Gestalten betrachten, wenn sie plötzlich als Gäste an seinem Tische sässen."

Mit „Lechu-Dodi" beginnt das Lied, das man am Freitag Abend zweimal sagt, worin Israel eine mystische Ehe mit dem Sabbath schliesst. An dieses Lied knüpfte sich eine Wundermär.*

---

* Es lebte vor Zeiten in Prag ein grosser Kabbalist, der hohe Rabbi Löw, dieser formte aus Lehm eine menschliche Gestalt, nur liess er am Hinterhaupt eine kleine Oeffnung zurück, in die er ein Pergament legte, auf dem der von keiner menschlichen Zunge auszusprechende Name Gottes geschrieben war. Sogleich erhob sich die Lehmgestalt und ward ein Mensch, er verrichtete seinem Schöpfer alle Dienste eines Knechtes, er holte Wasser, spaltete Holz und dergleichen mehr, man kannte ihn in der ganzen Judengasse Prags unter dem Namen: „Der Golem des hohen Rabbi Löw". Jedesmal am Abend des Freitag

Wenn der Schamasch beim Gebete arme Fremde sah, von denen er vermutete, dass sie für den Sabbat mit Unterkunft und Nahrung nicht versorgt seien, so meldete er es dem Gabbai (Vorsteher), der die Wohlhabenden und auch weniger Bemittelten, die bekannt waren als "Machnisei-Oirchim" aufforderte. sie als Sabbathgäste einzuladen. Immer wurde solch ein Oirach nicht als Bettler, sondern als Gast behandelt. Wenn sich zeigte, dass der Mann in der Schrift Bescheid wusste, so wurde er sogar ehrenvoll behandelt.

Ueber den Sabbath-Tisch war ein weisses, frisch gewaschenes Linen gebreitet. Die Tafel war mit den von den Frauen zubereiteten Gerichten beladen. Der Hausvater, den Becher in der Hand haltend, sprach den „Kiddusch", am Kopfende des Tisches stehend, und den Segensspruch, worauf die Frau und die kleinen Kinder von dem im Becher zurückgebliebenen Wein nippten. Dann ging es, ohne dass ein Wort gesprochen wurde, ans Händewaschen; beim Abtrockenen der Hände hingegen wurde die für diesen Fall bestimmte Gebetformel laut rezitiert. Der Mann sprach hierauf ein Gebet über die Lechem Mischne (Doppelbrote), schnitt das eine in zwei Teile, nahm einen Bissen und sprach kein Wort, bis er ihn nicht verzehrt hatte. Die Tischgenossen bekamen eine Kostprobe, die Moize[10]. Nach jedem Gang wurde vom Kol- Mekadisch bis zum aramäischen Lobgesang Joh-Ribon-Oilam gesungen. Nach dem Essen wurde das „Majim-Achroinim" (letztes Wasser) über die Finger gegossen. Mit der Rezitation des Bent-

---

10) Segensspruch über Brot.

nahm ihm sein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag morgens. Einmal unterliess der Rabbi diese Vorsichtsmassnahme. Alles war in der Synagoge, man hatte soeben das sabbathliche Minnelied begonnen, da stürzten Frauen und Kinder in die Versammlung und schrien: „Der Golem, der Golem zerstört alles". Sogleich befahl der Rabbi dem Vorsänger, die Gebete zu unterbrechen, jetzt sei noch Rettung möglich, später aber könne er nicht wehren, dass die ganze Welt zerstört würde. Er eilte nach Hause und sah, wie der Golem eben die Pfosten seines Hauses erfasst hatte, um das ganze Gebäude niederzureissen. Rasch entschlossen, zog er das Pergamentblatt aus dem Hinterhaupt des Golems und ein Klumpen Lehm lag vor seinen Füssen.

schen" [11] wurde einer der drei zu „Mesuman" Gezählten beehrt, dem ein Becher mit Wein gefüllt wurde, und bei den Segenssprüchen fielen alle mit dem Amen ein.

Es gab Gebräuche und Regeln, die nur in der mündlichen Tradition fortlebten; so z.B. durfte man die Fingernägel, die jeden Freitag geschnitten wurden, damit sie nicht am Samstag zu wachsen beginnen — nicht auf den Fussboden fallen lassen, mit der abergläubischen Begründung, dass eine schwangere Frau, die auf diese Nägel tritt, der Gefahr einer Frühgeburt ausgesetzt ist. Ebenso durfte man nicht Kleider tragen, die aus „Schatnes" (Vermengung von Leinen und Wolle) gewoben waren.

Wenn man morgens das Bett verliess, durfte man die Augen nicht berühren, bis man sich nicht gewaschen hat, damit man vorher das Gebet an Gott für die Rückkehr der Seele, die nach dem Volksglauben in der Nacht während des Schlafens den Körper verlässt und in der Frühe zurückkehrt, sprechen könne.

Besonders aufmerksam ging man bei der Benützung des Essgeschirres vor. Es wurden separate Geschirrschränkchen angefertigt, eines für das „fleischige" und eines für das „milchige" Geschirr. Ausserdem waren die Farben der Teller verschieden, um einem Irrtum vorzubeugen. Wenn dennoch durch ein Versehen ein Messer mit einem der erwähnten Geschirre in unerlaubte Berührung kam, so wurde es für 48 Stunden in die Erde gesteckt. Auf diese Weise blieb es „kascher", und war nicht mehr „treife". Hatte man Fleisch gegessen, so sollten sechs Stunden verstreichen, bevor man Milch oder Käse zu sich nahm. Hatte man aber Milchspeise genossen, so war gestattet, schon nach zwei Stunden Fleisch zu essen.

Der Widerschein der Sabbathlichter aus vielen Fenstern zeigt den Eintritt der Sabbathruhe an, die von Freitagabend und besonders am Sabbathmorgen das Strassenbild veränderte. Verschwunden sind die sonst so belebten Verkaufsstände in den Hausgängen. Auch der Bauer findet am Sabbath nicht den Weg in das feiernde Städtchen. Das am Sinai gegebene Sabbathgesetz wurde

---

11) Schlussgebet.

von Christen und Mohammedanern übernommen, nur unterscheidet sich der jüdische Sabbath dadurch, dass dieser Tag in jeder Woche nicht nur dem Ausruhen von der Werktagsarbeit und nicht nur dem sogenannten Gottesdienst gewidmet ist, sondern ebensosehr dem Studium der Lehre. Der Sabbath wird nicht gefeiert, er wird „geheiligt". Der Jude hat am Sabbath eine Neschuma jetera (höhere Seele) inne.

Erst gegen Vorabend lebte das Städtel auf, und auf der Strasse zeigte sich Bewegung. Am Wochenmarktplatz begann ein lebensfroher, bunt bewegter Korso. Männer in freudiger Stimmung mit ihren schönen jungen Frauen und hübsche Mädchen belebten das Strassenbild. Entsprechend der damaligen Mode hüteten die Damen sich, ihre Haut von der Sonne bräunen zu lassen. In der Kleidung gab es keinen übertriebenen Luxus. Selbst die Wenigen, die es sich leisten konnten, trugen dies nicht öffentlich zur Schau. Das Leben in der Galuth erforderte Bescheidenheit. Wurden doch schon ohnehin aus den anmutigen Kleidern der Mädchen, die nur gar zu oft ein hungriges Menschenkind bedeckten, seitens der christlichen Nationen Trugschlüsse auf den Reichtum der Juden gezogen. Aber der angeborene „Chen" (Liebreiz) verwandelte das einfachste Kleidchen durch ein buntes Band in eine Festtagsrobe und formte aus einem dreimal gewundenen Seidenflicken ein chickes Hütchen. Durchbrochene Ajour-Strümpfe galten als Luxus, und das bescheidene Schuhzeug wurde durch eine Schnalle verziert. Der eigenartig stolze Gang, Haltung und Blick hoben das jüdische Mädchen weit über das dörfliche Milieu hinaus. Das Strassenbild bekam dank der jüdischen Bevölkerung seine eigene Note. Aus jedem Gesicht leuchtet das Bewusstsein des Sabbaths, kommt der Gegensatz zum Werktag zum Vorschein.

Auf der Bank vor dem Hause oder beim Fenster sitzen die Mütter und Grossmütter über dem Korban-Minche-Siddur.*

---

* Wie wir heute wissen, gab es doch eine Literatur in der Volkssprache, die viele Jahrhunderte — sogar bis in das 14. Jahrhundert — zurückgeht. Neben einer religiösen bestand noch eine bedeutende Profanliteratur, die sich ganz besonders grosser Popularität — insbesondere unter den Frauen — erfreute. Sehr beliebt war Mendele Mocher Sforim.

Obwohl die jiddische Sprache heute eine Sprache der alternden Generation ist, weist sie dennoch eine erstaunliche Vitalität auf; was noch wichtiger ist, man kann sich mit ihr überall, wo Juden und Nichtjuden leben, verständigen. Manche wollen sie als internationale Sprache anerkennen. In keiner Sprache kann man sein Bangen, seine Zores (Sorge), seine Bitten mit Pathos vor Gott vorbringen und Ihn dabei um Verzeihung bitten, wie in der jiddischen.

Und dabei dringt aus den Fenstern der eigenartige Tonfall der Stimmen vom Gemarahlernen, Thillimsagen oder Zmirothsingen. Zu Füssen der Mütter spielen die heute sauber gekleideten Kinder und Enkel, und singen frohe jiddische Lieder.

Der Gottesdienst am Sabbath hatte sein eigenes Ritual in allen osteuropäischen Gemeinden. Zunächst nahm der Gläubige das vorgeschriebene Tauchbad(Mikweh) in aller Gottesfrühe, im Winter und im Sommer.

Samstag früh begann man zu Hause mit der Verlesung des Wochenabschnittes u.z. wurde Satz für Satz in Unkelus-Targum (aramäische Uebersetzung) gesprochen, dann wurde er mit dem Tropp (Punktierung) in aramäischer Sprache mit Targum (Kommentar) wiederholt. Nachher wurde das „Lied der Lieder" gesagt, und mit dem Sabbathpsalm geschlossen. Im Bethaus waren stabile unentgeltliche Vorbeter und Vorleser des Thora-Abschnittes, wobei eine starke Konkurrenz um diese Würde herrschte, insbesondere verstärkte sie sich am Samstag des Neumondes, die oft zu Unstimmigkeiten führte.

Wenn der Vorbeter zur „Kriath-Schema"[12] gelangte und das „Schema Israel" begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmonisch gebundener Gesang, das ganze Bet-Hamidrasch erdröhnte — wie der Schlachtruf an der Front vor einem gegen den Feind durchzuführenden Angriff — denn das war ja ihr Schlachtruf, mit dem sie das Leben und den Tod tausendfach besiegten: „Höre Israel, Adonaj unser Gott, ist ein einziger Gott!" mit den Schaufäden vom Tallith drückte man an

12) Warnungsgebet.

die zitternden Augenlider. Da trat eine Stille ein; der Rabbiner Itzie Meier sagt die Kriath-Schema andächtig Wort für Wort laut, und die Zuhörer schliessen mit dem Endwort „Emeth". Eine Thorarolle wurde nun unter Freudengesängen aus der heiligen Lade genommen. Manche fassten den Saum des bestickten Brokats, in den sie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünstig an die Lippen. Die Thora wurde auf dem Altar ein wenig entfaltet und hoch emporgehoben und vom Thoravorleser der Gemeinde gezeigt und ausgerufen: Dies ist die Thora, die Moses u.s.w.

Oft sind an Sabbath- und Feiertagen die Alioth durch Lizitieren in Konventions-Valuta verkauft worden. Dieser Verkauf erfüllte einen doppelten Zweck. Erstens um Streitigkeiten zu vermeiden und zweitens deckte der Erlös des Aliothverkaufs die Ausgaben der internen Einrichtungen der Synagoge. Dem Meistbieter wurde die Aliah durch drei Ausrufe zugesprochen.

Die Akzente und die Melodie der Thora-Vorlesung findet man im masoretischen Text der Bibel. Sie dienen als Musiknoten und bezeichnen die Klangfarbe gewisser Worte. Das griechische Wort „Trope" bezeichnet den Namen. Die Melodien für Neujahrs- und Versöhnungsfest sind anders als die Sabbath-Melodien. Zu jedem Abschnitt, den der Vorleser las, wurde je ein Beter nach Stand und Rang aufgerufen. Die Ehre, zur Thora aufgerufen zu werden, galt als Auszeichnung, derer nicht jedermann würdig befunden wurde, besonders wenn man glaubte, dass er es mit der Sabbath-oder Feiertagshandlung nicht genau nahm. Der letzte Absatz, „Maftir"[13], war gewöhnlich für Ehrengäste vorgesehen. Die Gemeinde erhebt sich, während die Lade geöffnet wird und der Vorbeter mit folgenden Worten vor sie hintritt: Erhebe Dich, Ewiger! Das Mussaf[14] war zumeist dem Gemeindemitglied, das in der kommenden Woche „Jahrzeit"[15] hatte, vorbehalten.

Es waren auch Samstage und Feiertage, an denen der Vorbeter das Gebet für Se. Majestät, den allgnädigsten Kaiser Franz Josef 1. („Hanoten Teschua Lamlachim") verrichtete, während

---

13) Vollender.
14) Zusatzgebet.
15) Jahrestag des Hinscheidens eines touren Familienmitgliedes.

dem die Bundeslade geöffnet wurde, und das alle Betenden stehend anhörten.

Im Bethaus fühlt sich der Fromme wie im väterlichen Haus. Die Heiligkeit des Ortes flösst ihm keine Angst ein; er spricht zu seinem Gott wie zu einem Vertrauten. Er legt sich keinerlei Zwang auf. Bald steht er hier, bald steht er dort, bewegt sich recht geräuschvoll und während der Vorbeter sich bittend an Gott um Verzeihung der Sünden wendet, richtet er Hände und Augen zum Himmel. Bei einer Gebetpause unterhält er sich jedoch mit seinem Nachbarn ungezwungen, so dass der Lärm in einer „Judenschule" sprichwörtlich geworden ist. Der altgläubige Jude, welcher sich bemüht, wenn er einen Privatbesuch abstattet, gesittet und gemessen aufzutreten und den Anstand zu wahren weiss, ist nicht dahin zu bringen, in der Synagoge gleiche Rücksicht walten zu lassen. Hier ist er im „Hause Gottes", im väterlichen Haus. Das alte Bonmot: „Dem Christen ist die Religion und die Kirche die Geliebte, die Braut, deren Haus selten besucht wird, dem Juden die angetraute Gattin, mit der man zusammen wohnt", enthält ein gutes Körnchen Wahrheit.

Zuhause wurde wieder der kurze Kiddusch gesagt. Inzwischen wurde daheim die Eierzwiebelspeise vorbereitet, die beim Zubereitn Tränenreize verursachte. Nachher wurden Fische, Pizie (Gallerte), Tschulend und der Kügel aufgetragen, und wieder nach jedem Gang die bekannten Zmirot[16] von „Boruch Adoischem jom jom" bis „Deror Jikru" gesungen. Nach dem obligaten Nachmittagsschlaf wurden im Beth-Hamidrasch Tehillim[17] gelesen. Nach jedem Abschnitt wurde einem jeden Tehillimleser ein Glas Sodawasser verabreicht, das von Meschulim Bleiweiss gespendet wurde.

Viel trug zu den Sabbathvergnügungen das kinderlose gutmütige Ehepaar bei, das allgemein Vetter Dugie und Mime (Muhme) Rachel genannt wurde. Während Dugie beim Beten einem jeden eine Prise Schnupftabak anbot, verabreichte die Mime Rachel gratis Quas (ein alkoholfreies saures Getränk), gedörrte

16) Gesänge.
17) Psalme.

Kol-Nidre Barlich (kleine Birnen) sowie „Rossel" (von sauren Gurken das Einlegewasser). Zum Zeitvertreib gehörten auch Kürbiskerne, die im Ofen gebacken wurden, mit Oel und etwas Salz bestreut; sie wurden als knusperige Beigabe bei schallender Entfernung der Schalen (Knacken) rasch gegessen. Bei diesem gemütlichen Beisammensein kam der Tratsch auf seine Rechnung.

Nachher verrichtete man das Minchegebet. Anschliessend ging man daran, „Schlosch-Seudoth" (dritte Mahlzeit) zu „praven", zu der öfters die Beteiligten die symbolischen zwölf kleinen Challe mitbrachten, wobei der chassidische Niggun in alter kabbalistischer Tradition zu den zu Herzen gehenden liturgischen Psalmgesängen von den besten der Sänger, begleitet von allen Teilnehmern, zu Gehör gebracht wurde. Man sass gemütlich in guter Stimmung, schlürfte zuerst einen winzigen Schluck Branntwein, darauf wurde ein lebhaftes „Lechaim" zugesprochen, dann erst trank man einen vollen Schluck. Wer kann sich noch so wohl fühlen bei einem Gelage wie die frommen Geniesser des heiligen Sabbath?

Die Sabbathruhe wurde in die Länge gezogen, damit den Sündern in der Hölle die ihnen am Samstag gewährte Sabbathruhe um die Zeit des Stillstandes verlängert werde. Man sass im Dunkel, bis die drei Sterne am Himmel sich zeigten, alsdann wurde mit dem Maarivgebet der Sabbath geschlossen. Zu Hause sprachen die Frauen das innige Havdoloh-Gebet: „Gott von Abraham, von Jizchok und von Jakob, behüte Dein Volk in Deiner Gnade, die sieben Tage sollen uns kommen zum Glück, zum Heil, zu allem Frommen. — Der liebe, heilige Sabbath geht nun dahin — diese Woche soll uns kommen zu Frieden, zu Gesundheit, Gedeihen und Ehre und zu allem guten Gewinn. Amen." Zu gleicher Zeit zündeten sie Kerzen an — und zur „Hawdalah"[18] geschritten. Zu diesem Akte gehörte der silberne Becher, der noch vom Nadan[19] stammte, eine mit Nelken und Gewürzen gefüllte Hudessel (Büchse), Hadassim, Myrtenzweig, ein Teller und ein Becher Wein. Nach dem „Hinei El jeschiau" hielt man die Hände gegen-

18) Unterscheidung.
19) Mitgift der Frau.

über den brennenden Kerzen, wobei der Segen „Boirei hoeisch" gesprochen wurde. In den Teller wurde etwas Branntwein geschüttet und angezündet. Mit den Händen berührte der Beter symbolisch die Flamme, dann machte er eine Bewegung in die Richtung der Kleidertaschen, was die Hoffnung auf Parnusse (Einkommen) in der kommenden Woche zum Ausdruck bringen sollte.

Viele hielten auch „Melawe-Malke" ab, eine vierte Mahlzeit, als Abschiedsmahl zu Ehren der Sabbathkönigin, der Sage nach, weil Gott dem König David angekündigt hatte, er werde an einem Sabbath sterben. Während die Männer das „Wajiten lecha Elokim" sagten, was gleichfalls als Symbol für die Parnusse in der kommenden Woche galt, waren die Frauen mit Roschtschene (Dampfel) beschäftigt, daraus sie dann am Sonntag in den Trögen den Schwarzbrotteig aus Roggenmehl kneteten; das Brot reichte für die ganze Woche aus und war sogar am letzten Wochentag sehr schmackhaft.

Nicht uninteressant waren die mystischen Erzählungen gewisser Männer im Pullesch (Nebenraum der Halle) im Winter vor dem Minchegebet, die ich gelegentlich mitanhörte. Diese Männer gehörten meist der alten Garde an. Ein merkwürdiger Zufall war es, dass fast alle durchwegs hoch gewachsen und hager waren, mit knochigen Gliedern auf der Ofenbank die langen Zibuuks (Pfeifen) im Munde haltend. Unter anderem kamen sie auch auf ihre eigenen Ahnen und Urahnen zu sprechen, soweit ihr Gedächtnis reichte, bis sich schliesslich nach langem Diskutieren herausstellte, dass sie verwandt sind und ihre Abstammung vom sel-

---

* Zum Ritual gehörten: Thorawimpel, Chanukkaleuchter, Besomimbüchsen, Chalef zum Schlachten, Gefässe für rituelle Waschungen und Beschneidungsmesser. Diese zählen zu den wichtigsten jüdischen Kultgegenständen.

In der biblischen Zeit roch man an den Zweigen einer Myrte, im Mittelalter streute man Gewürze verschiedener Art in ein offenes Gefäss, erst in der Neuzeit kam die Form des reich verzierten Türmchens auf, das aus kleinen Oeffnungen den Duft verströmte.

Das übliche Verfahren der Beschneidung zerfällt in fünf Abschnitte: 1) Die Vorbereitungen zur Operation (das Beschneidungsbesteck, der Grossvaterstuhl), 2) die Abtragung des Vorhautrandes (Mila), 3) Die Aufschlitzung des übrigen Teiles der Vorhaut (Pria), 4) Das Aussaugen der frischen Wunde (Meziza), 5) Die Blutstillung.

ben „Jichus" (Aristokratie) herrührt. Man einigte sich dann dahin, dass nach dem Grundsatz „Kol Israel Chawerim" alle Juden verwandt sein sollen, und dass einer für den andern auch einstehen muss.

Dabei machte man einen energischen Griff in die Schnupftabakdose, und nachdem alle mit tüchtigen Ladungen ihre „Schmecker" bespeist hatten, gestikulierten sie hüstelnd mit den Händen und erzählten chassidische und volkstümliche Geschichten, die der Verherrlichung der Vergangenheit galten. Eine behagliche Plauderei, deren besonderer Reiz die darin vorkommenden zahlreichen Anekdoten und scharfgeschnittenen Silhouetten von jüdischen Persönlichkeiten und örtlichen Erinnerungen aus eigenem Leben war. Es wurde auch über den Tag des Erscheinens des ersehnten Messias debattiert. Den meisten Platz nahmen die Berichte über die Wundertaten der diversen Rabbis ein, derentwegen ihre Anhänger oft in Streit gerieten. Es regnete von Talmudzitaten und mystischen Sätzen. Heilige Namen und religiöse Begriffe, die in der jüdischen Geisteswelt höchsten Wert besitzen, wurde in die Debatte geworfen. Ich wage jetzt zu behaupten, dass die Chassidim untereinander einen Juden, der zu einem andern Rabbi hielt, für einen Ketzer — dass Gott davor behüte! — hielten. Von ihnen lernte man Auslegungen der Schriften und Verse aus den Propheten und den Psalmen.

Dort wurde auch mit den Methoden der Kabbalah entschieden, wer im russisch-japanischen Krieg in jenen Tagen als Sieger hervorgehen wird. Dabei wurden Zitate aus dem „Sohar Hakadosch", der Kabbalistischen Bibel, erbracht und bewiesen, dass die Fliege Japan den russischen Bären schlagen werde.

Wegen ihrer besonderen Eigenart sei hier auf einige Begebenheiten, die sich früher zugetragen hatten, hingewiesen: Jakob Simon Grill, der Vater von Chaim Grill, dessen sechs Söhne und vier Schwiegersöhne Militärdienst leisteten, richtete auf Grund dessen ein Gesuch an den Kaiser, worin er um eine Lizenz für eine Schenke oder eine Trafik ansuchte. Nach einiger Zeit wurde er seitens der Gendarmerie verständigt, dass dem Gesuche von Sr.

Majestät insofern stattgegebn wurde, als er frei betteln dürfe, was sonst verboten war.*

Sicherlich gehört auch Simon Leib Teller zu den verdienstvollen Mitbürgern und verdient, dass man sich seiner erinnere. Nachdem er seinen Schneiderberuf aufgegeben hatte, wandte er sich dem politischen Leben zu. Er hatte Routine und den Mut, ungestraft jedem seine Meinung zu sagen, selbst wenn sie kränkend war. Niemand war vor seiner scharfen Zunge, die noch spitzer war als seine Nadel, sicher. Aber mit grossem Humor begabt, verstand er es, die Sympathie der Bevölkerung zu gewinnen. So wurde er zum Kultusgerenten ernannt und kam auch in den Gemeinderat, obwohl sich sein Bildungsgrad auf das Lesen einer jüdischen Zeitung beschränkte. Sein Rechtsgefühl verwickelte ihn in Händel und später in einen Prozess mit dem Gutspächter Tennen, den er jedoch verlor. Er legte Berufung ein, und trotz seiner advokatorischen Fähigkeiten wurde das Urteil vom Oberlandesgericht Czernowitz bestätigt. Er suchte um eine Audienz bei Kaiser Franz Josef an, die ihm auch gewährt wurde. Davon erzählte er meinem Grossvater Selig Birnbaum, in dessen Haus er zu jener Zeit wohnte. Gleichzeitig wandte er sich auch an mich, ich möge ihm meinen kleinen Siddur für die Reise borgen, da er, wie vielen Stanestiern bekannt sein müsste, nur einen grossen Siddur mit ganz grossen Buchstaben in Gebrauch hatte. Als er mit einem teilweisen Erfolg zurückkam, gab er mir den Siddur mit der Bemerkung zurück: „Du sollst ihn zum Andenken aufheben, denn ich hielt ihn in der Tasche, als ich in Audienz bei Sr. Majestät war".

Er war der Held vieler Anekdoten. Eine sei hier vermerkt, deren Zeuge ich war. Eines Tages stand in der Nähe des Cheders an der Brusnitza unterhalb des Berges ein Zelenauer Bauer mit einem Wägelchen Holz, das er aus dem Walde gebracht hatte. Da eilte ein Kind aus dem Cheder direkt auf den Wagen zu, woraufhin der Bauer mit der Peitsche dem Kinde einen Schlag versetzte. Diese Rohheit verdross Simon Leib Teller, der gerade des

* Diese Antwort Sr. Majestät erinnert an die Zeit der Marie Antoinette, die Königin Frankreichs, wie alle Aristokratinnen in jener Zeit behütet, fern vom Volke aufgewachsen, die, als man ihr erzählt, dem Volke fehle es an Brot, erschreckend naiv fragte: „Warum essen sie dann nicht Kuchen?"

Weges kam, und er stellte den Bauer zur Rede. Bald darauf verschwand H. Teller. Nach kurzer Zeit erschien er wieder in Begleitung des Polizisten Pelczer, dessen langer Säbel noch von Maria Theresia's Zeit stammte, und dieser führte den Bauer ins Gemeindeamt, wo ihm zur Strafe eine Tracht Prügel verabreicht wurde. Inzwischen sammelten sich vor dem Gemeindehaus Leute an, unter ihnen auch ein bekannter ukrainischer Krakeeler, mit Namen Skurhan, der ans Fenster klopfte und auf ukrainisch schrie: „Pani Teller, ne wolno bete", d.h. „Herr Teller, man darf nicht schlagen".

Eine andere Begebenheit soll sich während eines Bischofsbesuches im Städtchen zugetragen haben. Wie üblich, begab sich zu dessen Empfang auch eine jüdische Delegation mit einer Sefer Thora. Begrüssen sollte ihn im Namen der Juden Jossel Goldschmied, dem es an Bildung, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit nicht fehlte. Als dieser schon vor dem Bischof stand, konnte er vor Verlegenheit kein Wort herausbringen, worauf Seine Eminenz ihm mit der Bemerkung zu Hilfe kam: „Ich weiss, dass Sie mich willkommen heissen wollten".

Im Orte wurde auch über Politik leidenschaftlich diskutiert. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit deutlich an Hermann Burg, der alle Ereignisse der Welt mit starker Ergriffenheit aufnahm und sie mit meinem Vater s.A. diskutierte, so im Jahre 1894 die Affäre des Hauptmanns Alfred Dreyfus in Frankreich, die zu jener Zeit im Scheinwerferlicht in allen Orten stand, wo Juden wohnten.

Es gab Leute, die, mit Raffinement und Initiative begabt, sich als Wunderrabbis aufspielten. Sie übten ihre Tätigkeit jedoch nur in der Fremde aus, da man sie daheim wohl als gute Juden kannte, aber keine Wundertaten von ihnen erwartete. Genannt seien Mordche Schwarz (Schamschins) und Chaim Schächter, die in die Walachei nach Rumänien zogen. Sie nahmen Gabes (Begleiter) mit und vollführten dort „Wundertaten" mit Hilfe ausgeklügelter Spitzfindigkeiten und mit primitiven Heilmitteln.

Selten kam es vor, dass ein Jude oder eine Jüdin zum Christentum übertrat. Schon die Vermutung, dass dies wahr sein könne,

brachte das Städtel in Aufruhr, und das Flüstern und Munkeln machten die Runde, bis es auch die Eltern erreichte, die sich eher das Schlimmste wünschten, als dies zu erleben. Denn so ein Fall schädigte die ganze Familie. Er konnte beim Zustandekommen eines Schidechs (Heirat) störend wirken. Es darf wohl behauptet werden, dass die Stanestier Judenschaft einen übertriebenen Sinn für Verwandtschaft und Abstammung bei solchen Gelegenheiten an den Tag legte. Getauften Juden begegnete man mit Verachtung. Es gab im Städtchen einen nicht jüdischen Gerichtsbeamten, namens Martiniak, der eine Jüdin zur Frau hatte. Sie konnte sich nicht öffentlich zeigen, ohne dass man auf sie mit dem Finger wies. Selbst in nicht jüdischen Kreisen wurde sie nicht gerne gesehen. Dort wurde missbilligend vermerkt, dass sie als einzige demonstrativ vor dem hölzernen Kruzifix nahe der katholischen Holzkirche in die Knie fiel und sich bekreuzigte. Wie ich aus nicht ganz verlässlicher Quelle vernommen habe, soll sie in den letzten Lebensjahren ihren Uebertritt offen bereut haben.*

* Im nahen Sniatyn wollte sich eines Tages ein Individuum, das beim katholischen Geistlichen „Hausjude" war, taufen lassen. Als die Verwandten davon erfuhren, eilten sie zum Gemeindevorsteher Hersch Weisselberg und drangen in ihn, alles anzuwenden, dass der Kerl nicht getauft werden solle: „Das wird ein grosses Verdienst", meinten sie, „um das Judentum sein".

Weisselberg, überzeugt, in dieser Sache nichts ausrichten zu können, sagte zu ihnen: „Weshalb seid ihr nicht gekommen zu mir, als euer Vetter, der Herr Oberstabsarzt, sich taufen liess? Auf diesen Lümmel kann das Judentum wahrlich verzichten." Diese Geschichte pflegte uns unser Verwandter, Seide Weisselberg zu erzählen.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die Taufe unter den Juden, insbesondere in Deutschland, stark verbreitet und es hatte den Anschein, als sei der Judenhass im 19. Jahrhundert nur mehr ein Anachronismus, dessen Ueberwindung nicht zweifelhaft sein könne. Da ging im Jahre 1858 plötzlich durch die jüdische Welt die kaum glaubliche Nachricht, dass in Bologna ein jüdischer Knabe, namens Edgar Mortara, während einer Krankheit heimlich getauft und in der Folge seinen Eltern entrissen worden sei, um in einem Kloster erzogen zu werden. Der Fall betraf das Schicksal eines Einzelnen, rief aber darüber hinaus als Symptom einer Rechtslosigkeit der Juden, die im Zeitalter der sich vollendeten Emanzipation im Zentrum Europas nicht mehr vorstellbar erschien, äusserste Beunruhigung hervor. Durch dieses Ereignis kam es zur Gründung der Alliance Israëlite Universelle. Hilfe für die Familie Mortara war eine ihrer ersten Aktionen. Es schien, dass sie Erfolg haben würde. Der italienische Regierungschef Graf Cavour stellte Abhilfe in Aussicht. Diese erste Aktion der Alliance Israëlite endete indes mit einem Misserfolg. Weder die von ihr noch vom sechsundsiebzigjährigen Montefiore, noch von Kaiser Franz Josef unternommenen Schritte vermochten die Rückgabe des Edgar Mortara zu erreichen. Er blieb im Kloster und wurde dem geistlichen Stande bestimmt. Diese Geschichte erzählt uns Franz Kobler.

Obwohl der Nationalsozialismus die Taufe nicht anerkannte, wurden in der letzten Zeit die zwei Kinder Finalli verschleppt, um sie der Kirche zuzuführen. Legt das Neue Testament soviel Gewicht darauf, dass Prominente und Fürsten, mehr noch ihre Gemahlinnen, stets gerne bereit sind, dem feierlichen Akt als Paten zu assistieren? Die Gönnerschaft eines Hochstehenden ist zumal ein verlockendes Taufargument.

Wenn ein Andersgläubiger den Rabbiner mit dem Gesuche angeht, ihn in das Judentum aufzunehmen, so hat dieser ihn dreimal abzuweisen. Und erst wenn trotzdem das Gesuch aufrechterhalten wird, so darf er dann erst, sofern er sich über die Reinheit des Verlangens und das Fehlen von materiellen Beweggründen Klarheit verschafft hat, die Aufnahme bewilligen. Die Juden sind niemals auf Proselytenmacherei aus.

Auch auf diesem Gebiete blieb das kleine Städtchen Stanestie nicht zurück. Im Nachbardorfe Kostestie, das zur Kultusgemeinde Stanestie gehörte, lebte ein Mann, mit Namen Tillinger. Er wurde als Sohn religiöser Eltern in Kostestie geboren, besuchte nach dem Cheder eine „Jeschiwe", brachte es zum Rabbiner und wirkte als solcher in irgend einem kleinen Städtchen. Dann trat er zum Christentum über und wurde Mitglied des Augustinerordens. Während des Beilisprozesses in Russland soll er als Bibelkenner versucht haben, den Beweis zu liefern, dass die Juden zu Pessach Blut benötigen. Für diese Lüge wurde er in irgend einer Stadt Amerikas zum Bischof erhoben. Dass es noch andere Bösewichte dieser Art gab, beweist ein Bericht, dass durch die Gnade der Queen Victoria und Friedrich Wilhelms ein Schächter aus Schönlanke zum ersten evangelischen Bischof von Jerusalem ernannt wurde. Er hiess Michael Salomon Alexander. Diese Ueberläufer stellten sich in den Dienst schnöden Verrates.

Der Kuriosität halber möchte ich besonders das von Alfred Schumann in seinem Buche „Zur Geschichte der Juden Roms" angeführte Thema erwähnen, dass Papst Anaklet II (1130—1138) aus der Familie Pierleoni jüdischer Herkunft und der Urenkel des getauften Juden Pietro di Leone war. Aus der Familie Pierleoni

stammten übrigens viele hohe Würdenträger der katholischen Kirche.

Eine wahre Begebenheit über den Papst Elchanan: Im 11. Jahrhundert lebte in Mainz der sehr gelehrte und wohltätige Rabbi Simon ben Isak. Er war in jenen Jahren Helfer seiner Glaubensgenossen. Er war auch Dichter. Simon ben Isak und sein frommes Weib hatten einen kleinen Sohn mit Namen Elchanan. Er war ein munterer und hübscher Knabe, der in seiner frühesten Kindheit schon hervorragende geistige Fähigkeiten bekundete.

Dem Vater schwebte das Ziel vor Augen, dass auch sein Sohn dereinst ein berühmter Gelehrter in Israel werden möchte. Als der Knabe etwa vier Jahre alt war, verfasste sein Vater ein wunderschönes Gebet, das sich noch jetzt im Machsor[20] für Rosch-Haschana befindet: El chanan nachalatto be'noam[21]. In diesem Gebete wollte er den Namen seines Kindes verewigen.

Nicht lange danach erkrankte Elchanan schwer und schien dem Tode nahe. Die christliche Wärterin hing an dem Kinde mit abgöttischer Liebe. Auch sie fürchtete für sein Leben, und in der Stunde der höchsten Gefahr tat sie das Gelübde, wenn er von seiner Krankheit genesen werde, wollte sie ihn dem Heilande der Christenheit weihen und einen frommen Priester aus ihm machen.

Die Gefahr ging vorüber, der Knabe genas und wurde wieder gesund. Es war wie ein göttliches Wunder, dass er mit dem Leben davon gekommen war, und die alte, gläubige Wärterin war natürlich fest davon überzeugt, dass die Genesung nur ihrem Gelübde zu verdanken war. Nun sann sie darüber nach, wie sie dieses Gelübde auch erfüllen könne, und schwer fiel ihr dabei aufs Herz, dass sie einen Verrat an ihrer Herrschaft, die doch allezeit so gut zu ihr gewesen, begehen müsse. In dieser ihrer Seelennot ging sie in die Kirche und beichtete einem Priester. Dieser war natürlich mit ihr überzeugt, dass sie ihr Gelübde unter allen Umständen halten müsse und redete so lange auf sie ein, bis sie ihm versprach, nach den Weisungen, die er ihr gab, zu handeln.

Als an einem Sabbathmorgen Simon ben Isak mit seinem Weibe aus der Synagoge heimkehrte, war zu ihrem Schrecken ihr Kind verschwunden. Wer beschreibt das Entsetzen und den Gram der Eltern, als sie immer vergebens nach ihrem Kinde suchten und auch nicht die leiseste Spur von ihm zu finden war. Was die Sache noch besonders verdächtig machte, war, dass die sonst immer so treu bewährte Wärterin ebenfalls verschwunden war. Dieser Umstand lenkte zuerst den Verdacht der unglücklichen Eltern auf die Möglichkeit, es könnte ihr Kind mitsamt der Wärterin von den Mönchen geraubt und in ein Kloster gebracht worden sein. Solche gewaltsame Entführungen jüdischer Kinder, um sie dem Christentume zuzuführen, kamen nämlich in der mittelalterlichen Leidenszeit gar oft vor, und noch im 19. Jahrhundert hat ein solcher Fall (Mortara) die

---

20) Gebetbuch.
21) Gott hat seine Erde mit Lieblichkeit begnadigt.

Gemüter der ganzen gebildeten Welt erregt. Alle Anstrengungen, die der Vater machte, um wieder in den Besitz seines Kindes zu gelangen, waren vergebens, vergebens auch sein Angebot, dass er sein ganzes Vermögen hingeben wollte, wenn man ihm nur sein Kind wiederbringen würde. Der Knabe war und blieb verschwunden.

Im Kloster, wohin man den kleinen Elchanan gebracht hatte, wurde dieser sofort mit grosser Feierlichkeit getauft und nun als Priester erzogen. Der begabte, fleissige Knabe machte sehr schnelle Fortschritte, und sein Lebenslauf gestaltete sich in geradezu glänzender Weise. Schon in jungen Jahren wurde er Bischof, wurde Erzbischof, Kardinal und schliesslich gar Papst. Aber trotz dieses Glückes, das ihm zuteil geworden war, der mächtigste Mann der Erde zu sein, — denn das war im Mittelalter jeder Papst —, fühlte er sich in seinem Herzen nicht glücklich. Wohl war die Erinnerung an sein Elternhaus aus seinem Gedächtnis geschwunden, aber ein dumpfes Gefühl in seinem Innern sagte ihm doch, dass er nicht am rechten Platze sei, dass ein grösseres ihm entschwunden sei. Befremden muss es ihn dabei, dass niemand ihm auf sein Befragen nach seinen Eltern Auskunft geben konnte oder wollte, dass er nicht in Erfahrung zu bringen vermochte, wer sein Vater und seine Mutter gewesen.

Viele Jahre vergingen. Noch immer trauerte in Mainz das inzwischen ergraute Elternpaar um den Verlust des geliebten Sohnes. Nur das Studium der Gotteslehre trug dazu bei, dass er seinem Leid und Schmerze nicht erlegen war. Da brach um die Wende des 11. Jhdt. über die jüdische Gemeinde zu Mainz eine grosse Gefahr herein. Der frömmelnde deutsche Kaiser Heinrich II. wollte mit Gewalt die deutschen Juden zum Christentum bekehren und verlangte zunächst von den Juden der grossen und blühenden Mainzer Gemeinde, dass sie in kürzester Frist sich taufen lassen oder auswandern sollten. In dieser ihrer Not beschlossen sie, eine Gesandtschaft an den Papst nach Rom zu schicken, dass er den kaiserlichen Befehl wieder aufhebe. Zum Führer der Gesandtschaft wurde der so hoch angesehene Gelehrte Simon ben Isak gewählt.

In feierlicher Audienz wurde die Gesandtschaft vom Papste empfangen, und in einer gewissen liebevollen und milden Art versprach er ihr nach Anhören ihres Verlangens die baldige Aufhebung des strengen kaiserlichen Befehls. Aber wie von einem Traume befangen, stand Simon ben Isak vor dem noch jugendlichen Papste. Das Gesicht und die ganze Erscheinung wiesen so viele verwandtschaftliche Züge, soviele Familienähnlichkeiten auf, und auch das Alter des Papstes stimmte ungefähr mit dem seines ihm geraubten Sohnes überein. Ein Gedanke, so kühn, dass er ihn kaum zu denken wagte, durchflog seine Seele. Auch dem Papste war der auf ihn gerichtete starre Blick des jüdischen Gelehrten aufgefallen, und auch er musterte mit einem gewissen Interesse die edle Gestalt des vor ihm Stehenden, und auch ihm kam es so vor, als ob irgendwelche ganz dunkle Erinnerungen in seiner Seele auftauchten. Wie durch eine göttliche Eingebung sprach der Vater, den die Erinnerung an seinen verlorenen Sohn mit aller Macht überkam, so dass er ihr nicht länger widerstehen konnte, halblaut

die Worte vor sich hin: Elchanan nachlatto be'noam! Plötzlich überkam auch den Sohn wieder die volle Erinnerung an seine Kindheit, die so viele Jahre unbewusst in seiner Seele geschlummert hatte, und mit den Worten: „Mein Vater, mein Vater!" stürzte er dem Ueberglücklichen in die Arme. Wer beschreibt die glückselige Freude des Wiedersehens nach so vielen Jahren schmerzlicher Trennung und unendlichen Leides!

Lange hatten Vater und Sohn sich zu erzählen, gleichzeitig aber auch zu beraten, was nunmehr geschehen solle. Elchanan wollte Papst bleiben, um seinen verfolgten Glaubensbrüdern auf der ganzen Erde ein Helfer und Retter zu werden. Anders aber der Vater. Für ihn gab es nur einen Wunsch und eine Sehnsucht: die Rückkehr seines Sohnes zum Glauben der Väter und nicht minder die Rückkehr in das Elternhaus. Nach längerem Zögern entschloss sich Elchanan, sich dem Wunsche des Vaters zu fügen. Aber das ging trotzdem nicht sofort, wie es der Vater gewünscht hatte, es musste in unauffälliger Weise geschehen: niemand aus der Umgebung des Papstes durfte von allen diesen Dingen etwas erfahren oder auch nur ahnen. Die jüdische Gesandtschaft verliess Rom und durch einen päpstlichen Befehl, der bald darauf in Deutschland bekanntgegeben wurde, wurde der kaiserliche Erlass ein für allemal aufgehoben.

Der glückliche Vater aber erzählte der ebenso glücklichen Mutter von der wunderbaren Fügung des Himmels, der durch ihren Sohn die Judenheit aus Not und Gefahr gerettet hatte.

Nicht lange danach war der Papst plötzlich aus seinem Palaste, dem Vatikan, wie er genannt wird, verschwunden. Niemand wusste, wohin er gekommen, nirgends war auch nur die leiseste Spur von ihm zu entdecken. Wenige Wochen später aber tauchte im Ghetto zu Mainz ein schlichter jüdischer Gast auf, der im Hause des reichen Simon ben Isak Aufnahme fand und dort in stiller Zurückgezogenheit dem Talmudstudium lebte. Die ganze Gemeinde wusste wohl um dieses Geheimnis, aber jeder hütete sorgfältig seine Zunge, um nicht endloses Unglück über die Judenschaft der ganzen Welt heraufzubeschwören. Elchanan lebte noch viele Jahre glücklich und zufrieden im Hause seiner Eltern.

Nicht unerwähnt sei in diesem Zusammenhang das Bekenntnis des seinerzeitigen italienischen liberalen Poltikers und Ministers Luigi Luzatti, der von sich sagte, er sei „Pantheist aus Ueberzeugung, Christ im Herzen, Jude, so oft die jüdische Abstammung ihm zum Vorwurf gemacht wird und so oft Juden in der Not sind, insbesondere wenn sie verfolgt werden". Sein Verwandter, der bekannte jüdische Gelehrte Samuel David Luzzatto, der um das Jahr 1850 Kritik an Maimonides übte, rief gegen ihn einen Sturm des Widerspruches hervor. Das philosophische Haupt der Haskala, der „galizische Sokrates" Nachman Krochmal, fühlte sich veranlasst, dem auch von ihm verehrten Luzzatto in einem langen offenen Schreiben heftig entgegenzutreten.

Auch die wissenschaftliche Stütze der faszistischen Partei in Rom war Prof. Gino Arias, auch jüdischer Herkunft, der den Antisemitismus bekämpfte.

Viele Juden bemühten sich, ihr Volk zu vergessen in der Zeit der Hellenisierung und der Germanisierung und heute der Amerikanisierung. Nur gelingt es den meisten Juden nicht, irgend etwas drängt sie immer wieder zu ihrem alten Standpunkt zurück, den Schwachen beizustehen gegen die Starken und den Besiegten gegen die Sieger. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb die Juden bestehen blieben.

Seltsam erscheint es, dass viele Juden, die zum Christentum übergingen — gleichgültig, welche Gründe sie dazu führten — die die Zugehörigkeit zum jüdischen Volke als eine Last empfunden haben, in den späteren Jahren sich doch zum Judentume bekennen und es als einen Besitz fühlen, den sie nicht missen möchten.

So zum Beispiel bringt uns J. Kreppel in seinem Buche „Wie der Jude lacht" Satiren, die die Richtigkeit dieser Erscheinung bestätigen:

Der berühmte Petersburger Orientalist, Professor Daniel Chwolson, nahm in seiner Jugend die Taufe, um zum Universitätsstudium zugelassen zu werden. Trotz dieser Tatsache verleugnete er seine jüdische Abstammung nicht und trat bei jeder Gelegenheit als Verteidiger der Juden auf. Eines Tages kam er mit einigen Konvertiten zusammen und das Gespräch drehte sich um die Gründe, die diese zur Annahme der Taufe bewogen hatten. Einer erklärte, er hätte es aus Liebe getan, um eine Russin, in die er leidenschaftlich verliebt war, heiraten zu können. Ein zweiter hatte sich getauft, um in Petersburg Aufenthaltsrecht zu bekommen. Ein dritter entsagte dem Glauben seiner Väter, um einen Staatsposten erhalten zu können. Chwolson jedoch erklärte: Meine Herren, ich habe mich aus Ueberzeugung getauft...

— Aus Ueberzeugung? — fragten die Anwesenden erstaunt.

— Ja, meine Freunde, aus Ueberzeugung. Ich kam nämlich zur Ueberzeugung, dass es für mich ratsamer sei, Universitätsprofessor in Petersburg zu werden, als „Melamed" (Lehrer) in Berdychew zu bleiben.

Ein Missionär kam einmal zu einem jüdischen Wasserführer und bemühte sich, diesen zur Annahme der Taufe zu bewegen. Er pries ihm in längerer Rede die Ueberlegenheit des Christentums gegenüber dem jüdischen Glauben und fügte schliesslich hinzu: ausserdem erhalten Sie für den Fall des Glaubenswechsels noch 100 Gulden auf die Hand ausbezahlt.

— Ich bin ein einfacher Mann — erwiderte der Jude — und verstehe mich auf derlei Dinge nicht. Aber wissen Sie, mein ganzes Vermögen besteht aus Wagen und Pferd, die mir mein Vater hinterliess. Vor seinem Tode sagte er mir: „Wenn du einmal Lust haben solltest, das Pferd gegen ein anderes einzutauschen, so führe es auf den Pferdemarkt und melde deinen Wunsch den Maklern, sie werden dir schon das Richtige bringen. Nur eines merke dir:

Empfiehlt dir der Makler ein Pferd zum Tausch, zu dem du noch etwas zuzahlen müsstest, so gehe auf den Handel näher ein, denn sicherlich ist das andere Pferd wertvoller als deines; bringt er dir aber ein Pferd mit dem Angebot, dass du noch etwas zugezahlt bekommst, dann lass vom Geschäfte ab, denn das andere Pferd ist sicherlich minderwertiger als das deine!"

Der getaufte Jude bleibt in seinem Wesen jüdisch. Als Beispiel für viele kann Heinrich Heine dienen, dessen Uebertritt zum Christentum rein äusserlich war.

Aber das ist noch nicht alles.

Man höre ihn selbst. In einem Briefe vom 27. Sept. 1825 an Moses Moser beklagt sich Heine über die Knickerei seines Oheims, die ihn zu dem Entschlusse bringe, praktischer Jurist zu werden. „Am Ende bin ich doch der Mann, den keine Goldrücksicht bewegen sollte, etwas von seiner inneren Würde zu veräussern. Du siehst mich daher trotz meines Kopfleidens im fortgesetzten Studium meiner Juristerei, die mir in der Folge Brot schaffen soll. Wie Du denken kannst ... kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen ausser ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, dass mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, dass ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und dass er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen wird, auch für andere keine Bedeutung hätte, für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, dass ich mich der Verfechtung meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich um ein Amt in Preussen anzunehmen, mich taufen liesse. Im lieben Preussen! Ich weiss wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll... — Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen zu Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herr Gott, gib mir mein täglich Brot, damit ich Deinen Namen nicht lästre!"

Dieses Geständnis ist wahrlich mehr als ein Stossseufzer. „Die Besten müssen zu Schurken werden!"

Die folgende Geschichte wird am besten beweisen, wie manche Katholiken nur ganz oberflächlich über die Taufe der Juden denken: Im österreichischen Abgeordnetenhaus kam einmal die Rede auf Heine und Börne, die sich bekanntlich taufen liessen. Ein katholischer Abgeordneter machte einen Zwischenruf: „Wir geben diese beiden Christen gerne den Juden zurück!"

„Gemacht!" rief der jüdische Abgeordnete Dr. Bloch. „Wir nehmen Heine und Börne zurück. Aber unter der Bedingung, dass ihr uns auch euren Heiland und die Apostel zurückgebet!"

Dementsprechend war auch die deutsche Reaktion, als die Errichtung eines Denkmals zum fünfzigsten Todestag des Dichters in Aussicht genommen

wurde. Der Weimarer Literaturprofessor Adolf Bartels verfasste — lange vor der Nazibarbarei — ein verblüffend rohes Buch, in dem er sich dagegen verwahrte, dass ein Denkmal für Heine den deutschen Boden beschmutze.

Nun las ich vor einiger Zeit in einer Zeitung, in welcher von einem Heine-Gedenkstein die Rede war, den sich mitten im Urwald ein gewisser Robert Visser in Französisch-Kongo im Jahre 1893 errichtete. Die Gedenktafel schliesst mit folgender Inschrift:

„Hier, wo die göttliche Natur
Noch nicht nach Christ und Jude frug,
Da sei des Menschen nur gedacht,
Des Sängers seiner Liederpracht."

Wer dieser „deutsche Sänger" war, konnte man unschwer feststellen. Immerhin gehört die Tat — ein Unikum — zu den drastischen Manifestationen der Verehrung des so vielgeschmähten Dichters.

Die Juden im Lande revanchierten sich und mieden die Musik von Richard Wagner, der in seinem antisemitischen Pamphlet im Jahre 1869 „Aufklärung über das Judentum in der Musik" aus purer Eifersucht auf den rauschenden Erfolg des jüdischen Komponisten Meyerbeer, der mit dem Orden Pour le merite ausgezeichnet wurde, diesen erniedrigt. Ausserdem gab es Beweise, dass die Feindschaft Wagners gegen Meyerbeer darauf zurückzuführen war, weil er aufhörte, ihn finanziell zu unterstützen. Charakteristisch ist weiter, dass in vielen Positionen Meyerbeer sich für Wagner verwandte. Die ersten Aufführungen des „Holländer" und „Rienzi" in Berlin sind ihm zu verdanken. Trotz alledem hat Wagner aus Rassendünkel nur die Leistungen der Vollblutarier gelten lassen wollen.

Hingegen hatten hier Reichtum, Ehrgeiz und Talent das jüdische Geisteserbe den Verlockungen der Umwelt zum Trotz getreu bewahrt. Deshalb finden nicht mindern Anspruch auf Beachtung die Begegnungen und Beziehungen des Prince of Wales von England zu den Juden. Unter seinen Freunden befanden sich mehrere jüdische Finanziers, und er machte sich einen Spass daraus, den Hof und den Hochadel dadurch zu ärgern, dass er den Hochadel zusammen mit Juden zu Festlichkeiten einlud. Während seiner zahlreichen Reisen nach Frankreich knüpfte er dort enge Beziehungen mit dem Hause Rothschild an. Noch auffallender war seine Freundschaft mit Baron Hirsch (dem Multimillionär, der später der Gründer der ICA wurde). Hirsch hatte vom österreichischen Kronprinzen Rudolf eine Einführung zu Edward bekommen, und die beiden trafen sich in Paris, wo Edward im Hause von Hirsch frühstückte. Baron Hirsch wurde der inoffizielle Finanzberater und Vertraute des Prinzen. Als Besitzer eines der grössten Vermögen war Hirsch von einem geradezu krankhaften Ehrgeiz erfüllt, aber er erlebte oft Abweisungen und Demütigungen, und insbesondere in Deutschland und auch in Oesterreich-Ungarn (wo Hirsch enorme philanthropische Stiftungen machte) stand ihm der herrschende Antisemitismus entgegen. Das war eine Situation ganz nach dem Herzen von Edward: Er beschloss, den hochnasigen österreichi-

schen Aristokraten eine Lektion zu erteilen, indem er mit einer Anzahl englischer Freunde auf das österreichische Landgut des Barons Hirsch zu Besuch kam.

Im Jahre 1890 kam Baron Hirsch nach London und wurde überall in der Gesellschaft des Prinzen gesehen, aber zu Edwards grossem Aerger lehnte Königin Viktoria es ab, Hirsch zu einem Konzert im Königspalast einzuladen. Edward war zugleich belustigt und empört über antisemitische Vorurteile, und er machte einen Sport daraus, demonstrativ mit Hirsch zu erscheinen und seinen aristokratischen Freunden Verlegenheiten zu verursachen. Als im Jahre 1894 der russische Kronprinz (der noch im gleichen Jahr Zar Nikolaus II. wurde) in London weilte, gab Edward für ihn eine Gesellschaft, bei der auch Baron Hirsch anwesend war, der mit dem künftigen Zaren über die Lage der russischen Juden zu sprechen versuchte. Hirsch war damals schon viele Jahre mit seinen Kolonisationsplänen in Argentinien beschäftigt und hatte auch Emissäre nach Russland geschickt. Die Begegnung mit Nikolaus scheint freilich erfolglos gewesen zu sein. Es wurde erzählt, dass der verärgerte Zarewitsch einen Brief an seine Mutter schrieb, worin er über die „höchst seltsame Gesellschaft bei Edward" berichtete, bei der „Pferdehändler und unter anderem ein Baron Hirsch" anwesend waren.

Später allerdings wurde Edward der Gesellschaft mit Hirsch überdrüssig, da er dessen „idealistische Begeisterungen" nicht teilte. Gemeint ist da vielleicht Hirsch' Besessenheit von der Idee einer Hilfe für die russischen Juden.

Paris war die Wirkungsstätte dieser zwei bedeutenden Philanthropen, des Barons Moritz von Hirsch und des Barons Edmund de Rothschild.

Ueber die Rotschilds sich auszubreiten, erlaubt der Raum hier nicht, doch wäre zu erwähnen, dass die ersten französischen Eisenbahnen ihr Entstehen den Brüdern Pércire und dem Hause Rothschild verdanken.

V.

DIE AUSWANDERER UND DIE, DIE ZU HAUSE BLIEBEN

Wie eingangs geschildert wurde, war die ökonomische Lage der Juden in Stanestie nicht sehr befriedigend, und die Aussichten auf eine bessere Zukunft mehr als zweifelhaft. Daher wandten sich viele an Verwandte und Bekannte in Amerika um Rat. Sie erhielten zur Antwort, dass sie auswandern mögen, da die Verdienstmöglichkeiten dort besser waren als daheim. Daraufhin entschlossen sich viele, nach Uebersee zu emigrieren. Aus Amerika wurden ihnen die Schiffskarten der Gesellschaft „Hamburg Amerika-Linie" geschickt, die sie nachher dort in Raten zurückzuzahlen hatten. Die Reiselustigen nahmen ihr Bettzeug und sonstige ihnen unentbehrliche Gegenstände mit. Einige Tage vor der Abreise machten sie Abschiedsbesuche.

Die Fahrt dauerte drei bis vier Monate. Einige Tage nach der Abreise lief die Mutter zur Post und bat den Briefträger, wenn für sie ein Brief aus Amerika kommt, ihn nicht lange bei sich zu behalten.

Nicht leicht hatten es die Auswanderer in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Amerika. Denn als „Grüne" — so nannte man sie dort — konnten sie nicht sofort Arbeit finden. Wer keinen Beruf hatte — ging auf die „Bowery", welche Strasse von jeher die grosse Einwanderungsstrasse war — um erst einen Beruf zu erlernen, und die einen hatten, mussten ihn den dortigen Verhältnissen anpassen. Einem Teil gelang es, Arbeit in einem Shop zu bekommen; sie klammerten sich an jedwede Arbeit. Viele gelangten

mit der Zeit zu gesicherten Positionen. Jedoch haben es nur einzelne zu einem namhaften Vermögen gebracht.

Die orthodoxen Juden waren gegen die Auswanderung. Sie behaupteten, auswandern bedeute, sich den amerikanischen Idolen ausliefern, sich von Gott zurückziehen. Daheim fühlten sie sich am wohlsten. Am Altar stehen, im Gebetmantel eingehüllt beten, und so oft der Name des Herrn von den Lippen tönt, sich tief herab auf das vor einem liegende Siddur beugen, war ihnen himmlisches Entzücken. Die religiösen Anschauungen beherrschten das ganze öffentliche Leben, und ihre Frömmigkeit war nicht gebotene Gottesverehrung, sondern tiefe Glaubensinnigkeit. Die Masse verlor sich gerne in mystische Regionen.

Die Massenauswanderung heterogener Elemente betraf vorzugsweise Handwerker und Unternehmer, die kein anderes Streben kannten, als rasch zu Geld zu kommen. Das kulturelle Leben wurde vernachlässigt. Nur noch die Alten hielten an religiösen Gewohnheiten und Bräuchen fest. Ein Teil der Jugend schaltete sich grösstenteils in den Arbeitsprozess ein, da sie auf eigenen Füssen stehen wollten.

Zunächst amerikanisierte man seine alten jüdischen Namen: aus Herschel wurde Harry u.a., dann nahm man die amerikanischen Sitten an, darunter auch solche, die auf die Eltern wenig Rücksicht nahmen. Gleich gaben sie sich der Assimilation, der Anpassung hin, um schon als Vollblutamerikaner auftreten zu dürfen, auch wenn sie noch kaum englisch stammeln konnten. Was das Kulturleben betrifft, hört man selten von einem Vorwärtskommen unserer Stanestier; sie wandten sich mehr dem Handel und Handwerk zu.

Die grösste Zahl der Auswanderer wählte New-York zur zweiten Heimat. Drüben vereinigten sie sich zu einer starken Gemeinschaft und begründeten einen Verein der Stanestier. Die Alten sollen sogar am jüdischen Friedhof in New-York einen Platz für ihre Landsmannschaft reserviert haben. Mit der Zeit wurden die Sitten und Gebräuche der alten Heimat vergessen. Doch standen noch die Kinder mit ihren Familien in Stanestie ständig in Verbindung, was sich nach dem ErstenWeltkriege gut auswirkte.

Anders verlief das Leben der Daheimgebliebenen. Allmählich trat unter den Juden Stanesties eine Konsolidierung ein. Man suchte eifrig nach Arbeit, um im Lande bleiben zu können. Zunächst trachtete man, ein Haus und einen dazu gehörigen Garten zu erwerben, alsdann machten die Leute alle Anstrengungen zwecks Anschaffung einer Kuh, die für den Haushalt unentbehrlich war. Auch Geflügel durfte nicht fehlen. Der Garten wurde sorgfältig bestellt, Gemüse und Futterfrüchte wurden angebaut. Der Boden wurde mit eigenen Händen bearbeitet.

Die Behauptung, dass die Juden wesentlich von fremder Arbeit leben und ein mehr oder weniger parasitäres Dasein führen, ist eine offenkundige Lüge. Hier arbeiteten *alle* produktiv, auf *allen* Gebieten. Im Sommer gingen die Kinder auf die Weide, deren Eltern sich dem Dorfsbauer anpassten, indem sie den Kindern ein Stück Brot oder Malai mit Powidla oder mit Zwiebel mitgaben. Dort schlossen sie sich den nichtjüdischen Kindern an, und gemeinsam verzehrten sie die auf freiem Felde gebratenen Kartoffeln mit gutem Appetit. Wenn um die Winterzeit die Kuh ein Kalb warf, wurde es für gewöhnlich in die Wohnung genommen, und bis es schon sicher gehen konnte, in einem Winkel in der Küche gehalten. Genau so hielt man am Pripeczik[4] die brütende Henne, die mit ihren ausgebreiteten Flügeln auf den Eiern sass. Die Glucke drückte während dieser Zeit eine fast menschliche Zärtlichkeit aus. Das Tier sass geduldig ohne Nahrung und wartete, bis man es herunterholte und fütterte, während man die Küchlein in ein mit Federn gefülltes Sieb legte. Oft unternahm die Henne einen Flug mit lautem Gegacker, duckte sich am Bett nieder und liess ein Andenken an ihren kurzen Aufenthalt zurück. Schwer hatten es die Kinder, wenn sie Gänse weideten und ihre Gänseschar schnatterten und flügelschlagend zum nahen Bach watschelten, und schreiend ihnen nacheilten.

Der Handel begann sich immer mehr zu entwickeln. Kleine neue Geschäfte verschiedener Branchen wurden eröffnet. Die Viehhändler setzten ihre Tauschgeschäfte weiter fort, wobei sie das

4) Ofen, unterer Teil.

Vertrauen der Bauernschaft genossen. Viel trug der zur Seite stehende Einpeitscher bei, der gegen Revanche die Vermittlerrolle spielte und zum Abschluss des Geschäftes drängte.

Das Gut und die dazu gehörende Brennerei wurden stets von jüdischen Pächtern bewirtschaftet. Genannt seien Hersch Luttinger, die Brüder Tennen, Moses Lilienfeld (der auch das Rabbinerdiplom hatte und am Samstag im Streimel und Schipeze beten ging) und als der letzte M. Weisglass. Der Propinationspächter war Srul Leib Liebster. Später überging diese Pacht in andere Hände. Pächter der Tabaktrafiken und des Salzmonopols waren Mechel Schwitz und Mordcho Schwarz.

Die Juden der Ortschaft errichteten eine Kultusgemeinde, der sich folgende Nachbargemeinden anschlossen: Berbestie, Draczynetz, Hlinitza, Kabestie, Kalinestie, Kostestie, Ober-Stanestie, Woloka a/Cz. und Zeleneu. Unter-Stanestie wurde so das Zentrum einer grossen jüdischen Kehila. An ihren Sitzungen nahmen die Tochtergemeinden teil. In regelmässigen Abständen besuchte der Rabbiner diese Gemeinden. Der erste Gerent — denn zu jener Zeit wählte man keinen Kultusrat — war Joilisch Weisselberger aus Hlinitza. Ihm folgten nachher, allerdings schon im Wege von Wahlen, Meier Korn, Mechel Schwitz und schliesslich Abraham Osterer. Die Kultusgemeinde ernannte Zindel Süssmann zu ihrem Sekretär. Sie führte ein Matrikelamt ein, das die Geburten, Trauungen und Ehescheidungen registrierte. Bis dahin hatte das Pfarramt diese Funktion inne. Nur eine kleine Anzahl besoldeter Beamten hatte die Kultusgemeinde.

An erster Stelle stand der Rabbiner, der für sämtliche Nachbargemeinden zu sorgen hatte. Er konnte rituelle und wohl auch zivilrechtliche Entscheidungen — wenn sich beide Parteien seinem Urteil unterwarfen — treffen. Die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde liessen oft viel zu wünschen übrig, weil die Steuereingänge sehr gering waren. Ein Grossteil der Gemeindemitglieder rekurrierte gegen jede Vorschreibung.

Ausser den bezahlten Beamten gab es ein sogenanntes „Owdei Kodesch", bestehend aus Gabbaim, Vorbetern, Chasan, Leichenbestattern, wie auch Batlanim (die sogenannten zehn „Minjanmän-

ner", denen die Aufgabe zufiel, die regelmässige Abhaltung von Gemeindegottesdiensten in die Wege zu leiten. Schliesslich wäre noch die Zahl von Hekdeschleuten[5] zu erwähnen, die auf dem Friedhof und bei sonstigen Anlässen mit offenen Händen warteten.



Raw Itzi Meier Hager

Der erste Rabbiner war Moziu Hager, ein Verwandter der Wiznitzer Rabbiner-Dynastie. Seiner Klugheit ist es zuzuschreiben,

5) Heilige-Diener.

dass er die Sympathie aller gewann. Er wurde auch zu wichtigen Entscheidungen, mit denen sich der Wiznitzer Rabbinerhof befasste, als Berater zugezogen. Als er nach einem kurzen Leiden verschied, wurde er unter Beteiligung des ganzen Kultussprengels am dortigen Friedhof zur ewigen Ruhe gebettet. Er hinterliess Söhne und Töchter. Von den Söhnen waren alle bis auf einen, von dem ich es nicht ganz sicher sagen kann, Rabbiner. Die Stanestier Rabbinerstelle fiel dem Raw Itzi Meier zu. Die anderen Söhne und Schwiegersöhne fungierten in Kostetie, Bojan, Paschkani u.s.w. Mit der Zeit bildete sich eine Opposition, die zu grossen Reibungen führte. Anstatt die religionsgesetzlichen Entscheidungen des Rabbiners in Kaschruth- oder in halachischen Fragen zu respektieren, gingen viele Stanestier mit ihren „Schales" (Rechtsfragen) nach Wiznitz, bisweilen sogar nach einem von ihm bereits entschiedenen Rechtsspruch zur Ueberprüfung. Solche Meinungsverschiedenheiten über Ritualfragen ereigneten sich oftmals. Während Rabb. Itzie Meier sich nach dem „Schulchan Aruch" von J. Caro richtete, urteilten die anderen nach der Lehre des Chabader Zalman Schneur. Es wurde über „Koscher oder Treife" Pilpulismus geführt. Nicht wenige Auseinandersetzungen gab es über die Tiefe der Mikwe . Auch der Chalef (Schlachtmesser), der schartenfrei sein musste, führte zu Für und Wider. Es häuften sich rituelle Anfragen wegen „Trebern" des Fleisches bei dem Wiznitzer Rabbiner, der sich in dieser Angelegenheit keinen Rat schaffen konnte, während er sonst nach der „Jore-Deah" die Entscheidung traf.

Die Bezahlung eines Rows war und ist kümmerlich. Dafür sind die Ehren, die ihm erwiesen werden, gross. Denn wenn er ins Bethaus hereinkommt, erhebt sich alles von den Sitzen. Mit ihm verwandt sein, ist eine Ehre. Seine Anwesenheit bei einem Feste ist eine Auszeichnung für das Haus. Wer einer Familie entstammt, der viele Rabbiner angehörten, ist ein „Jachsen" und hat die edelste Abstammung, denn der Glanz der Gelehrten überstrahlt den Glanz der Reichen.

Der Rabbiner Itzie Meier Hager war trotz seiner körperlichen Schwäche — zu der die im Haushalte herrschende Sparsamkeit viel beitrug — ein von Gott begnadeter berühmter Vorbeter, der

mit seiner ergreifenden, klingenden Stimme die Zuhörer entzückte. Ernst betrat er das Bet-Hamedresch in seiner schwarzen Pekesche, in schwarzen Stiefeln, mit niedrigen Schäften. Sooft er sich dem Vorbeterpult näherte, setzte eine Bewegung unter den Betenden ein. Wenn er nach dem Beten nach Hause kam, legte er den Chalat an, und schon sass er bei der Gemarah, die, wie es schien, auch das Essen ersetzte, hüstelnd und schwer atmend, und setzte das Lernen fort.

Er hatte drei Söhne und vier Töchter. Einer der Söhne verschied als junger Bursche (er war mein Mitschüler bei Binem und galt als „Talmud-Chacham" schon zu jener Zeit). Sie waren alle schön und wurden in streng frommem Milieu erzogen. Der ältere Sohn Jechiel Mechel (kurz Seidole genannt), ist unbezahlter Rabbiner in Amerika. Der zweite Zindel ist Rabbiner in Jerusalem. Die älteste, tugendsame und bildhübsche Tochter Jente war an den Sohn des Sassower Wunderrabbi verheiratet. Die zweite Tochter Bruche war auch an einen berühmten Rabbi, die dritte, Esther, an den Sohn des Satmarer Rabbi und die jüngste, Dina, an den Raw Bernstein verheiratet. Eine Tochter der Dina hat den Sohn des Munkaczer Rabbi zum Manne.

Auch lebten im Städtel zwei ehrenamtliche Dajanim (Gerichtsassessoren: Leiser Blum, der später dieses Amt in Wiznitz ausübte, und Leibole Burech Hersch Weissman. Beide gingen in Bibel und Talmud, in Midrasch und Peruschim, in Poskim und Pijutim auf. Sie lernten und lehrten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein. Sie konnten ja ihre ganze Zeit dem Studium widmen, da ihre Frauen (Marjim Jente Blum, die Frau von Leiser Blum, und Frau des Leibole Boruch Hersch, Scheindel Weissmann) für den Lebensunterhalt sorgten.

Zu jener Zeit herrschte zwischen dem Manne und dem Weibe ein noch grösserer Abstand in der Bildungssphäre, als man dies in der ausserjüdischen Gesellschaft wahrgenommen hatte. Man stützte sich auf das Bibelwort (Deut. 11, 19), dass nur den Söhnen der Unterricht in der Gotteslehre zuteil werde; dieser Unterricht sei für die Töchter entbehrlich (Kidduschim 30/a) und eine rabbinische Stimme behauptet sogar: wer seine Tochter im Gesetze

unterrichtet, sei gerade so zu werten, als ob er sie vom rechten Weg ablenken würde. Während der erstere an den Geschehnissen der Welt oder des Städtchens sehr warmes Interesse fand, befürwortete er auch die Judenemanzipation, ohne ihr auch nur im mindesten irgend einen der religiösen Grundsätze zu opfern. Er liess das profane Wissen gelten. Sittliche und religiöse Gebote galten ihm als gleichwertig und deren Verletzung als sündhaft. Hingegen war Leibole Baruch Hersch ein Träumer und finsterer Fanatiker. Zuletzt nachdem sein einziger Sohn im ersten Weltkriege gefallen war, liess er sich nach 25jähriger Ehe von seiner Frau Scheindel scheiden, um eine jüngere Frau zu heiraten, damit er noch Kinder zeugen könne. Doch das Schicksal hatte ihr den Kindersegen versagt. Sie war als brave und fromme Frau bekannt und wäre eine treue Mutter geworden; da sie jedoch keine Kinder mehr zur Welt bringen konnte, gab sie ihre Zustimmung zur Scheidung.

Er nahm sich zum Vorbild den Erzvater Abraham, der von seiner bejahrten Frau Sara die Erlaubnis erhielt, sich mit einer schönen jungen Nichtjüdin, namens Hagar, die bei ihnen im Dienste war, zu verbinden. Dieser Verbindung entsprang ein starker Sohn, namens Ismael. Zur allgemeinen Verwunderung jedoch brachte Sara selbst einen Sohn zur Welt, den Patriarchen Isaak. Um jeden Zweifel hinsichtlich der Vaterschaft — manche äusserten die Vermutung, Sara, die bei König Awimelech notgedrungen eine Nacht verbrachte, hätte von diesem einen Sohn empfangen ... zu verscheuchen, war Isaak das Ebenbild von Abraham.

Nach dem Talmud stammen vom Vater Knochen, Sehnen, Nägel, Gesichtszüge, Horn und das Weisse des Augapfels, von der Mutter Haut, Fleisch, Haare und das Schwarze des Augapfels, aber Geist, Seele, Rede, Gang, Erkennen, Verstehen von Gott. Gott hat dem Volke Israel durch die Offenbarung seiner Lehre und durch deren Erforschung durch Israel die Gottesebenbildlichkeit mehr als anderen Völkern zukommen lassen. Indessen ist ein Nichtjude, der dieser Erforschung obliegt, grösser als ein Jude, der ihr nicht obliegt. (Nach der Behauptung von Jakob b. Abraham. Malmad ha Talmidim.)

Sara drängte in Abraham, dass er ihre Nebenbuhlerin mit ihrem Sohn fortjage, ein Verlangen, dem Abraham schweren Herzens nachkam. Möglich, dass die erwachte Eifersucht in ihrer realen und symbolischen Form viel dazu beitrug, die überlieferte Feindschaft zu entfachen, die noch heute besteht.

Nicht unerwähnt soll hier im Zusammenhang mit dem Sohne der Mizrajitin Hagar Ismael bleiben. Gott sprach zu Abraham: Gehorche, was dir deine Frau Sara sagt, denn nur durch Jizchak soll dein Same genannt werden. Aber „auch"

den Sohn der Magd will ich zu einem Volke machen, weil er dein Same ist. (Ein Kommentar hiezu erübrigt sich.)

Ich möchte noch auf eine komische Geschichte zurückkommen, die dem fanatisch frommen Dajan Leibole Boruch Hersch passierte. Die Frau hatte ein kleines Spezereiwarengeschäft. Eines Tages erschien eine Bäuerin, kaufte irgend einen Gegenstand und wollte zahlen. Er jedoch wollte aus ihrer Hand kein Geld nehmen, um eine mögliche Berührung zu vermeiden, und da er von der ukrainischen Sprache wenig verstand, sagte er zu ihr in seiner naiven und unvorsichtigen Ehrlichkeit: „Lejhai tut", das heisst zu deutsch: „Leg es hin". Die Bäuerin verstand: ‚Leg dich hin", und verliess eiligst den Laden.

Er passte sich in seiner Aufführung einem Rabbi an. In der Oeffentlichkeit zeigte er sich stets mit dem messingbeschlagenen Stecken, mit der Prise Tabak zwischen Daumen und Zeigefinger, die er hastig seinen beiden Nasenlöchern zuführte und dem grossgeblümten Taschentuche, das er aus seiner Hintertasche hervorzug.

Es ist hier angebracht, über die zwei Fleischhallen, die zu jener Zeit im Städtel bestanden, zu berichten. Die eine gehörte dem bereits erwähnten Leibole Schukiak (Rappelfeld), und die zweite dem Seide Polowik (Birnbaum). Beide haben dem Städtel, insbesondere der Kultusgemeinde zu schaffen gegeben. Besonders beklagten sich die Frauen über die Perfidie und die zahlreichen Taktlosigkeiten dieser Männer. Beide hatten ein Fussleiden, das angeblich von den Verwünschungen der Frauen herrührte. Auch die Schächter hatten unter der Grobheit dieser Metzger zu leiden. Wenn zufällig sämtliche geschlachteten Stücke Rindvieh für „trefe"[6] erklärt wurden, weil es der Ritus so gebot, so wagte der Schoichet durch einige Zeitlang nicht, sich vom Leibole Rappelfeld sehen zu lassen, da er seinen Zorn fürchtete.

Um die Kaschruth[7] zu wahren, wurde späterhin ein spezielles Aufsichtsorgan, namens Chaim Lecker, aufgenommen. Schliesslich kamen auch dann noch Unregelmässigkeiten vor.

---

6) verbotene Speisen.
7) erlaubte Speisen.

Beide Metzger hatten die gleiche Art, sich über alle nur erdenklichen Streiche höllisch zu freuen, wenn es ihnen gelang, die rituellen Schächter (Schochtim) zu verärgern.

Zwei rituelle Schächter waren in Stanestie bestellt worden, namens Mendel und Towje Schechter. Ueber ihre Schlachtungen wurden scharfe Diskussionen geführt, ihr Schlachtmesser war oft Gegenstand von Strafmassnahmen, die vom Rabbiner auferlegt wurden.

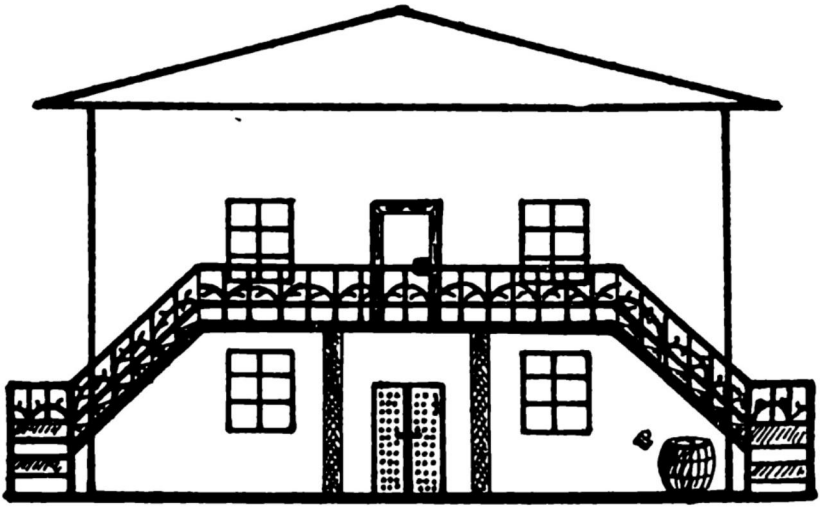
Ich erinnere mich einzelner, ganz merkwürdiger Verrichtungen des Schächters beim Schlachten der Geflügel, die wir als Kinder beobachteten. Er fasste das Of (Geflügel) an den Beinen, bog ihm mit der einen Hand den Kopf zurück, rupfte mit der anderen einige Federn an der Kehle aus, sprach den Segen und fuhr mit dem schartenfreien Messer über den Hals. Dann liess er einige Tropfen Blut in einen Kasten mit Asche fliessen und schleuderte das Of zur Seite.

Die Bezahlung der Kultusgemeindebeamten liess viel zu wünschen übrig, was oft viel Staub aufwirbelte; bei den Streitigkeiten kamen deren Frauen auch zu Worte, indem sie schrien und fluchten.

Die Synagoge wurde im Zentrum des Städtchens erbaut. Zwar wissen wir nicht das genaue Datum ihrer Erbauung, gewiss aber ist, dass sie nicht später als in den Jahren 1880/85 erbaut wurde. Man kam zunächst in eine lange Vorhalle, von deren Nord- und Südseite zwei Treppenaufgänge zur Balustrade für die Frauen führte. Rechts von der Vorhalle führte eine Tür zum Pullesch[8], wo man im Winter an Wochentagen betete und links zum sogenannten Schneiderschen Schilechel. Das Innere bildete eine mächtige Halle, die ringsum mit hohen Fenstern versehen war; die Decke hatte die Form eines gewölbten Daches. Die Ausmalung wurde in der farbigen Ausgestaltung sakraler Gebäude ausgeführt, die eine himmelblaue Malerei aufwies, in der Sternchen erkennbar waren. Die Felder mit Abbildungen von Tempelgeräten waren in braun gemalt. Von der Decke hingen kupferne Lüster mit vielen Lichtern. Der heilige Schrein an der Ostwand war mit handge-

8) Ein kleiner Raum, wo man rauchen sowie auch Geschichten erzählen durfte.

schnitzten Zieraten, die zwei Löwen und einen Adler vorstellten, geschmückt. Ihn deckte ein gestickter schwerer Vorhang, der, an einem Draht befestigt, verschiebbar war. Etwas seitlich stand der Vorbeterpult, dessen Schmuck ein siebenarmiger Messingleuchter bildete. Zur Seite waren zwei Blechbüchsen für Wasser für



Eine Skizze der grossen Synagoge-בית הכנסת הגדול בסטנטש.

den Vorbeter zum Waschen der Hände angebracht. Rings an den Wänden wurden Bänke und Ständer[9] aufgestellt. In der Mitte der Halle stand ein Almemor[10], zu dem einige Stufen hinaufführten. Vier Holzsäulen stützten die erhöhte Tribüne, auf der ein Thorapult stand, das zum Vorlesen aus der Thora diente und auch für den Prediger bestimmt war. Im Schrein standen nebeneinander die Sefer-Thorarollen mit ihren verschiedenen gefärbten, gestickten Thoramäntelchen, die von Leuten zum Andenken an ein verstorbenes Familienmitglied gestiftet wurden. Einmal im Jahre, u.z. am Simchath-Thoratag, wurden alle zugleich herausgeholt. Unter der Tribüne in der Synagoge war eine Truhe; in diese wur-

9) Schmale Tischlein.
10) Estrade.

den die Sheimes[11] und sonstige Gegenstände, die den Juden in jedem Zustande heilig bleiben mussten, hineingeworfen und mit der Zeit in geweihter Erde beigesetzt.

Der Ner-Tamid[12] befand sich in einer Nische der Wand nahe bei der Eingangstür. Die Nische war so sehr von Russ geschwärzt, dass die Flamme sich in Dunkelheit aufzulösen schien.

Beim Eingang ins Bethaus sah man, wie in jedem jüdischen Hause, auf der rechten Seite eine Mesusa, während an der Tür zur Halle keine Mesusa[13] war, weil drinnen alles heilig ist.

Die grosse Synagoge und ihr Personal wurde von der Gemeinde erhalten: doch hat sie das Recht von den Sitzen Gebühren einzuziehen. Die Privatbethäuser werden nicht von der Gemeinde, vielmehr durch freiwillige Beiträge von ihren Mitgliedern erhalten. Die Anhänger eines jeden Zaddik gruppierten sich in einer nach seinem Wohnort genannten Klaus (Bethaus) und bekämpften sehr oft die Parteigänger der andern. Auch die Dynastien selbst befehdeten sich politisch.

Die Synagoge diente nicht nur gottesdienstlichen Zwecken, sondern auch Vortragsveranstaltungen, und sonstige Versammlungen wurden hier abgehalten. An einem wesentlichen Mangel litt der grosse Raum der Synagoge. Infolge ihrer enormen Höhe war die Akustik, besonders auf der Frauenempore so schlecht, dass nur mit Mühe das Beten des Vorbeters verständlich war.

Von der Strasse bis zum Eingang in die Synagoge befand sich ein freier Platz, der für die abzuhaltenden Chuppes diente. Auch wurde er für das Beten beim Vollmond, der um die Mitte des Monats am Abendhimmel glänzt, benützt.

Nicht viel später wurde auch von dem damaligen Gutspächter Tennen ein zweites Bethaus errichtet, das den Namen „Panske Schil" trug. Hier beteten schon die Fortschrittlichen. Ein drittes Bethaus trug den Namen „Czortkower Klaus" und wurde von den Czortkower Chassidim besucht. Zu den Kosten hatte Schaje Goldner viel beigetragen.

---

11) Lose Blätter aus alten Gebetbüchern.
12) Ewiges Licht.
13) Eine Rolle der „Zehn-Gebote".

Es gab ein rituelles Dampfbad, dessen wesentlicher Teil an Feuer erhitzte Steinplatten waren; goss man über sie nach Bedarf einen Kübel Wasser, so stiegen zischende Dämpfe auf. Zu dieser Zeit mussten alle, die auf den oberen Bänken sassen, ruhig sitzen und keine Bewegung mit dem Besen machen. Auch zwei Mikwes[14] standen den Frommen zur Verfügung, deren Tiefe nach dem Schulchan Aruch auf 40 Muess[15] bemessen wurden. Sie wurden von Quellenwasser gespeist. Ihre Einrichtungen wurden jeder religiösen Vorschrift angepasst. Da die Stufen, die hinunterführten, morsch waren, musste man, wollte man ein Tauchbad nehmen, turnerisch gewandt sein. Insbesondere hatten es die Frauen nicht leicht, diese Turnübungen mitzumachen. Viel zu schaffen gaben die Mikwes hinsichtlich des Einhaltens der rituellen Vorschriften, die von den Orthodoxen streng beachtet wurden. Im Winter wurde sehr oft Klage geführt, besonders seitens der Frühbeter am Samstag, dass die Mikweh nicht genug warm war. Der verantwortliche „Bäder" musste deshalb Vorhaltungen von jedem Besucher einstecken. Um ins Bad zu gelangen, musste man im Winter einen kalten Korridor passieren, in dem es bisweilen Schnee und Eis gab. Für angesehne Gemeindemitglieder stellte der Bäder sein Schlafzimmer zur Verfügung.

Das Bad wurde an den ständigen Pächter Abraham David Pasternak in Pacht gegeben; er war ein nicht sehr verträglicher Mann. Ihm assistierte sein Verwandter Eisig Geisinger, der trotz mangelnder Bildung das Kopfrechnen besser beherrschte als so mancher Buchhalter. Er war schweigsam, pfiffig, und wenn er sprach, war alles genau erwogen.

Das Bad, das sich abseits vom Städtchen befand, konnte man nur auf Stegen erreichen. Die Gasse, in der er stand, nannte man scherzhaft die „Drei-Könige", da sich dort drei Häuser befanden, die dem Eli Sandler gehörten; sie waren von zahlungsunfähigen Mietern bewohnt.

Schliesslich wurde auch auf einem Bergesabhang ein Friedhof errichtet. Allmählich, als sich die Anzahl der Toten vermehrte,

14) Tauchbad.
15) 1 Muess=ca. 15 Liter.

wurde er mit einem Holzzaun umgeben. Auch Obstbäume wuchsen dort. In den ersten Reihen waren die Grabsteine in Höhe und Grösse ungefähr gleich. Andere hatten mit der Zeit ihr Gleichgewicht verloren, was die Vergänglichkeit alles Irdischen stimmungs-



Der Friedhof Stanislies - בית הקברות בסטנשטי

voll zum Ausdruck brachte. Mit der Zeit wurden die Grabsteine mit den üblichen Dekorationen ausgestattet. Da der Friedhof auf einem Hügel lag, war er schon aus weiter Ferne sichtbar.

Stumm und ernst erklommen Besucher den mit Gras bedeckten Weg hinauf, und während sie oben die Grabsteine mit den symbolischen Emblemen und ihren moosbedeckten Inschriften in Augenschein nahmen, kreisten die Gedanken um das Ende, das ausnahmslos jeden erwartet.

Sämtliche Filialgemeinden beerdigten ihre Leichen auf diesem Friedhof. Vor dem Friedhof stand ein kleines, halb eingefallenes Häuschen, mit einem leeren Raum, der für die Leichen, die von der Umgebung hereingebracht wurden, bis zu ihrer Beerdigung reserviert war. Ein Kohen (Priester) durfte den Friedhof nicht betreten; er blieb gewöhnlich draussen stehen und schaute über den Zaun auf die Grabsteine.

Die Einnahmen der Kultusgemeinde bestanden aus Schlacht-

gebühren, dem Aufschlag auf Koscherfleisch, den Beerdigungstaxen, dem Verkauf von Mazzoth und direkten Steuern. Die Gemeindemitglieder bekundeten Sinn für gemeinnützige Institutionen.

Ein Talmud-Thora Verein verfolgte den Zweck, armen Waisenkindern den Besuch des Cheders unentgeltlich zu ermöglichen. Kurator der Stiftung war durch viele Jahre Seide Schmucher, ein Mann in den besten Jahren. Seine mit akkuratem Witz und Pfiffigkeit geladenen Verse und Epigramme kannte jeder; sein langer Bart flatterte im Winde, wenn er aus Neugierde einen langen Weg zurücklegte, um in der Zeit eines Manövers, das in der Umgebung von Stanestie stattfand, einer Waffenübung des österreichischen Militärs zusehen zu können.

Der Schuster Eli Sandler (der erste Schuster Stanesties) stellte in seinem Hause ein Zimmer mit Betten für das Uebernachten von durchziehenden Armen unentgeltlich zur Verfügung; die Hilfsbedürftigen erhielten ab und zu obendrein eine Mahlzeit.

Juden betätigten sich freiwillig auch innerhalb der städtischen Feuerwehr, namentlich waren es Josef Klein, Fischel Plutzer und noch andere, die am Sonntag in kleidsamen Uniformen ausrückten.

Hervorzuheben wäre noch der lange hagere Efroim Elische Fenner, der mit Feuereifer den Klassenkampf und Sozialismus propagierte. Er unterhandelte sowohl mit Arbeitern als auch mit Intellektuellen. Sooft er infolge seiner subversiven Tätigkeit als Beschuldigter vors Strafgericht zitiert wurde, erschien er ohne Verteidiger, da er im österreichischen Strafgesetz gut bewandert war.

Wie in jeder Gemeinschaft, waren auch im jüdischen Stanestie innere Streitigkeiten unvermeidbar. Am bittersten war der Zwist zwischen den Familien Jerichim Plutzer, Fischel, Froim, Leib Hambar und Konsorten einerseits und Josef Klein und seinem Schwiegersohn Laufer — der zu Besuch kommen pflegte — anderseits. Die Gegensätze arteten in Tätlichkeiten aus, und zuletzt wurde das Gericht angerufen. Auch Verfeindungen auf Grund geschäftlicher Konkurrenz waren nicht selten, wie z.B. zwischen Saul Aron Tauber und Seide Schmucher, deren Eisenwarenläden zu nahe nebeneinander standen. Konkurrenten gab es genug. Sie pflegten geschäftlich einander hart zuzusetzen.

Besondere Erwähnung verdienen die jüdischen Schwerarbeiter, u.a. die zwei Brüder Uren und Moses Rennert, auch Scharias genannt. (Auch unsere Gesetzeslehrer Simon ben Schetach und Jehuda ben Ilai ernährten sich vom Tragen des Flachses auf die Märkte). Jahre hindurch haben sie zentnerschwere Säcke Mehl und sonstige Lasten in die Geschäfte getragen, Lasten, die den gekrümmten Rücken empfindlich drückten, so sehr sie auch gewohnt waren. Beide waren typische Proletarier. Moische mit den traurigen, verschwommenen und triefenden Augen und seiner stammelnden Zunge war leicht erregbar. Mehr Geduld im Leiden zeigte Uren mit seinem wirren Bart und den watschelnden Füssen, die seine Arbeit erschwerten. Der Schweiss rann über ihre mit zerrissenen Hemden bedeckten Leiber, bei denen allzuviel Natur herausschaute. Solange sie Kraft hatten, arbeiteten sie schwer, um niemandem zur Last zu fallen.

Sicherlich werden sich noch manche an die zwei Fiakerleute Meir Weber und Uren Eisig Hoffenberg erinnern. Beide waren verschiedene Charaktere. Während Meir Weber in aller Früh Thilim (Psalme) sagte, spielte Uren Eisig die ganze Nacht mit mehr Andacht Ferbel und Konczenia. Seine witzigen und giftigen Bemerkungen, die oft nacherzählt wurden, pflegte er mit verschmitzten Augen zuzuzwinkern. Den Verkehr zur Bahnstation Berbestie pflegten die Leute mit Karosse durchzuführen. Die Sitzordnung wurde von den Wagenbesitzern bestimmt. Die Sitzpreise waren dreifach gestaffelt. Für die Obersitze war ein Höchstpreis festgesetzt, die für die Staatsbeamten vorgesehenen und die von den Wagenbesitzern reservierten Sitze gehörten zur zweiten und der Bocksitz zur dritten Klasse.

Ein Teil der Judenschaft spielten Lotto-Kollekturen, u.z. waren es Ambu, Ambu-Terne und Ambu-Zola. Die Resultate wurden jeden Donnerstag von Mordche Schwarz aus Waschkoutz gebracht. Es gab auch passionierte Spieler, die einem Traumbuch die Zahlen entnahmen.

Viele legten Gewicht auf Deutung von Träumen. Auch Leberschau, Wahrsagung aus Büchern und andere Omina wurden herangezogen, um einen Blick in die Zukunft zu tun. Seit altersher

galten Träume als Vorbedeutung. In Stanestie pflegte man sie immer zum Guten zu deuten. Man erteilte allen, die von einem Traum heftig beunruhigt wurden, den Rat, wiederholt zu sprechen: „Der Traum ist gut". Dann werde das Böse, das der Traum anzukündigen scheine, sich verflüchtigen. War dies die Folge der Lehre von Coué? Der Aberglaube stand in umgekehrtem Verhältnis zur Intelligenz der Bewohner.

Eine alte, hässige Staatseinrichtung war die Regatka (Schlagbaum), die von Mottel Keller in Pacht gehalten und die die Leute auf Umwegen zu umgehen versuchten. Hier hatte der Straschnik (Strassenwächter) mit einem Messingabzeichen auf der ledernen Hängetasche zu entscheiden.

Fast in jedem Haus war eine Blechbüchse, mit einem kleinen Schloss versehen, auf der der Name Rabbi Meir Baal Ness stand, in die man ausser dem gewohnten wöchentlichen Beitrag noch andere Spenden hineinwarf, wie z.B. um das Gelingen eines Vorhabens, die Erfüllung eines Wunsches, hauptsächlich um die Gesundung eines Kranken zu erreichen und sich den Beistand des Himmels zu sichern. Diese Büchsen wurden von Boten zweimal jährlich entleert. Wie böse Zungen behaupteten, wurde nur ein Bruchteil von diesem Geld nach Erez-Israel überwiesen, angeblich, damit die Juden, die dorthin gepilgert waren, die ihnen beschiedene Lebensdauer mit Gebeten und Meditation verbringen und am Ende in der heiligen Erde ruhen. Man schrieb der Erde von Erez Israel die Kraft zu, die in ihr ruhenden Toten vor Verwesung zu bewahren, so dass sie sich bei der Ankunft des Messias in voller Frische aus ihren Gräbern erheben würden.

Auch der Aberglaube kam zu seinem Recht. Man glaubte, dass bei jedem Gespräch schliesslich des Todes Erwähnung getan werde. Wenn an dieser Stelle ein Anwesender nieste, so musste er an seinem linken Ohrläppchen ziehen.

Wundergläubige nahmen ihre Zuflucht zu einem Wahrsager, namens Jusiu Kluchynnschi, der aus einem Buch, das der Fragesteller aufschlagen musste, prophezeite. Oft gingen die Prophezeiungen des Scharlatans in Erfüllung, was seinem Rufe bei den

Schwachsinnigen nur zuträglich war. In Wirklichkeit war der Schwindler ein kluger Menschenkenner.

Im folgenden Abschnitt muss ich mir, um nicht gewisse Empfindlichkeiten zu verletzen, Reserve auferlegen. Es handelt sich um den ständigen Gabe (Schulvater) und Schames (Tempeldiener) der grossen Synagoge, Mordche Schamschens, sowie um den Leichenbestatter Uscher Schneider. Ersterer nahm seinen Dienst sehr genau, so z.B. führte er Buchung über die am Samstag zu verteilenden Allijas (Aufrufe zur Thora). Diese wurden im Hinblicke auf die soziale Stellung und den Bildungsgrad von ihm verteilt, besonders gab ihm der dritte und sechste zu schaffen. Noch mehr aufmerksam musste er sein — um nicht „im Taten aran" [16] einzustecken, besonders bei der Parscha [17] „Bechukoissai", wo die „Toichacha" [18] Verfluchungen androht für den Fall, dass wir Gott und seinen Gesetzen nicht folgen. Und es war dazumal eine Scheu unter den Betenden seit alterher, zu diesen Worten die Bracha [19] zu sprechen. Manche verliessen ungesehen ihren Platz, denn keiner wagte es, sobald man ihn aufgerufen hat, sich zu weigern. Aussertourlich standen „Hagba-Gelila" [20].

Trotzdem wurde er vom damaligen Kultuspräsidenten Mechel Schwitz tyrannisiert. Er möge mir verzeihen, wenn ich ihn gar zu derb angreife und mit ihm zu Gericht gehe; allein der Wahrheit gebührt vor allem die Ehre. Er nörgelte immer, auch sein Benehmen der Beamtenschaft gegenüber war despotisch; sogar im Verkehr mit dem Rabbiner liess er Takt und Anstand vermissen. Er stellte an die Stanestier Judenschaft unberechtigterweise hohe Ansprüche. Insbesondere wurde bei der Zuteilung einer Grabstätte ein Obolus eingeführt, was sich bedauerlicherweise im Städtchen eingenistet hatte. Kein Wunder, dass vieles gegen seinen ausdrücklichen Willen ausgeführt wurde. Er stand im Verdacht, die Präsidentschaft nur deswegen erstrebt zu haben, damit

16) Beleidigung des sel. Vaters.
17) Abschnitt.
18) Verfluchung.
19) Segen.
20) Einrollung und Schliesung der Thorarolle.

seine Kinder von seiner Autorität profitierten und bessere Schiduchim [21] machten.

Auch Uscher Schneider legte bei der Ausübung seines Dienstes als Leichenbestatter Pflichterfüllung an den Tag. Wenn er mit dem Tontopf klapperte, wusste man, dass im Städtel oder in der Umgebung irgend eine Lücke gerissen wurde. Erfuhr man den Namen des Toten, dann wurde der Spruch „Gelobt sei der gerechte Richter" zitiert, da man verpflichtet ist, Gott in allen Lebenslagen zu preisen. Im Trauerhause lag die Leiche auf dem mit Stroh bedeckten Fussboden. Die Spiegel wurden umgewendet. Das Wasser im Hause und manchmal sogar das in den anstossenden drei Häusern wurde ausgeschüttet. Dann, so glaubte man, durch den Todesengel, genannt Samiel, dessen Schwert mit dem Sterbenden in Berührung kam, wurde das Wasser unrein, da der Todesengel darin seine Waffe rein wusch. Mystische Anschauungen haben auch dahin geführt, dass Juden so rasch als möglich, manchmal nur wenige Stunden nach Eintritt des Todes, beerdigt wurden, um zu verhüten, dass die bösen Geister den Leichnam in der Todesruhe stören. Es mag deshalb auch manche Beerdigung von Scheintoten vorgekommen sein. Viele versahen sich bei Lebzeiten mit Tachrichim[22]. Beim Einkaufen hielt man viel auf gute und besonders dauerhafte Ware. Viele hatten davor Angst, dass der Fluch, „in fremden Tachrichim bestattet zu werden" an ihnen sich nicht bewahrheite.

Die Bestattungszeremonie oblag dem genannten Uscher Schneider. Er nähte die Tachrichim aus grober Leinwand, besorgte das Waschen der Leiche sowie die Einkleidung. Keiner durfte sich in seine Berufsausübung mengen. Wenn er seinen Unwillen kund geben wollte, schüttelte er seinen Kopf. Während dieser Prozedur wird für das Seelenheil des Toten Mischnajit[23] entsprechend den Buchstaben seines Namens gelesen. Weiters legte er Holzstäbchen in die Hand und Tonscherben auf die Augen des Toten.

---

21) Partien.
22) Totengewänder.
23) Totengebet.

Es herrschte nämlich der Glaube, dass die Toten dereinst im Heiligen Lande auferstehen würden; jene, die in der Galuth starben, müssten sich den Weg dahin unterirdisch bahnen. Zu diesem Behufe erhielten die Leichen die Stäbchen. Den Kindern beim Tode der Eltern und umgekehrt sowie den Geschwistern des Dahingeschiedenen machte er einen Riss an ihrem Oberkleide zum Zeichen der Trauer. Die Männer rasierten sich nicht während der ersten dreissig Tage nach eingetretenem Todesfalle. Im Orte wurde die Leiche von vier Leuten, die ständig wechselten, auf den Schultern zu Grabe getragen. Dies galt als fromme Tat.

Hier war keine Assistenz von Geistlichen zu sehen und kein Pomp wurde entfaltet: arm wie reich wurden gleich prunklos begraben. Dasselbe schwarze Tuch für alle. Das Leichenbegängnis des angesehenen Mannes war nur an dem Gefolge erkennbar. Der Tod wirkte durch diese Düsternis sehr ernst und erschütternd. Ein solcher Zug, seine „Lewaie", der laute langsame und feierliche Ruf von Uscher Schneider „Zedaka tazil mimaweth, Zedek lefanow jehalech"[24] rief einen schauerlichen Eindruck hervor. An der Spitze des Leichenzuges schritten die Kinder, oder die nächsten Angehörigen. Auf dem Friedhof wurde die Bahre abgesetzt und das Gebet „Der Fels, sein Tun ist vollkommen" rezitiert. Die Frommen sprachen Sätze aus den Psalmen. Am offenen Grabe baten die nächsten Verwandten den Toten, ihnen allfällige, im Leben zugefügte Kränkungen zu verzeihen. Die gleiche Bitte brachte ein Mann im Namen der ganzen Gemeinde zum Ausdruck. Hierauf warfen die nächsten Verwandten drei Schollen Erde ins Grab und sprachen den Vers: „Aus Staub bis du geworden und zu Staub sollst du wieder zurückkehren". Hierauf wird das Grab geschlossen. Man verlässt es in Eile, da die Engel des Schreckens unsichtbar dort eintreffen, um das Totengericht zu halten. Auf dem Heimwege hob man ein Büschel Gras auf und sprach den Vers: „Und sie erblühen aus der Stadt, wie das Gras der Erde". Man verliess den Friedhof durch einen anderen Weg als durch den man kam. Bei der Leichenhalle wartete die Frau von Uren

---

24) Mildtätigkeit rettet vom Tode, Rechtlichkeit geht vor ihm.

Rennert, um den Leidtragenden Wasser zum Waschen der Hände zu reichen, da nach dem Volksglauben jegliche Berührung eines Toten und der Besuch des Friedhofes verunreinigten. Nun sprechen die Angehörigen das Gebet für das Seelenheil des Verstorbenen, „Kadisch"[25], und jene, die dem Toten das letzte Geleite gegeben hatten, stellten sich in zwei Reihen auf und sprachen zu den Leidtragenden, welche diese Reihen durchschritten: „Gott tröste euch, sowie alle jene, die um Zion trauern!"

Die Familienmitglieder des Toten setzten sich, zu Hause angekommen, auf niedere Sitze und manche hielten den Leichenschmauss; man reichte ihnen Linsen und ein Ei, beides, weil sie rund sind, und dies sollte darauf hinweisen, dass der Tod rund umgeht und dass daher die Leidtragenden selbst auch dereinst sterben werden. Man hielt nun sieben Tage schwere Trauer, während welcher Zeit die Trauernden auf der Erde oder auf niederen Stühlen sassen, entsprechend dem Vers in Hiob: „Und sie sassen bei ihm sieben Tage und sieben Nächte auf der Erde". In dieser Zeit, ausser an Sabbaten, durfte man das Haus nur in besonders dringenden Fällen verlassen, den Berufsgeschäften nicht nachgehen, und es war bloss gestattet, das Buch Hiob oder die Klagelieder und Strafreden der Propheten Jeremias zu lesen. Während der Trauerwoche kamen Freunde und Bekannte zu Besuch, um die Trauernden zu trösten. Ein geringerer Grad von Trauer begann nach den sieben Tagen und dauerte bis zum 30. Tage nach der Beerdigung. Während dieser 30 Tage blieb das Bett, in welchem der Verstorbene gelegen war, leer; zu Häupten desselben brannte eine Kerze. Während der sieben ersten Trauertage versammelte sich im Sterbezimmer früh und abends ein Minjan, eine Zahl von mindestens zehn Leuten, die das 13. Lebensjahr überschritten hatten, damit der oder die Leidtragenden das Kadischgebet vor den Betern verrichten könnten, da der Gang ins Bethaus nicht gestattet war. Ferner wurden ein Glas Wasser und ein Handtuch bereit gestellt, damit die dahingeschiedene Seele sich

25) Kadisch ist ein in aramäischer Sprache abgefasstes Gebet, das zu Ehren verstorbener Eltern von deren Söhnen während des Trauerjahres bei jedem Gottesdienste vorgetragen wird.

waschen und dann abtrocknen könne. Wenn das Wasser während dieser Zeit verdunstete und daher immer weniger wurde, sahen die abergläubischen Leute den Beweis daran, dass die Seele des Verstorbenen sich in dem Wasser gebadet habe. Während des Trauerjahres nahmen die Trauernden keinen Anteil an öffentlichen Vergnügungen, es sei denn, dass ein gottgefälliges Werk damit verbunden war, wie etwa an Hochzeiten, Beschneidungen etc.

Der Tod hatte für Uscher Schneider den Schrecken verloren. Das „El-Malei-Rachamim" (Andachtsgebet), welches er bei einer Bestattung oder bei einer Seelenandacht verrichtete, und die Mahnung, die er mit lauter Stimme zum Abschied an den Toten richtete, auch als seliger Geist seine Kinder (die er namentlich aufzählte) nicht zu vergessen und für ihr Wohlergehen auf Erden zu beten, beeindruckten die Trauernden und hinterliessen Trost und Zuversicht.

Uscher Schneider, der vor seiner Beschäftigung im Dienste des Todes ein gelernter Steppdeckenmacher war, wurde druch eine interessante Episode aus seinem Leben in den weitesten Kreisen bekannt. Als er seine Tochter Neche an Jossel Hager verheiratete, schenkte er ihr u.a. auch eine Kuh als „Nadan" (Mitgift) unter folgender Bedingung: Das Füttern der Kuh müsse der Schwiegersohn besorgen, desgleichen das Melken; hingegen gehöre der Erlös aus dem Verkauf der Milch und gegebenenfalls der Kuh den Nadangeber. Ueber die fragwürdige Gabe wurde viel gelacht.

Einen besonderen Reiz hatten die Diskussionen am Samstag vor dem Minchagebet im „Stiebel" (Nebenraum der grossen Halle), der als Gebetstube, Lehrhaus, Armenasyl und zuletzt als Unterhaltungsraum benützt wurde, unter Vorsitz des gewesenen Gemeinde-und Kultussekretärs Meier Gottlieb, der in den 70-er Jahren des vorigen Jahrhundertes das erste Stanestier Grundbuch im dortigen Gericht angelegt hatte. Er erteilte schmunzelnd, zynisch und in höhnischer Weise den Beisitzern Jüdel Rübner, Seide Birnbaum und Jankel Pasternak das Wort. Chaim Frimeth und Eisig Geisinger versahen dabei den Dienst als Souffleure. Alle waren beliebte Witzbolde und gute Erzähler von „Maassis" (Anekdoten), die oft mehr sagten als die „Sprüche Solomons". Mitunter fügten

sie auch höchst ergötzliche Bemerkungen hinzu, die den Zuhörern ein Lächeln abnötigten. Ich entsinne mich einiger Anekdoten, die dort erzählt wurden, und die ich mir gerne anhörte. Ich schicke voraus, dass die Sprecher gleichzeitig kommentierten, kritisierten, argumentierten und auch polemisierten. Der Humor war scharf und eindrucksvoll. Eine besondere Note gab seinen Anekdoten Meir Gottlieb; er war bald aufbrausend wie ein „Misnagid"[26], bisweilen „tief" wie ein „Litwak"[27], und wenn er einen Zuhörer fand, besonnen wie ein Engländer. Sein Gedächtnis unterstützte ihn dabei aufs beste. Er scheint schon zu jener Zeit vom freien Denken etwas angehaucht gewesen zu sein und galt in religiösem Sinne nicht als ganz zuverlässig, obwohl er ein ebenso orthodoxer Jude war wie die anderen. Dabei stutzte er ein wenig seinen Vollbart. Als ihn jemand malitös fragte, wieso ihm der Bart so schön gerade wachse, dass alle Härchen gleich lang waren, gab er zur Antwort: „So, mein Kind, ist es beschert von oben". Er verstand es ausgezeichnet, das chassidische Thema lebendig zu gestalten und mit Anekdoten zu würzen. Seine Witze waren gepfeffert und zeugten von geistiger Ueberlegenheit. Eine Probe:

Ein Litwaker Oirech (fremder Gast) ging am Freitag-Abend in die Synagoge. Nach dem Gebet hielten die wohlhabenden Balebatim (Hausherren) Ausschau nach einem Oirech, den sie nach Hause mitnehmen wollten, um ihn an ihrem Tisch zu bewirten. Nur den Litwak hatte man übersehen. Als dieser sah, dass er allein zurückbleiben werde, sprang er auf den „Balemor" (Rednerpult), klopfte mit der Faust auf das Gebetbuch und rief laut: „Rabotai (Meine Herrschaften)! Ich will euch etwas Interessantes erzählen". Alles blieb stehen, um ihn zu hören. „Ich bin als Oirech vor Abend hier eingetroffen", setzte er fort, „und wie ich sehe, sind die hiesigen Hunde gastfreundlicher als die hiesigen Balbatim"[28]. Als ich mich spät am Abend dem Städtchen näherte, empfingen mich viele Hunde mit lebhaftem Gebell. Jeder riss mich zu sich,

26) Oppositioneller Redner.
27) Gelehrter aus Litauen.
28) Hausbewohner.

jeder wollte mich für sich allein haben. Hier sind viel mehr Menschen versammelt als dort Hunde waren, und niemand fällt es ein, mich zu sich zu laden, geschweige, sich um mich zu reissen". Diese Worte brachten die Menge in Wut, und einer trat vor und schrie: „Was untersteht er sich, uns mit Hunden zu vergleichen?" Schimpfworte ergossen sich über ihn. Da rief er dazwischen: „Wartet und höret mich bis zu Ende. Als die Zudringlichkeit der Hunde mir ein wenig unbequem wurde, beugte ich mich zur Erde, griff nach einem Stein und schleuderte ihn mitten unter die Meute; dies wirkte im ersten Augenblick, und die Hunde suchten das Weite. Nur wusste ich anfangs nicht, welche von ihnen mein Stein getroffen hatte, bald aber sah und hörte ich, wie ein Hund, auf einem Fuss hinkend und jämmerlich heulend, zusammen mit den übrigen Hunden davonlief. Nun begriff ich, dass mein Stein i h n getroffen hatte". Nach diesem Histörchen, das ihnen sagte, wen und was er meinte, setzte ein Wettlaufen um ihn ein, und jeder wollte ihn als Oirech an seinem Tische sehen.

Aus der Fülle ähnlicher scherzhaft drastischer Geschichten, die sie stets bei der Hand hatten, können hier noch einige angeführt werden, die wohl vielen bekannt sein dürften.

Dass man in religiösen Fragen bei aller Frömmigkeit — denn fast alle trugen am Samstag Kaftan und Streimel — auch den Humor walten lassen kann, das bewies er durch seine Aeusserungen zu wiederholten Malen.

So z.B. stellte einer die Frage, warum man in der Synagoge den Priestern, während sie den Priestersegen sprechen, nicht auf die Hände schauen dürfe. Die witzige Antwort lautete:

Weil man überhaupt keinem Menschen, der einen öffentlichen Dienst verrichtet, auf die Finger schauen darf...

Als Rabbi Berisch Meiseles im Jahre 1848 Mitglied des österreichischen Parlamentes war, stimmte er bei allen wichtigen Fragen mit der Opposition. Einmal fragte ihn der Ministerpräsident: „Warum stimmen denn die jüdischen Abgeordneten immer mit der Linken?" — „Exzellenz" — erwiderte der Rabbiner —, „weil wir Juden in Oesterreich keine Rechte haben!"

Der Krakauer Rabbiner Simon Sofer (Schreiber) war einige Jahre hindurch auch Mitglied des österreichischen Reichsrates. Gelegentlich eines Ministerempfanges sass Sofer bei Tisch einem antisemitischen Abgeordneten gegenüber. Dieser wollte den Rabbiner hänseln und richtete an ihn die Frage: „Was scheidet einen Rabbiner von einem Esel?" — „Der Tisch" — erwiderte Rabbi Simon schlagfertig.

Warum bezeichnet man einen Schlemihl mit dem Namen „Lemech"? — Lemech war der erste Mensch, der sich zwei Weiber nahm (2, 20).

Jetro, der Schwiegervater Mosis, war Priester von Midjan, somit ein vornehmer Mann — wie kommt es, dass er keinen Anstand nahm, eine seiner Töchter einem Fremdling, noch dazu einem Aegypter, zur Frau zu geben? — „Der Priester Midjans hatte sieben Töchter" — heisst es vorhergehend (2. B. M., 2, 16). „Wenn man sieben Töchter hat, ist man froh, wenigstens eine an den Mann zu bringen, mag er auch ein Fremdling sein..."

Am amüsantesten waren die Anekdoten aus dem Leben der „Wunderrabbis" Chaim Schächter und Mordche Schamschens in der Walachei, als sie dort mit ihren „Gabbes" ihre Tricks in den kleinen Städtchen „ausführten". Jüdel Rübner war ein seltener Witzling, er verfügte über einen unerschöpflichen Schatz an guten Geschichten. Seine schlagfertigen Witze sind noch heute in Erinnerung und man nennt ihn bis auf den heutigen Tag „Jüdel Schkutz". Man schüttelte sich vor Lachen über jeden einzelnen und bedeckte die Augen mit der Hand, als ob man sich schäme, sie zu hören. So erzählte er folgende Witze: Ein Ehepaar lebte auf ziemlich grossem Fusse. Nach der Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach anderen wieder, soll die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.

Von einem Etrog in einer deutschen Landgemeinde: Die im Dorfe D. wohnenden Juden kauften gemeinsam mit den im Nachbardorf M. wohnenden Glaubensgenossen einen Etrog und Lulof und schickten diese täglich vormittags den dort wohnenden Juden durch ihre Dienstboten zu. Ein Hausierer, welcher trotz des Chol-

hamoed zeitlich morgens in das Dorf D. gegangen war — ohne vorher Etrog gebentscht zu haben — begegnete auf dem Wege der Magd, welche gerade den Etrog und Lulif in das Dorf M. trug. Trotz ernstlichen Bittens wollte die Magd den Etrog und Lulof nicht aus der Hand geben, und da behalf er sich in seiner frommen Einfalt damit, dass er die Magd an den beiden Armen packte und sie samt Etrog und Lulof in vorgeschriebener Weise rechts und links schüttelte.

Auch Jossel Maier gehörte zu den Witzlingen. Er pflegte mit gereimten Sprichwörtern um sich zu werfen. Diese hatte er in reichem Masse vorrätig. Seine Gedanken pflegte er oft durch englisch-amerikanische Worte — bei uns in Amerika nennt man es so und so — zu beleben. Viele der Scherze galten den Sugerkes (Vorbeterinnen). In Ermangelung einer solchen Frau in Polen musste jedoch in einem kleinen Städtel ein Mann in der Mitte der Frauenabteilung der Synagoge in ein Fass kriechen und von diesem Schutzwall aus — von den Weibern umgeben — die Gebete verlesen.

Rabbi Hirsch Kalischer war mit dem katholischen Geistlichen seiner Stadt ziemlich befreundet und pflegte mit ihm oft Auseinandersetzungen über religiöse Fragen zu führen. Eines Tages sagte der Geistliche: „Ihr Juden prahlt mit eurer weltgeschichtlichen Mission und rühmt euch, das von Gott auserwählte Volk zu sein — und doch tritt jeder euch mit Füssen..."

Rabbi Kalischer erwiderte: „Sehen Sie, Hochwürden, das hat schon unser Vater im Himmel vorausgesagt: Als der Patriarch Jakob vor seinem Bruder Esau floh, erschien ihm Gott im Traume und sprach zu ihm: „Deine Nachkommen werden sein wie der Staub der Erde!" (28, 14). Auch die Erde bringt der Menschheit den grössten Nutzen — trotzdem tritt man sie mit Füssen..."

Unter seinen Erzählungen möchte ich hier noch eine erwähnen: Es war in Kolomea ein Wunderrabbi-Bucher (man nannte ihn so, weil er unverheiratet war). Auf einer seiner Reisen mit der Eisenbahn zog er es vor, in der 3. Klasse zu fahren, weil die meisten seiner Anhänger diese Wagenklasse benutzten. Während der Fahrt näherte sich ihm ein Chassid der Czortkower Dynastie

mit dem Schalom-Aleichem-Gruss. Dabei stellte der Chassid an den Rabbi die Frage, warum er als Rabbi in der 3. Klasse fahre, da die Rabbis gewöhnlich die 2. Klasse vorzogen. Darauf gab ihm der Rabbi folgende Antwort: Unter den Rabbinern gibt es verschiedene Kategorien, so z.B. der Czortkower oder Wiznitzer sind erstklassige Rabbiner, die fahren in der 1. Klasse, aber du bist ein Schegitz[26] von der 1. Klasse. Wie kommt es, dass du in der dritten auftauchst?

Ich kann mich für die Wahrheit dieser Geschichten nicht verbürgen; sie gehörten zum Inventar der Stanestier Schil.

29) Vagabund.

VI.

HANDWERK UND HANDEL

Es gab soziale Unterschiede, und diese äusserten sich im Verkehr und insbesondere bei Eheschliessungen. So z.B. beteten die Handwerker in einem besonderen Raume, der zwar an die grosse Schil angeschlossen war, aber den Namen „Schneiderisches Schilechen" trug. Der Leiter war der Schneidermeister Josef Schneider. Dieser vereinigte viele Funktionen in seiner Person. Er war der Gabai, der Vorbeter und Vorleser aus der Thora. Beide Teile, sowohl die Handwerker als auch die Kaufleute, sahen es nicht gerne, dass Ehen untereinander geschlossen werden. Die Handwerker nannten die Kaufleute „Prostakis"[1]. Der Ausdruck bezog sich auf jene Menschen, die kein Fach gelernt hatten. Die Kaufleute hingegen nannten die Handwerker „Baalei Meluches"[2]. In den meisten Familien vererbte sich der Beruf des Vaters auf den Sohn, zumal auch auf Generationen hinaus. Die Handelsleute liessen ihre Kinder für gewöhnlich kein Handwerk lernen. Die Gegensätze zwischen den beiden Klassen wurden niemals überbrückt, führten jedoch nicht zu ernsten Auseinandersetzungen.

Wie immer und überall, so haben auch in Stanestie einige Kaufleute, die nicht in schlechten Verhältnissen lebten, neben ihrer Hauptbeschäftigung, dem Getreidehandel, Geldgeschäfte getätigt, namentlich Abraham M. Krumann, Gerschon Schorr und Chaim Hersch Goldner, vielleicht auch andere, an die ich mich nicht erinnere. Ihre Kunden waren Nichtjuden. Obwohl nach dem damaligen österreichischen Gesetz Darlehen gegen Zinsen gestattet

1) Gewöhnliche Leute.
2) Handwerker.

waren, langte in den Jahren 1903 oder 1904 eine Verordnung des österr. Justizministeriums herab, die besagte, dass Leute, die bei Analphabeten Zinsen nahmen, zur Anzeige gebracht würden. Das Bezirksgericht in Stanestie wurde angewiesen, diese Leute wegen Wuchers unter Anklage zu stellen. Die Darlehensnehmer nützten diese Situation zu ihren Gunsten weidlich aus, indem sie ausser dem Schuldenerlass noch Schweigegeld erpressten. Trotzdem die Prozesse vor dem jüdischen Richter Dr. I. Lutwak verhandelt wurden, hatte man den Eindruck, es liege ihnen eine antijüdische Tendenz zugrunde. Die Angeklagten kämpften um den Freispruch mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Selbst die Toten wurden in Träumen angerufen und gebeten, sich für einen Freispruch beim Herrn der Welt einzusetzen.

Unter den Angeklagten nannte man auch Abraham Moses Krumann, Schwiegersohn von David Engel, den ich bereits erwähnt habe. H. Krumann war ein Geizhals, dafür geizte er nicht mit dem Beten. Während des Prozesses kam Herr Dawid Engel zu meiner Tante Sara Haber, in deren Haus der Richter Dr. Lutwak als Mieter wohnte, und erzählte ihr, dass er einen unvergesslichen Traum hatte, der ihn zugleich erschreckte und ermutigte. Es sei ihm die Schwiegermutter des Richters, Frau Wender, im Traume erschienen und hätte ihm nahegelegt, zu ihrer Tochter, der Richtersgattin, zu gehen und sie um Intervention zwecks Freispruches von A. M. Krumann zu bitten. Obwohl Richter Dr. Lutwak im Dienste sehr objektiv war, dürfte hier sein Nationalgefühl, das sich gegen das ungesetzliche Verhalten des Wiener Justizministeriums auflehnte, — soweit ich mich erinnern kann — den Ausschlag gegeben haben, indem er nach dem ursprünglichen Gesetz richtete.

Selbst für die Umgehung oder Verschweigung der Wahrheit im Handel stellt der Talmud bestimmte Kriterien auf. Solche Fälle können zuweilen im Interesse der Charakterbildung als geboten erscheinen. So erklärt es der Talmud für erlaubt, aus Bescheidenheit seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu verleugnen.

Die Rechte, auch die Gewohnheitsrechte, sowie die landes- und ortsüblichen Bräuche gewinnen besonders im Geschäftsleben eine ausschlaggebende Bedeutung. Die Strenge der religionsgesetzlichen Vorschriften, die die Uebervorteilung und Benachteiligung durch Worte, d.h. durch falsche Vorstellungen betreffen,

ist bekannt. Der übliche Ortsbrauch war ohne Weiteres Grundlage des Kaufhandels.

Es ist selbstverständlich, dass allgemeine Konzessionen auf diesem Gebiete nie gemacht werden können. Welches Verhalten von Seiten der jüdischen Ethik in solchen Konflikten empfohlen wird, geht aus der folgenden Zusammenstellung einiger Fälle im Sefer Chassidim hervor:

„Erfragt ein Christ geschäftshalber Auskunft über Ehrlichkeit und Vertrauenswürdigkeit eines Juden, so bist du verpflichtet, wahrheitsgemässe Antwort zu geben und, wenn es nötig ist, vor einer Geschäftsverbindung mit ihm zu warnen."

Immerhin darf man feststellen, dass die Juden die Einzigen waren, welche die Wirtschaft Stanesties wesentlich förderten. Sie konnten jedoch der nichtjüdischen Bevölkerung, mit der sie Geschäfte machten, zinsenlose Darlehen nicht gewähren, und sie mussten ihre Interessen wahren, zumal sie niemals ein Darlehen von der Gegenseite erwarten konnten. So erklärt sich schon die biblische Erlaubnis, von Nichtjuden Zinsen zu nehmen (Siehe Neumann, „Geschichte des Wuchers", S. 22). Auch die Gemarah „Baba-Meziah" regelt die Zinsenfrage.

Und nun erzählte Simon Kronthal Berlin (was ja durch die „Geschichte der Juden" von Heinrich Graetz bekannt ist), dass Voltaire zur damaligen Zeit in einem seiner schmutzigen Geschäfte mit einem Juden, der, gleich ihm selbst, moralisch minderwertig war, grosse Geldverluste erlitten und darauf, in der noch heute üblichen Verallgemeinerung, in einer Schmähschrift für das hässliche Verhalten an Zinsenverrechnungen des einen Juden Kollektivrache an der gesamten Judenheit genommen habe.

Darauf sei Isaak Pinto in einer in mehreren Sprachen erschienenen Gegenschrift zur Verteidigung der Juden, zugleich aber auch insofern als Kronzeuge für Voltaire aufgetreten, als er einen scharfen moralischen Trennungsstrich zwischen den vornehmen, edlen portugiesischen und spanischen Juden einerseits und ihren betrügerischen, schachernden Glaubensgenossen aus Deutschland und Polen andererseits zog.

Schon vorher wäre es ihm durch den mit ihm befreundeten Marschall von Frankreich, den Herzog von Richelieu, gelungen, von Ludwig XV. die Bestätigung eines Gemeindestatus zu erwirken, durch das im November 1761 sämtlichen deutschen und polnischen Juden spanisch-portugiesischer Herkunft die hohe soziale Stellung, die sie dort einnahmen, unangetastet erhalten blieb.

Diese Vorgänge hätten überall, wo Juden lebten, besonders aber in Amsterdam, dem spätern Wohnsitz Isaak Pintos, eine derartige Hassstimmung gegen ihn erzeugt, dass die Bezeichnung „Pinto von Amsterdam" ein Spott- und

Schimpfname für krasse egoistische Ueberheblichkeit wurde. Dies Verhalten Isaak Pintos wäre auch der Grund gewesen, warum Jakob Pinto den geschändeten Namen „Pinto" ablegte, und sich „Hartog" nannte.

Der bei weiten überwiegende Teil der Juden war im Handel beschäftigt, und dies beweist die Tatsache, dass Handel und Industrie weit ertragreichere Gewerbe sind als alle anderen wie Wirtschaft im kleinen, oder Lohnarbeit und Beamte. An sich steht der Kaufmann auf der Stufenleiter des Erwerbes am höchsten. Er ist im Wirtschaftsleben das führende Element, er gibt der physischen Arbeit Sinn und Richtung. Auch muss er zu seinem ständigen Kampf gegen die Konkurrenz bereit sein.

Der richtige Kaufmann darf nur das eine Ziel im Auge haben, den Moment auszunützen, den ihm die Konjunktur bietet. Er darf seine Kräfte nicht zersplittern und soll sich von politischen Aktionen nach Möglichkeit fernhalten.

Eine Episode aus dem Leben des Schneiders Srul Leib Buz sei hier gebracht. Er pflegte die Ersparnisse aus seiner Schneiderkunst gegen Zinsen zu verleihen, u. z. nahm er für einen österreichischen Gulden zwei Kreuzer die Woche (d.s. 104%). Am Donnerstag kamen zu ihm, verschämt und bemüht, von Fremden nicht gesehen zu werden, arme Frauen, die ein Paket brachten. Sie wollten etwas Geld ausborgen, meist zum Zwecke, den Schabbes standesgemäss nach hergebrachter Sitte begehen zu können. Er lieh diesen Armen Geld gegen ein Pfand. Er führte im Städtchen den Beinamen „Besgitnik" (Kinderloser).

Da er auch sonst kleine kurzfristige Darlehen mit entsprechenden Zinsen gewährte und dabei sehr sparsam lebte, legte er einen ansehnliichen Betrag zur Seite. Als er starb und keine Kinder hinterliess, spendete die Witwe Lea Tausend Gulden für die Wiznitzer Jeschiwa, damit nach ihrem Mann „Kadisch" gesagt werde, und überdies ein Sefer-Thora für die Stanestier Synagoge. Damit glaubte sie, die Sünden ihres dahingeschiedenen Mannes ausgelöscht zu haben.

Noch ein Histörchen um Dawid Engel machte die Runde. Er besass ein kleines Schnittwarengeschäft, und jeden Donnerstag fuhr er nach Waschkoutz zum Wochenmarkt mit einem Bauern-

wagen. Der Weg führte an einer Kirche vorbei. Für gewöhnlich bekreuzigten sich christliche Passanten an dieser Stelle. Diesmal unterliess der bäuerliche Wagenführer diesen Akt christlicher Frömmigkeit, worauf ihn Engel zur Rede stellte. Er kehrte um, weil er den Mann zu fürchten begann. Ein Gottesleugner konnte auch zu einem Räuber werden.

Die Reaktion von Dawid Engel kann allen zur Lehre dienen, dass echte Religiosität vom Bekenntnis unabhängig ist. Allen Religionen soll die Ehrfurcht vor einem höheren Wesen, das über die Sittlichkeit wacht, gemeinsam sein.

Wer nicht über die Fähigkeit verfügte, sich selber zu zügeln, musste durch Androhung von Strafen im Jenseits und Verbote im Diesseits in Zaum gehalten werden.

Der Unterschied in den Religionen besteht in der verschiedenen Bestimmung der Gottesidee, aus ihr entspringen die sittlichen Differenzen, insoweit sie sich in bezug auf die Begründung der Sittlichkeit in den Religionen ausprägen. In der Gottesidee ist nun aber der Widerspruch zwischen Judentum und Christentum unversöhnlich. Die jüdische Gottesidee hat zu ihrem ausschliesslichen Inhalte die Sittlichkeit des Menschen. Diese Ausschliesslichkeit des Inhalts kann, bei günstigster Interpretation, der christlichen Idee nicht zugesprochen werden. Dort ist es vielmehr zugleich wenigstens die göttliche Natur, um die es sich handelt. Und da von der göttlichen Natur begreiflicherweise keine Wissenschaft zu erlangen ist, so müssen Komplikationen dieser Glaubenslehre mit der Mythologie unausbleiblich werden.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass selbst bei solchen, welche den Abfall verachten und von dem Kulturwert unserer Religion überzeugt sind, dennoch eine freidenkerische Schlaffheit über die Bedeutung der Gottesidee Platz gegriffen hat.

Man hält an dem Gedanken fest, dass die jüdische Sittenlehre der christlichen nicht nachstehe und es daher schimpflich ist, diejenigen zu verlassen, mit denen man durch eine Jahrhunderte lange Gemeinschaft des Geistes und des Leidens verbunden ist.

Der Monotheismus des Judentums ist das unerschütterliche Bollwerk der sittlichen Kultur für alle Zukunft. Auf dieser kulturgeschichtlichen Einsicht beruht die entschiedene Ablehnung des Uebertrittes seitens der Juden.

Hiezu schreibt der Dichter und Philosoph und Erneuerer des jüdischen Mystizismus Martin Buber in seinem Buch „Der heilige

Weg" (S. 67, 72): Und wie könnt ihr in Gottes Wort scheiden zwischen dem, was euch noch frisch und verwendbar und dem, was euch alt und verbraucht erscheint? Es ist nicht anders: wollt ihr Juden sein und Judentum verwirklichen, so müsst ihr zurückkehren zu der gläubigen Ergebenheit an Gott und sein Gesetz.

Bezeichnend ist es, dass im Hebräischen dasselbe Wort Arbeit und Gottesdienst bezeichnet. Und diese Heilighaltung der Arbeit hat das talmudische Judentum sowohl in seinen Persönlichkeiten als in seinen Anschauungen und gesetzgeberischen Massregeln vom biblischen Judentum übernommen. Die berühmtesten Talmudisten waren Handwerker. R. Hillel war ein Holzhauer, Rabbi Jochanan ein Schuster, desgleichen der Zaddik Henoch, Rabbi Isaak ein Schmied, Rab. Simon war Weber, R. Nechemja Brunnengräber und R. Ame beschäftigte sich mit dem Transportieren von Flössen (Baba-Meziah, 107 b).

Fast alle Handwerker waren fromm. Das Handwerk hinderte sie nicht, am Samstag in ihrem „Schilechen" ihr talmudisches Wissen zum Ausdruck zu bringen. Am Chol-Hamoed (Halbfeiertag), da die Kaufleute ihren Geschäften nachgingen, unterliessen es die Handwerker zu arbeiten, wohl aus religiösen Gründen.

Wenn der Vorbeter an den Jamim Noraim ein Wort unrichtig aussprach oder gar einen Pijut oder Pismon ausfallen liess, geriet der Schneider Josel Schneider in grosse Aufregung und unterbrach den Gottesdienst in lärmender Weise, indem er mit der Hand aufs Machser klopfte und nicht locker liess, bis der Vorbeter nicht den ausgefallenen Pijut zu Ende sprach.

Sie liebten und rühmten ihr Handwerk. Es hatte für sie „den goldenen Boden". Die Kaufleute dagegen waren der Meinung, dass man im Handel schneller vorwärtskommt. Ausnahmsweise wollte auch der Schuster Schlomo Grünfeld sein Glück als Kapitalist versuchen. Er warf sich nach Schluss des 1. Weltkrieges auf den Valutenhandel und spezialisierte sich auf den Handel mit der deutschen Mark. Anfangserfolge, die ihm einen kleinen Gewinn einbrachten, veranlassten ihn, all seine Ersparnisse zur Gänze in Deutsche Mark umzuwandeln. Als er schliesslich sein Geld verlor, kaufte er um den letzten Rest Leder, kehrte in seine Werk-

statt zurück und „blieb bei seinem Leisten". Der Schuster Schlomo Grünfeld war nicht der einzige Stanestier, der bei diesem Spiel den kürzeren zog. Niemand konnte die willkürlichen Kurssprünge voraussehen. Daher verloren viele Juden in Stanestie im Devisenhandel ihr Geld. Manche hatten sogar ihr Haus verkauft, wie z.B. Jossel Grill, um durch Valutenspekulation schnell reich zu werden, gingen jedoch dabei wirtschaftlich zugrunde.

Lassen wir zu dieser Markkonjunktur auch Jüdel Rübner zu Wort kommen. Auch er fuhr jeden Montag nach Czernowitz, um Marknoten bei einer Hausse zu verkaufen oder bei einer Baisse zu kaufen. Dabei fiel es auf, dass er beim Nachhausefahren öfters besonders teuere und ein andermal billige Zigaretten rauchte. Auf die Frage nach dem Grunde dieses Verhaltens gab er zur Antwort: „Chapst ti, chap ich auch", d.h. wenn die Mark fällt. so bereichert sich der Teufel, da will auch ich wenigstens eine gute Zigarette rauchen, und wenn die Mark steigt, begnüge ich mich mit der billigen.

VII.

HOCHZEITSBRAEUCHE UND GESCHLECHTSMORAL

Trotz der ungünstigen Wirtschaftslage wurden Hochzeiten mit grossem Pomp gefeiert. Und wenn einer der Partner arm war, so war kein Opfer zu gross, um die Tratschmäuler zu verstopfen. Selten kam es zu Liebesehen. Meist kam die Heirat durch Schadchonim (Heiratsvermittler) zustande. Obwohl den jungen Leuten eine gegenseitige Annäherung vor Eintritt in die Ehe erwünscht war, schämten sie sich, dies offen zum Ausdruck zu bringen. Oft begegneten sie einander nach Jahren und gestanden die Gefühle, die sie einst für einander empfunden hatten und die auf beiden Seiten nicht geäussert worden waren. Dieser Misstand ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, dass die Geschlechtsreife im Städtchen später als in der Grosstadt einsetzte, ausserdem wurde in der Kleinstadt einer vom andern überwacht. Die Jugend wurde in der Schule niemals über die Beziehungen der Geschlechter zueinander aufgeklärt.

Wohl wird im „Schir-Haschirim" (Hohen Lied) die Liebe verherrlicht, und es wird beschrieben, wie die Schäferin Sulamith die in der Schönheit ihres Leibes und in der Gewalt ihrer Leidenschaft bis zu den äussersten Grenzen der Erotik ihren Freund in seiner männlichen Schönheit — seine Schenkel sind Marmorsäulen — feiert, aber die Jungen und die Erwachsenen bekamen Kommentare zu hören, die den Schrifttext allegorisch ausdeuteten. Es blieb nichts unversucht, um den Geschlechtstrieb zu unterdrücken. Unsere Weisen betonen den hohen Wert des „Schir-Haschirim" den König Solomo in seinen besten Jahren verfasst haben soll. Rabbi Akiba meinte, dass dieses Lied die Sehnsucht nach Reinheit und Schönheit in die Sphäre des Religiösen emporhob.

Nicht unerwähnt sei die Bedeutung der phantastischen Ausgestaltung des Solomothrones. Dieses bezaubernde Kunstwerk lockte, so wird erzählt, viele

Herrscher herbei. Es wird in der Hagadah berichtet, dass der König Salomon sich von den Reizen der schönen und reichen Königin von Saba bestricken liess und ihnen verfiel. Sie hatte vom weisen König gehört und wollte ihn kennenlernen. Salomon empfing die Königin in einem gläsernen Saal, als sie sich ihm nähern wollte, glaubte sie, sein Thron stehe in Wasser, und sie schürzte darauf ihr Kleid, so dass ihre Waden sichbar wurden. Dieser Anblick entlockte dem König den Ruf „Haar ist die Zierde eines Mannes, aber nicht einer Frau". Ihre Füsse sollen nämlich behaart gewesen sein. Eine spätere Legende berichtet noch, dieser Liebe sei ein Sohn entsprossen, der Eroberer und Zerstörer des Reiches, Nebukadnezar.

Dieser Besuch dürfte auch dazu beigetragen haben, dass das heutige abessinische Herrscherhaus seinen Ursprung auf König Salomon und die Königin Saba zurückführt. Die Anfangsformel der kaiserlichen Dekrete lautete: Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Jehuda. Die Bezeichnung des abessinischen Kaisers „Negus a nagast" ist mit dem hebräischen „Noges" (Herrscher) verwandt.

Wir besitzen nicht genügend authentische Nachrichten über die Ausbreitung der noch im Cheder erwähnten zehn jüdischen Stämme, die im jenseitigen „Sambati" (Djungel Afrikas) sich befinden sollten. Nun ist diese Annahme nicht von der Hand zu weisen, dass diese Juden in Afrika in grosser Zahl angesiedelt waren. Heutigen Tages behaupten die Abessinier, dass am Nil gegen Westen ein zahlreiches Volk jüdischen Ursprungs unter einem mächtigen König lebt. Einige unserer neuen Kosmographen stellen am Aequator zwischen Kongo und Abbassias ein unbekanntes Bergland fest, das sie das Land der Hebräer nennen. Eine interessante Entdeckung machte im Jahre 1928 der französische Konsul Leblonde in Acca (Südmarokko), als er in der Sahara infolge eines Defekts seiner Flugmaschine niedergehen musste. Er gelangte in ein Gebiet, das von mehreren Tausend Juden bewohnt ist, umgeben von wilden oder halbzivilisierten Berberstämmen. Die Juden nennen das Gebiet Alouna. Leblon wurde in das Haus des Aeltesten eingeladen, der ihn mit patriarchalischem Zeremoniell, dem Ritus der Fusswaschung u.a. empfing.

Noch heute gibt es auf der grössten Insel Afrikas die bezaubernde Landschaft Tunesiens, Djerba genannt, die in grauer Vorzeit die Heimat der Lotosesser (sagenhaftes Volk in Nordafrika) gewesen sein soll, wo ungefähr 5000 Juden leben. Zu ihren muselmanischen Mitbürgern unterhielten sie immer die denkbar freundschaftlichen Beziehungen, ihnen blieb das wechselvolle Schicksal ihrer europäischen Brüder erspart.

Die Römer nannten die Insel Meninx. Als Titus im Jahre 70 Jerusalem zerstörte, fanden viele Juden auf Djerba eine neue Heimat. Ueber Jahrhunderte hinweg bewahrten sie ihre Tradition völlig unverfälscht. Das gesellschaftliche, religiöse, patriarchalische und kulturelle Leben der Juden auf Djerba konzentriert sich heute in den Ansiedlungen Hira Kebira und Hara Sira, auch Seghira genannt. In Seghira liegt eine der grössten Synagogen. Zu bestimmten Zeiten kommen jüdische Pilger aus aller Welt dorthin.

Die Synagoge ist eine Schatzkammer, auf die Kunsthistoriker der Alten und der Neuen Welt noch nicht so recht aufmerksam geworden sind. Man findet alte Pergamente, Kulturgegenstände aus der Zeit des römischen Kaisers Titus und als besondere Kostbarkeit die wohl ältesten Thorarollen Afrikas, wenn nicht der ganzen Welt. Sie werden in einem kostbaren Schrein aus Sandelholz aufbewahrt. Die Baukunst der Synagoge dürfte das Werk andalusischer Baumeister sein, die aus Spanien vertrieben wurden.

Als Salomon eine Pharaonentochter als Gattin heimführte, währte das Gelage der Hochzeitsfeier bei Wein, Tanz und Musik bis tief in die Nacht. Der König übernahm sich und versank in einen bis tief in den Tag hinein andauernden Schlaf, so dass man die Morgenopfer nicht darbrachte. Das war ein schlimmer Anfang der neuen Ehe.

Eine unheimliche, dunkle Macht war stärker als sein Wille und hat ihn vom Throne gestossen. Sieben Jahre musste er als Bettler in den Ländern umherwandeln, bis er durch die Gnade Gottes wieder zur Königswürde gelangte.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, dass König Salomon sich mit Gedankengängen befasst hat, die dem traditionellen Denken der Thora zuwider liefen, zumal wir aus biblischen Berichten sehr genau wissen, dass Salomon auch in bezug auf die Erfüllung des Gesetzes der Thora nicht immer ein absolut gesetzestreues Leben geführt hat.

König Salomon soll auch der Verfasser des Hymnus „Eschet Chajil" gewesen sein. Bei Herder und in dem Liede von der Glocke bei Schiller finden sich ähnliche Gedanken. Auch die leidenschaftlich-sinnlichen Aussprüche in den „Mischle (Weisheitssprüche) Schlomo" zogen liebeshungrige junge Menschen zu allen Zeiten an.

Während des Unterichtes wurden gewisse Texte in Eile übersprungen. Wenn Schüler Fragen in diesem Zusammenhang stellten, so betrachteten sie die Lehrer als freche Provokateure, ohne sie einer Antwort zu würdigen. Der Schüler bekam zu hören: „Geh water, du Hiltei!" (Vorwärts, Frechling!). Die Lehrer wollten gewisse Stellen in der Gemarah nicht wahr haben. Dort heisst es deutlich: „Man soll nicht der ehelichen Liebe entbehren, da doch der Talmud lehrt, dass auf dem Hause, in dem ein Mann und ein Weib in heiliger Einheit beisammen sind, die Schechina (Gottes Segen) ruht. Man soll sich nicht kasteien; wer seinem Körper Schaden zufügt, fügt seiner Seele Schaden zu." Auf eine Frage hätte der Lehrer antworten können: Man soll den „bösen Trieb", die Leidenschaft in uns, nicht abtöten, sondern durch sie „Gott dienen!" „Du hast den Trieb böse gemacht", sagt Gott

im Midrasch zum Menschen, „die Freude wächst aus der Heiligkeit."

Die frühe Zeit der Verehelichung war in der strengen sittlichen Anschauung begründet, dass das erwachende geschlechtliche Gefühlsleben sich nicht auf heimliche und schmähliche Abwege verirren, sondern mit seiner ganzen ursprünglichen Frische und Leidenschaftlichkeit in der Ehe erlaubte Befriedigung finden solle. Etwa drohende Irrtümer jugendlicher Unbesonnenheiit in der Wahl wurden durch elterliche Aufsicht und bevormundete Fürsorge durchaus beschränkt, wobei nicht verschwiegen werden kann, dass auch diese Bevormundung in der allerintimsten Frage des Lebens ihre grossen Schattenseiten hatte; indessen rächte sich diese (im Allgemeinen) nicht im Entferntesten so bitter, wie sich die Entnervung rächt und das durch vielfache und meist unsaubere Erfahrungen demoralisierte Gefühl, mit welchen bei anderen Nationen der Mann in die Ehe zu treten pflegt. Die altjüdische Sitte des frühen Familienlebens machte das Weib fröhlicher, den Mann lebensfroh und die Kinder gesünder und wurde so eine Hauptsäule für die Erhaltung des jüdischen Volkes. Da war es selbstverständlich, dass die Eltern für die Kinder wählten. Dass bei der Wahl die materiellen Interessen nicht allein im Vordergrunde standen, sondern der „Jiches" (Abstammung) und die hohe Bewertung des Talmudstudiums, dem der junge Ehekandidat zu obliegen hatte, lehrte die Erfahrung.

Der voreheliche Verkehr unter den Geschlechtern war bei den Juden seltener als bei den anderen Nationen. Es durfte über gewisse natürliche Dinge nie vor den Ohren der Jugend gesprochen werden. Unsere Grossmütter und Mütter jedoch, die aus der „Zehnu Urenu" ihr tiefes religiöses Empfinden schöpften, nahmen keinen Anstand, heiratsfähige Töchter über die ehelichen Pflichten nach den Geboten der Thora aufzuklären.

Wie stand es mit der Reinheit unserer Sitten? Keuschheit und Zurückhaltung waren unser altjüdisches Erbe. Die Jugend lernte es im Elternhaus kennen, wenn Vater und Mutter in völliger Harmonie eine Atmosphäre der Reinheit um sich schufen. Das Vorbild

des Elternhauses war für ihr ganzes Leben richtunggebend. Scherzworte zweideutigen Charakters kannte man nicht. Ueber das Sinnliche darf nicht gesprochen werden, sofern es nicht in die Ehe geleitet wird, um des Zeugens willen; jede moderne Verständigung — Jezer-hara[1] genannt — die zu einer nur in ihr stillbaren Sinnlichkeit um der Verbundenheit willen eingegangen wird, lehnte der Jezer-tow[1] ab.

Ein spannender Liebesroman, wie ihn die neuere Literatur bot, gehörte nicht zu ihrem Drang nach Wissen. Denn was der Mensch liest, davon träumt er, daran denkt er und das bleibt niemals völlig ohne Einfluss auf sein Fühlen und Wollen. Die Lektüre. die die Menschen wählten, war recht beschränkt. Die Modeschriftsteller blieben ihnen fremd. Trotzdem hat, namentlich in späterer Zeit, die Beschränkung der Kinderzahl um sich gegriffen. Sehr zu bedauern war der Umstand, dass man der körperlichen Ertüchtigung der Kinder wenig Aufmerksamkeit schenkte. Verständige Eltern, die sich darum kümmerten, waren selten.

Ein Heiratsprojekt, das von einem Schadchen aufgegeben wurde, begann mit einer von den „Mechutonim" (den beiderseitigen Eltern) vereinbarten Zusammenkunft, deren Beschlüsse sehr oft für das junge Paar ausschlaggebend waren. Dabei wurde der Verwandtschaftsgrad geprüft, um eine Inzucht zu vermeiden. Ausserdem durfte der Vorname der zukünftigen Braut dem der in Aussicht genommenen Schwiegermutter nicht gleichen, was die geplante Verbindung verhinderte. Nach Ueberbrückung dieser Haupthindernisse ging man in weitere Verhandlungen ein, u.z. über die Höhe des Nadan (der Mitgift der Braut), „Köst", Wohnung etc. Bei dieser Erörterung musste der Schadchen seine Fähigkeiten zeigen, denn oft kam es vor, dass die Mechutonim zu keiner Einigung kommen konnten. Und wenn es dem Schadchen endlich gelungen war, ein Einvernehmen zu erzielen, wurde im Anschluss daran die „Brautschau" arrangiert. Der Schadchen machte sich Freunde und Feinde, je nach dem Gelingen der Partie. Von den letzteren gab es mehr. Darüber liess er sich jedoch kein graues Haar wachsen. Ihm galten alle Partien gleich gut.

Es gab auch Fälle, da wundergläubige Väter heiratsfähige Töchter — wie z. B. Selig Weissmann — einen Lotteriezettel kauften. Wenn sie ein Schadchen fragte, wie es mit der Mitgift bestellt war, dann konnten sie zumindest sagen: Wir haben gute Aussichten, so oder so, bald, sehr bald reich zu werden; nein, wir werden gewiss bald reich sein; und wenn es schon knapp vor einer Ziehung war, lautete die Antwort: „Wir sind schon reich". In ihrer törichten Hoffnung auch auf höhere Wunder, wofür sie ihr Vermögen opferten, merkten sie nicht, dass sie unbewusst die Unwahrheit sprachen. Sie erhofften, dass der Prophet Elijahu ihre Wünsche erfüllen wird. Denn er spielt in der religiösen Phantasie des gläubigen Juden eine bedeutsame Rolle. Ueberall in der Not ist er der Helfer.

Nach Abschluss der Verlobungszeremonie musste für gewöhnlich der Vermittler um die Höhe der Gebühr endlos feilschen, da die Mechutonim[2] nicht geneigt waren, seiner Forderung zuzustimmen. Da es keine festen Taxen gab, musste er als der Schwächere nachgeben. Bisweilen versprach man ihm zum Troste, sein Name werde dem nächsten Knaben aus der von ihm gestifteten Ehe beigelegt werden.

Bei der ersten Begegnung starrte die junge Braut in die Luft, nud der junge Bräutigam senkte scheu und verlegen den Blick. Die Beiden standen in angemessener Distanz voneinander. Die Braut, jung und frisch, glich einer geschlossenen Blüte; die Frau, die in ihr schlummert, wird unter dem ersten Kuss erwachen. Die junge, kaum entwickelte Brust hob und senkte sich, das Herz pochte schneller, aber sie ist eine echte Tochter Evas, sieht ruhig zu, wie in ihrem Innersten etwas Neues aufkeimt. Sie ist nur neugierig, aber durchaus nicht erschrocken. Erschrocken hingegen ist der Bräutigam, der noch nicht zur Reife erwachsen ist. An seinen Schläfen zittern unter der Haut einige dünne blaue Adern... Sein Blick drückt Erstaunen und Angst aus. Er gibt sich wohl keine Rechenschaft darüber ab, was sich um ihn und in ihm abspielt... Er war in keiner Weise aufdringlich, was sie jedoch gleichgültig

1) Dämonen, die teils als gut, teils als böse vorgestellt werden.
2) Die Eltern des Brautpaares.

hinnahm. Zu einem Kuss jedoch und ähnlichen, zärtlichen Aeusserungen durfte es nie kommen, da Religiösität und sittliche Anschauungen sie nach damaligem Begriff als Leichtfertigkeiten verpönten. Oft wirkten sie sich dann bei der ersten intimen Zusammenkunft aus.

Alsdann fand die Verlobung in üblicher Weise statt und der Termin der Hochzeit wurde festgelegt. Für gewöhnlich dauerte die Verlobungszeit ein Jahr. Vor Jahren war die Verlobung rechtlich bindend. Die Tnaim (Ehevertrag) wurden unterzeichnet. Bei der Trauung kam nur noch ein wirtschaftlicher Pakt, die Ktuba (Verschreibung) dazu. Die Tnaim mussten gegebenenfalls wie eine richtige Ehe durch Scheidung gelöst werden. In diesen Tnaim waren die Höhe der Mitgift der Braut und des Bräutigams und der Termin der Hochzeit festgelegt. Nach Verlesung des Dokumentes zerbrach man einen Teller, was man als glückverheissendes Omen ansah.

Erst viel später wurde bestimmt, dass die Verlobung durch das Ueberreichen des Eheringes und die Erklärung „Du sollst mir geheiligt sein" zeitlich mit der Trauung unter der Chuppa zusammenfällt. Die bei der Trauung vorgelesene Ktuba enthält die rechtlichen und sittlichen Pflichten, die der Mann seiner Frau gegenüber auf sich nimmt. Es wurden dabei auch die üblichen „Chussen-Kalle-Matunes"[3] ausgetauscht. Die moralischen Pflichten wurden streng eingehalten. Es kam fast niemals zu Eifersuchtsszenen oder sonstigen das Zusammenleben störenden Ereignissen. Ausserehe-liche Beziehungen waren streng verpönt und praktisch ausgeschlossen.

Vor Eheschliessung machten sich Standesunterschiede bemerkbar. Vorgezogen wurden die akademisch Gebildeten. Wenn man vermutete, dass ein reiches Mädchen von einem jungen Mann, der zum Mittelstand zählte, gefreit wurde, machte sich ein Widerstand in der ganzen Sippe bemerkbar. Kinder reicher Leute waren zu stolz, eben darum nicht überall beliebt, und man begegnete ihnen mit Misstrauen. Andererseits gab es schon weniger Lärm, wenn ein

3) Gegenseitige Geschenke der Brautleute.

junger Mensch, der in guten Verhältnissen stand, ein mit anderen Vorzügen ausgestattetes Mädchen, das keine ausreichende Mitgift in die Ehe mitbrachte, ehelichte.

Bekanntlich ergaben sich auf dem weiten Gebiet der Eheschliessung und mehr noch der Ehescheidung häufig Komplikationen. Man weiss, dass gewisse Heiraten verboten sind, z. B., darf ein Cohen (Priester) keine geschiedene Frau heiraten. Selbstverständlich durfte keine Ehe geschlossen werden, wenn einer der schon verheiratet gewesenen Ehepartner nicht formell nach den religiösen Vorschriften geschieden war. Heiratet in einem solchen Fall eine Frau wieder, so wird ein Kind aus dieser zweiten Ehe als „Mamser" (Bastard) bezeichnet. Genaue Anforderungen in formaler Hinsicht werden an die Schreibung des „Scheidebriefes" gestellt. Dieser muss in hebräischer Quadratschrift wie eine Thorarolle mit schwarzer Tinte auf zwölf vorher gezogenen Linien geschrieben werden, weil die Zahl 12 dem hebräischen Zahlenwert für „Get" entspricht. Auch muss der Name des Baches im betreffenden Ort hinzugefügt werden. Zwar hat schon in frühem Mittelalter Raschis Enkel, Tam, durch einen Cherem (Bann) verordnet, dass man einen bereits überreichten Scheidebrief nicht bemängeln darf, aber die späteren Rabbiner haben sich über diesen Cherem hinweggesetzt.

Die konventionellen Ehen, die durch Schadchanim geschlossen wurden, oder auch, wie es üblich war, durch Vermittlung von Freunden oder von Frauen, bewährten sich. Frauen können es nicht lassen, Ehen zu stiften; sind sie verheiratet, wollen sie anderen Paaren schnell ein gleiches Glück bereiten, oder es geht ihnen darum, auf die Belohnung für Eheanbahnung im Jenseits zu warten.

Im Zusammenleben der Paare waren Liebe und Treue die Regel, was man nicht von allen Liebesehen sagen konnte. So z.B. hat die vor über 60 Jahren im Städtchen stattgefundene Liebesheirat zwischen Herschel Bleiweiss und Sara Rübner — soviel man Gerüchten glauben darf — keinen glücklichen Verlauf genommen. Das junge Ehepaar verliess Stanestie und wanderte nach Amerika aus. Die Erwähnung des Herschel Bleiweiss erinnert daran, dass

er als wohl gestalteter Junggeselle an Feiertagen das „Joh köli wegoali" zu singen pflegte.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten begannen an dem der Trauung vorausgehenden Sabbath, an dem die Braut und der Bräutigam von einigen der vornehmsten Gäste vom Hause geholt und in die Synagoge geführt wurden. Der Bräutigam wurde zur Vorlesung aus der Thora u. z. zum Schischi (der sechsten Alijah) aufgerufen. Nachher wurde das Brautpaar von den Gästen nach Hause geleitet, wo ein festlicher „Kidusch" verabreicht wurde. Die Trauungen fanden gewöhnlich an einem Dienstag statt, der als Glückstag galt, weil er im Pentateuch mit einem doppelten „Kit tow" [4] bezeichnet wird. Es war Brauch, dass ausser der verbrieften Mitgift die Eltern der Braut auch Geschenke für den Bräutigam bereitstellten: ein Streimel (Sobelmütze), eine Schipeze (Atlasmantel), einen Tallith mit einer Atturah ((Silberborte), eine schwere Golduhr — nach deren Grösse und Gewicht man den Rang und Stand der Mechutonim feststellen konnte — mit zwei Deckeln, dazu eine schwere Goldkette, die von der einen Westtasche zur andern reichen musste. In der Mitte der Weste war oft bei den Fortgeschrittenen ein Anhängsel mit dem Bilde der Frau. Es oblag der Braut, den Tallithsack mit einer bunten Seide auf blauem Samt zu sticken.

Es war üblich, dass vor der Verheiratung einer Tochter die Eltern sich nach Sniatyn begaben, um bei Chaim Seidmann die Aussteuer auf Credit zu nehmen. Er schätzte vorerst die Käufer ab, um darnach die entsprechende Aussteuer zu zeigen. So machte auch Gerschon Rübner. Wenn das junge Ehepaar nach einigen Tagen das Elternhaus verliess, bat weinend die Tochter beim Abschied ihren Vater, sie nicht zu vergessen, worauf der Vater sie mit den Worten tröstete: „Mein Tochterleben, alle Gläubiger werden mich an dich erinnern".

Zur Aussteuer für die Braut gehörte ein weites mit Fransen besetztes und bis zum Kinn reichendes Seidenkleid, desgleichen eine goldene Brosche, eine kleine Golduhr mit einer um die Taille

4) Zweimal gut.

reichenden Kette, Armbänder, die von weitem glitzerten, und Korallen. Nicht fehlen durfte der Spitzenshawl, der das Haar bedeckte.

Die Hochzeit fand im Elternhause der Braut statt. Es war Sitte, dass man den Chussen (Bräutigam) abholen fuhr. Zu diesem feierlichen Akte wurde vom jeweiligen Gutsbesitzer die Equipage mit den schönsten Pferden geborgt. Die Leute, die den Bräutigam abholten, mussten eine Ablöse — die meist in Getränken erfolgte — für ihn entrichten.

Die Chuppe (Baldachin) wurde für gewöhnlich vor der grossen Synagoge aufgestellt. Die Trauung vollzog der Rabbiner, unterstützt von einem Assistenten, welches Amt oft Mendel Schoichet zufiel. Die Hochzeitsfeier hingegen fand im Hause statt.

Einige Tage vor der Hochzeit durfte die Braut nicht allein in einem Zimmer schlafen. Man wollte das Mädchen vor allzu aufregenden Gedanken, wie sie die Einsamkeit erzeugt, bewahren.

Am Abend vor dem Hochzeitstag ging die Braut in Begleitung der Mutter und noch einer Frau in die Mikweh, um ein Tauchbad zu nehmen. Das dreimalige Untertauchen wurde nach Vorschrift durchgeführt. Frau Reisel Hambars manikürte die Braut und sorgte für die Einhaltung sonstiger Bräuche.

Am Hochzeitstage musste das Brautpaar bis zur Absolvierung der Trauungszeremonie fasten. Und wenn es am Tage der Hochzeit regnete, musste die arme Braut die bittersten Vorwürfe einstecken, da sie wohl naschhaft gewesen sei und aus den Kasserollen geleckt haben musste, sonst wäre der Regen ausgeblieben.

Ein schwer lösbares Problem war die Wahl der Brautführer. Wenn die Zeremonie in einem geschlossenen Raume stattfand, wurde die Braut auf einen zu diesem Zwecke bereitgestellten Thronsessel zärtlich hingesetzt. Zu ihren beiden Seiten nahmen Mutter und Schwiegermutter Platz. Es duftete nach wohlriechenden Essenzen. Der Bräutigam begab sich, begleitet von beiden „Unterführern", langsamen Schrittes zur Braut, und nach einem verstohlenen Blick deckte er ihr Gesicht mit dem Schleier zu. Eine Verwechslung war nunmehr ausgeschlossen. Diese Vorsicht mag nach der Ansicht des Verfassers seinen Grund darin haben,

dass Patriarch Jakob von seinem Schwiegervater Lavan betrogen wurde. Dieser hatte ihm vor der Trauung seine ältere Tochter Lea, deren narbendurchfurchtes Gesicht mit dem Schleier bedeckt war, an Stelle seiner jüngeren reizenden Tochter Rahel zugeführt, um die Jakob ihm sieben Jahre gedient hatte. Als ihn Jakob zur Rede stellte, verteidigte sich Lavan damit, dass er ihm mit gleicher Münze heimzahlte. Wie Jakob sich das Erstgeburtsrecht erschlichen hatte, so schob er die erstgeborene Lea vor.

Hierzu gibt der Midrasch folgende Erläuterungen: Rachel war eine listige und stolze Gestalt, sie sprach: Herr der Welt, Du weisst, dass Dein Knecht Jakob mich sehr geliebt, dass er um meinetwillen sieben Jahre meinem Vater gedient hat. Und da die sieben Jahre endlich um waren, beschloss mein Vater, statt meiner die Schwester Lea vorzuschieben. Gar hart traf mich der Anschlag, den ich ausgespäht. Jakob erzählte ich es, gab ihm geheime Zeichen, daran er mich erkennen sollte, um der Schwester und meines Vaters Plan zu vereiteln. Doch bald bereute ich es, der Schwester mich erbarmend, auf dass sie der Beschämung nicht verfalle, da kämpfte ich nieder meiner Liebe Glut, und da am Abend sie statt meiner Jakob zugeführt wurde, gab ich ihr all die heimlichen Erkennungszeichen, daran er mich erkennen sollte. Und nicht genug damit, ich selbst war im Brautgemach ... dem Paare nahe ... und wenn er mit der Schwester sprach, habe ich ihm darauf erwidert, wamit er Lea nicht an ihrer Stimme erkenne. Und ich ein Weib, Fleisch und Blut, Staub und Asche, habe nicht geeifert gegen meine Nebenbuhlerin. Du o Gott, der Allgewaltige, Ewiglebende, Erbarmungsvolle, warum hast Du geeifert gegen Götzenbilder aus Holz und Stein? Du hast vertrieben meine Kinder, sie durchs Schwert getötet, der Feinde Willkür preisgegeben. Und als Jakob nach siebenjähriger Dienstzeit bei Lavan Rachel zur Frau nahm, hatte sie wieder einen Kampf auszustehen, diesmal wurde er zu einer wahren Eifersucht, da ihre Schwester Kinder hatte und sie keine, weshalb sie ihrem Mann Selbstmord androhte, worüber Jakob ihr auch zürnte. Um sich jedoch Genugtuung zu verschaffen, drängte sie in Jakob, ihre Magd Bilha zu begatten. Sie ahmte mit diesem Schritt ihre Grossmutter Sara nach.

Noch umfangreicher gestaltete sich das Leben des Lieblingssohnes der Rachel und Jakob, Joseph, wodurch ihn die Brüder hassten und als Sklave nach Aegypten verkauften. Das Charakteristische desselben ist sein Aufstieg vom Kerker zum Vizekönig, und die Heirat mit Aseneth, der Tochter des Priesters Potiphera. In der Gen. Mikez 41 wird gebracht, dass Pharao dem Joseph die Tochter des Priesters Potiphera zur Frau gegeben habe. Dies hat den Anstoss zu einer umfangreichen Legendenbildung gegeben. Dass Joseph eine heidnische Frau geheiratet haben soll, war natürlich dem späteren Judentum sehr bedenklich. Der Midrasch behauptet daher, dass sie nur eine Pflegetochter des Potiphera, in Wahrheit eine Tochter des Sichem und der Dina gewesen sei. In der „Ge-

schichte des Jüdischen Volkes" von Emil Schürer wird ein Midrasch zitiert, dass Potipher von Gott selbst zum Enunchen gemacht worden sei. Weiters erzählt eine christliche Legende, welche wohl auch auf jüdischer Grundlage ruht, folgendes: Aseneth, die schöne Tochter des Priesters Potiphera, lebte im Hause ihres Vaters in strenger jungfräulicher Abgeschlossenheit. Als Joseph im Auftrage Pharaos dorthin kam, wünschte Potiphera seine Tochter mit dem mächtigen Minister des Pharao zu vermählen. Diese, die nichts von einem Manne wissen wollte, weigerte sich zunächst. Als sie aber den Joseph sieht, wird sie von dem Glanz seiner Erscheinung überwältigt. Nun aber weigert sich Joseph seinerseits, sich ihr zu nahen, weil sie eine Götzendienerin ist: doch betet er um ihre Bekehrung. Das hat die Folge, dass Aseneth, während Joseph weggeht, sich in Trauer hüllt, ihre Götzen wegwirft und zu Gott betet, er möge ihr vergeben. Es erscheint ihm dann ein Engel im Traume und verkündet ihm, dass sie Gnade bei Gott gefunden habe und Josephs Frau werden solle. Darauf findet die Hochzeit Josephs und der Aseneth statt, welche Pharao selbst veranstaltet. Als einige Zeit später Jakob nach Aegypten kommt und Joseph und Aseneth ihn besuchen, sieht der Sohn Pharos die Aseneth und wird von Begierde nach ihr ergriffen. Er suchte Josephs Brüder Simeon und Levi zu bewegen, mit ihm den Joseph zu töten. Diese weisen das Ansinnen entrüstet zurück, aber vier andere Brüder Josephs, Dan, Naphtali, Gad und Ascher, die Söhne der Mägde Jakobs, gehen darauf ein. Es kommt zum Kampf zwischen beiden Parteien. Der Sohn Pharaos wird bei dem Versuch, die Aseneth während einer Ausfahrt zu entführen, durch einen Steinwurf Benjamins (ein richtiger Bruder Josefs) tötlich verwundet und stirbt, auch Pharao stirbt aus Gram, und Joseph wird König an seiner Statt.

Der Bräutigam wurde dann unter die Chuppe geführt, woraufhin auch die Braut an der linken Seite des Bräutigams stehen blieb.

Der Trauungsring wurde vom Bräutigam mit der vom Rabbiner vorausgesagten Formel „Harei at mekudeschet li" an den Finger der Braut gesteckt. Der Bräutigam musste ein für diesen Zweck vorbereitetes Glas, das vor ihm auf dem Fussboden hingestellt wurde, mit Kraftaufwand beim ersten Stoss mit dem Fusse in Scherben schlagen, sonst gab es in Familienkreisen Anlass zu Besorgnis, und die Gäste machten ironische Bemerkungen. Während die Musik das Chussen-Kalle-Maseltow anstimmte, wurde das Brautpaar von allen Seiten umarmt. Es regnete mit Küssen und Schluchzen. Dann rezitierte der Rabbiner die „Schewa-Brachoth" (sieben Segenssprüche) auf die schönsten Tugenden und edelsten Regungen des Menschenherzens, wie Liebe, Freundschaft,

Treue des Ehepaars. Dann wurde die Ktuba (Heiratsurkunde) vorgelesen. Diese lautete wie folgt: „Herr N. N. heiratet Frau N. N., verpflichtet sich, ihr Mann zu sein, sie zu ernähren, standesgemäss zu kleiden, sie zu beschützen u.s.w. Die Ktuba wird der Frau überreicht. Es folgt das Ritual über den Becher Wein, an dem Braut und Bräutigam nippen.

Das Brautpaar nahm seinen Ehrenplatz an der Spitze der Hochzeitstafel ein. Die Familie des Bräutigams erfreute sich während der Festlichkeit besonderer Aufmerksamkeit. Für Unterhaltung sorgte der Marschallik (Badchen, der Troubadour der Familienfestlichkeiten), der mit seinen ernsten und lustigen „Gramen" (Reimen) zu Tränen rührende Verse vortrug und mit Bibelzitaten geschmückte Zukunftswünsche für den Bräutigam deklamierte. Sein Gesang wurde vom Hlinitzer Zigeuner Klesmer (Orchester) begleitet. Beim Festmahle liebte die Gesellschaft allerlei leichtfertige Konversation. Während der Tafel wurde vom „Marschallik" Kirmeier N. das „Druschegeschank" (Hochzeitsgeschenke) mit besonderer Namhaftmachung des Spenders ausgerufen, und jedes dieser Geschenke mit einem zwei-oder mehrfachen Wert eingeschätzt. Der Badchen war trotz seiner Fähigkeiten ein armer Schlucker.

Nach dem Mahl wurde im Beisein des Brautpaares mit „Kawanah" (Andacht) gebentscht. Es wurde dann getanzt, die Mädchen und die Jungen in besonderen Gruppen. Die Wenigen, die paarweise zu tanzen wagten, wurden von den Zuschauern scheel angesehen.

Bezeichnend für die noch unerschütterte elterliche Autorität war auch eine Episode, die hier erzählt werden soll: Benno Silber, der nachher in New-York lebte und letztens in Deutschland verschied, der Sohn des grossen Talmudisten und Lehrers Meir Silber, tanzte auf einer Hochzeit mit einem Mädchen, worauf sein Vater ihm während des Tanzes zwei Ohrfeigen verabreichte.

Doch einige Jahre später konnte man die Burschen Berl Büchler, Hersch Haber, Aron Osterer und Baruch Faktor bewundern wegen ihrer Tanzkunst. Hersch Haber arrangierte eine Quadrille auf einer Hochzeit, die zu jener Zeit Aufsehen erregte. Interessant

war der Tanz „Kolomeika", der von Aron Osterer und Wolf Stern mit aller Elastizität getanzt wurde. Und wenn wir schon dabei sind, so müssen wir zugeben, dass die volle 23 Mann-Hlinitzer-Zigeunerkapelle mit ihrem Kapellmeister Aleko und ihren alten hämmernden Musikinstrumenten viel — vielleicht mehr als die heutigen — zur Hebung der Hochzeitsstimmung beitrug.

Am nächsten Tage wartete die Braut in ihrem Zimmer, bis die Gullerke (Haarschneiderin) Rosa Sturmak kam. Diese Frau lehnte den Kopf der Braut gegen ihre Brust, und unter ihrer mörderischen Schere fiel bald eine Strähne des schönen Haarschmuckes nach der andern vom Kopf, wie der Brauch es befahl. In wenigen Minuten verlor die Neuvermählte ihre schönste Frauenzier. An Stelle der langen Zöpfe wurde ihr ein hübsches kokettes Häublein aufgesetzt.

Diese Verunstaltung der Frau sollte anscheinend dazu dienen, die Sinnlichkeit des Mannes zu dämpfen. Diejenigen Frauen, die sich weigerten, die Haare abschneiden zu lassen, waren als „Chzufes" (freche, schamlose Personen) verschrien. Ich bringe einen Beweis hierfür aus dem 5. Buche Moses Absch. 21 Abs. 12, wo unter den Vorschriften der Kriegführung auch die Verhaltungsmassnahmen gegenüber den Frauen des Feindes angeführt werden: „Sollte dir eine Frau gefallen, so darfst du sie heimführen und zur Frau nehmen, nur muss sie sich den Kopf rasieren und die Nägel der Finger wachsen lassen, damit sie ihre Schönheit verliert und sie dir dadurch zuwider wird."

Es war üblich, dass das junge Ehepaar das erste Jahr nach der Hochzeit, das sogenannte Köstjahr, im Hause der Brauteltern verblieb.

Es wohnten häufig zwei, auch drei Generationen unter einem Dach; bei guten Familien galt das Haus als das gemeinsame Heim, das sich vom Vater auf den Sohn und den Enkel vererbte. Hier wurde die Tochter in die Regeln der Kaschruth eingeführt. Selbstredend wurde sie auch die übrigen religiösen Gebote, die für Frauen bestimmt sind, gelehrt. Wenn der Eidam aus seiner Jeschiwa kam, behandelten ihn der Schwäher [5] und die Schwieger

5) Schwiegervater.

mit besonderer Aufmerksamkeit. Wenn er bei der Gemarah sass und lernte, gingen sie auf den Zehen, damit er in seinen Gedankengängen nicht gestört werde.

Das ganze Familienleben war nach den Gesetzen des Glaubens geregelt und trug einen streng patriarchalischen Charakter. Der Umgang mit den Frauen beschränkte sich nur auf das eheliche Zusammenleben; die Trennung der Geschlechter war von Zucht und Sitte geboten.

Es gibt Regeln und Weisungen für den Verkehr mit der eigenen Ehegattin. Der Inhalt dieser Regeln ist sehr verfänglich und ist auch schwer wiederzugeben. Der Beischlaf ist dort auch im Ehestande noch als Sünde bezeichnet, sobald er nicht ausdrücklich zur Ehre Gottes ausgeübt wurde, in der allgemeinen Absicht, Kinder zu zeugen. Es darf dabei nicht vom Jetzer-hara[6] in die fleischliche Lust umgewandelt werden. Die Unzahl der kleinen Kinder zeugte davon, wie man den Befehlen Gottes nachkam. Aber welcher Wille dabei siegte — der Jetzer-hara oder der Jetzer-hatow[7], konnte man begreiflicherweise den Kindern nicht ansehen.

Sehr interessant ist der Brauch der „Chalizah" (Lockerung). Durch die Chalizah wird die kinderlose Witwe von der Pflicht befreit, den ältesten unverheirateten Bruder ihres toten Gatten zu heiraten. Die Zeremonie, welche die Zerreissung aller Bande zwischen der Witwe und dem Schwager bedeutete, bestand darin, dass die Witwe dem Schwager den Schuh auszog, dann vor ihm ausspuckte und sagte: „So werde dem Manne getan, der seines Bruders Haus nicht erbaut". Beim Schuhausziehen muss der Schwager fest auf dem rechten Fuss stehen und darf der Witwe keinesfalls behilflich sein, während sie ihm mit der rechten Hand den rechten Schuh auszieht. Sie darf dabei die linke Hand nicht gebrauchen. Ist der Schuh ausgezogen, so wirft sie ihn so weit als möglich von sich. Dann spuckt sie vor dem Schwager aus und alle Anwesenden rufen drei Mal: „Der Barfüsser!" Darauf gibt der Schwager den Richtern den Schuh zurück, von welchen er ihn ursprünglich empfing, und sie sagen ihm: „Möge Gott dir Gnade erweisen und die

6) Schlechter Trieb.
7) Guter Wille oder Trieb.

Bitte gnädig erfüllen, dass die Töchter Israels niemals den Bruder eines toten Gatten heiraten oder Chalizah von ihm zu empfangen brauchen."

Man darf daraus nicht schliessen, dass das Leben in einem jüdischen Hause in der alten Zeit durch althergebrachte Sitten und die Strenge der Bräuche unerträglich schwer war. Im Gegenteil: Die damaligen Juden hatten ihre grossen Freuden, genossen viel Vergnügen, Ruhe und Behagen; aber alles nur im Kreise der Familie im eigenen Hause. Man lebte ruhig, gut und lange. Es gab viele sehr glückliche Ehen ,in denen die Sittlichkeit der jungen Eheleute dem Bunde Weihe verlieh und für immer die Treue sicherte. Keine Enttäuschungen, keine Uebersättigung, kein Hasten nach Veränderung störten die Eintracht des Paares, und der wahre göttliche Funke der Liebe nährte die heilige Flamme auf dem häuslichen Herd. Und im hohen Alter, wenn das Feuer längst ausgebrannt ist, wärmt und erhält dieser unter der Asche noch glimmernde Funke die oft frierende Seele.

VIII.

JUEDISCHE FESTTAGSGEBRAEUCHE

Die Zahl der jährlichen Festtage ist im allgemeinen klein. Doch ist kein anderer Monat so überreich an Feiertagen verschiedener Art, ernsten und heiteren, die dicht aufeinander folgen, wie der Tischrei (Sept.—Oktober). In diesem Monat feiert man das Fest der Selbstbesinnung und der Umkehr; das Fest der Freude und Heiterkeit.

Rosch-Haschanah, das religiöse Fest der Selbstbesinnung und Umkehr, an dem alle Menschen vom himmlischen Gericht geprüft, und alle ihre Taten beurteilt werden, wird schon acht Tage vorher mit den „Sliches" (Bussgebeten) begonnen. Der „Schames" weckte schon um drei Uhr nachts die Schläfer mit dem Ruf „Steht auf laawodath-Habore". Männer, Frauen und Kinder zogen im Dunkel der Nacht beim Scheine mitgebrachter Laternen zu hell erleuchteten Synagoge. Die Mitnahme von Laternen war notwendig, weil das Städtchen in den früheren Jahren keine Strassenbeleuchtung in den Nachtstunden kannte, und der Weg. voller Löcher und Pfützen, für Fussgänger Gefahr bedeutete.

Im allgemeinen legte man grosses Gewicht darauf, dass der „Scheliach Zibur"[1] oder der „Baal Tefila" seiner Aufgabe würdig sein soll. Er muss natürlich auch stimmtechnisch für seine Funktion geeignet sein, jedoch die Forderungen nach Religiösität stehen an erster Stelle. Insbesondere wurde der Vorbeter für Jamim-Noraim"[2] mit grosser Sorgfalt ausgewählt. In diesen Tagen stehen

---

1) Vorbeter.
2) Neujahr und Yom-Kippur — Busstage.

wir nämlich vor dem himmlischen Gericht, angeklagt vom Satan[3], man benötigt daher einen verlässlichen Verteidiger. Das Städtchen war von dieser Sorge enthoben, da der Rabbiner Itzie Meier Hager auch gleichzeitig Vorbeter war.

Es herrschte eine Stimmung, als würde man, mit dem Gesicht gegen Osten gewendet, vor dem himmlischen Richter stehen. Sobald der Rabbiner, eben von der Mikweh kommend, mit Schläfenlocken, die noch nicht einmal trocken waren, unmittelbar mit dem Aschreigebet begann, stimmten die Anwesenden laut in den Refrain ein. Es wurde auch mit dem ersten „Schofarblasen" begonnen. In biblischer Zeit wurde der Schofar für alle Arten von Ankündigungen gebraucht, für Neumonde und Feiertage, das Erlassjahr, als Kriegsruf, als Siegeszeichen, und bei feierlichen Umzügen. Am Rosch-Haschana-Tage aber mahnt sein Ruf den Juden an die Erkenntnis der Sünden und die Pflicht, ein reines Leben zu führen.

An den zwei Neujahrstagen gingen alt und jung ins Bethaus. Tracht und Haltung verliehen den „heiligen Tagen" eine besondere Note. Die älteren Männer trugen weisse Kittel mit Gurt. Bei der „Schmone-Essre" und beim Priestersegen zogen sie den Thallit über den Kopf, desgleichen bei anderen Abschnitten. Sie verrichteten die Gebete mit schaukelnder Bewegung und mit geschlossenen Augen und flehten zu Gott in gekrümmter Körperhaltung, zum Zeichen der Demut und Zerknirschung. Während der Gebetpause ging der Rabbiner wieder in die Mikweh, um die Reinheitszeremonie zu vollziehen; denn er war auch der Schofarbläser. Wenn er dann am Balemer (Podium) stand und einen kleinen, dünnen, aschgrauen Schofar, den er an der Brust getragen hatte, hervorholte und ihn alsdann in einer weissen Serviette auf den Tisch legte, standen alle andächtig da, die Augen auf den Schofarbläser gerichtet, und warteten auf die mystischen Töne aus dem Schofar, welche die Herzen der Beter aufrütteln sollten. Führte der Rabbiner den Schofar zum Munde, so hörte man die Notenzeichen für das Blasinstrument, das man „Schofar" heisst, jene

3) Ankläger.

tiefen, mahnenden Klänge, dirigiert mit weinerlicher gebrochener Stimme von Schoil Aron Tauber „Tekuah! Teruah! Schewarim!" (Blasen, Stossen, Schalten), die als Wachruf, Triller und Jubelruf angesehen wurden, woraufhin der Bläser die Töne erklingen liess. Das Geheimnis des Schofars, das nach dem Blasen gesprochen wird, deutete darauf hin, dass die Engel, die namentlich aufgezählt werden, vor dem Thron Gottes erscheinen. Es kam oft vor, dass aus dem Schofar kein Ton erklang. Dies wurde als Eingriff des Satans gedeutet oder als Fügung Gottes ausgelegt. Die Wirkung dieser Gebete, die erhabenen Piutim-Poesien, die philosophischen Betrachtungen über das irdische, vergängliche Leben beeindruckten die Beter. Nicht minder wirkte auf die Mitbetenden das „Hineni heani mima'as", das mit Chopinischer melodiöser Trauermusik wie ein Dialog zwischen Mensch und Schöpfer zu Gehör gebracht wurde. Der Gesang riss die Beter mit. Denn nicht alle Gebete wurden verstanden, doch aus der Melodie entnahm jeder den Sinn der Anbetung des Allmächtigen. Die Heiligkeit des Gesanges war dem Tage angepasst.

Nach dem Minchagebet ging man gemeinsam zum Bach, um das „Taschlich"-Gebet zu verrichten. Dort wurden die Krümmeln aus den Taschen geschüttet, was symbolisch als Freiwerden von Sünden ausgelegt wurde.

Die zehntägige Frist bis zu der Verkündung des Urteils, die zwischen Rosch Haschana und Jom Kippur verstrich, hat Gott in seiner Güte dem mit Sünden belasteten Menschen geschenkt, damit er „Teschuwah" (Wiedergutmachung) tun soll. Nach dem Volksglauben wird tief gefühlte Reue belohnt.

Am Rosch-Haschana wird die Anberaumung des Versöhnungstages von Seiten des Senatspräsidenten Gamliel erwähnt. Es wurde vorerst das Einzelgericht, d.h. ein Dreimännergericht eingesetzt, vor dem man das Hatarat-Nedarim (Beichte) niederlegte, nachher kamen die Akten vor einen obersten Gerichtshof als höchsten Appellationsinstanz, gegen dessen Urteil eine weitere Appellation nicht denkbar ist.

Für „Jom Kippur", der Sabbath Sabbatoth genannt wird, den Tag der Busse-und Sündenbekenntnisse, wurden schon einige

Tage vorher bei der „Gabete" und nicht honorierten Vorbeterin bei den Frauen, Channe Lea, Wachskerzen aus schönem Bienenwachs hergestellt. Die Prozedur war folgende: Channe Lea nahm einen Knäuel Docht zur Hand, wandte sich an die Frau, die eine Kerze bestellte, und gab ihr das eine Ende des Fadens vom Knäuel und zog das andere zu sich. Nun nannte die Frau die Namen aller ihrer verstorbenen Familienmitglieder und erinnerte dabei an ihre eigenen guten Taten. Für jeden Namen und jede Tat wurde ein Faden vom Dochtfadenknäuel herausgezogen. Zuletzt entstand ein dicker Docht, bei dessen Zustandekommen auch aller lebenden Familienmitglieder gedacht wurde. Am Erev Jom-Kippur wurden die Kerzen in Töpfe mit frischgeknetetem Lehm gesteckt und in einem Nebenraum der Synagoge entzündet. Die Mystik des Kerzenscheines erfüllte das jüdische Herz mit besonderer Weihe.

Am Vortage des Jom-Kippur mussten alle, auch Kinder, als Bussablöse (Kapparoth-Schlagen) einen Hahn oder eine Henne, je nach dem Geschlecht, durch 3-malige Schwingungen des Geflügels um die Köpfe, als Opfer schlachten lassen.

Der Fussboden der Synagoge wurde mit Stroh bedeckt, zum Schutze der Beter, die keine Beschuhung tragen durften, sowie der „Koirim", die bei gewissen Stellen im Gebet in die Knie fielen. Vor Beginn des Betens liessen sich die ganz Frommen geisseln. Sie bekamen vom Schames 39 Riemenschläge auf den Rücken, was als Zeichen echter Busse galt. Während der Prozedur sprachen sie das Sündenbekenntnis und schlugen sich in die Brust. Zur festgesetzten Zeit versammelte sich die ganze Gemeinde in den Bethäusern. Die Männer erschienen mit weissen Kitteln bekleidet, und die Frauen trugen weisse lange Kleider und Tücher am Kopf. Am Jom Kippur kamen auch jene Juden in die Bethäuser, die in ihrer sonstigen Lebensweise nicht fromm waren und selten ein Bethaus betraten. Auch viele Nichtjuden, die dieser Tag besonders beeindruckte, brachten oft Kerzen, um ihre Sympathie mit dem hohen jüdischen Feiertag zum Ausdruck zu bringen. Sie hofften, dass dadurch ihre Wünsche eher in Erfüllung gehen werden.

Es wurde ein Schabbatgoi engagiert, namens Franz, der die verkohlten Dochte der Kerzen mit der Lichtschere schneuzte.

Interessant ist für das Ansehen des jüdischen Eides das Zeugnis des Kirchenvaters Chrysostomus zu hören der darüber klagt, dass Christen durchaus in der Synagoge schwören wollten, weil die Menge dort geschworene Eide für gefürchtet halte.

Weihevolle Stille trat ein, unterbrochen nur durch das Knistern der Wachskerzen, sobald der Rabbiner Itzi Meir Hager mit besonderer Hingabe und Ehrfurcht das traditionelle Reuegebet mit den Sulzer'schen „Melodien" „Kol-Nidre" zum Vortrag brachte. Zu beiden Seiten des Vorbeters standen zwei angesehene ältere Mitglieder (bevorzugt wurden Talmudisten), wobei jeder eine Thorarolle in der Hand hielt. Wie auf Sturmesflügeln erhoben sich die Herzen der vielen Beter zu Gott, und Hunderte von Stimmen brachen sich an der Wölbung der Synagoge. Alles senkte den Thallit über den Kopf, um Alles von dem lieben Gott heute zu erflehen. Auch beim Bussgebet sparten die vielen zerknirschten und reuigen Menschenkinder nicht, sich jedesmal mit kräftiger Faust an die Brust zu schlagen.

Nach dem Abendgebet blieb ein Teil der Beter die ganze Nacht hindurch in der Synagoge, wo sie verschiedene Abschnitte vom „Pajith" und zum Schluss Psalmen lasen. Am Versöhnungstage versammelten sich wieder alle zum Beten. Die Luft im Gebetraum war infolge der vielen brennenden Wachskerzen stickig, was das Atmen erschwerte. Empfindliche Leute glaubten, das Fasten leichter ertragen zu können, wenn sie an den mitgebrachten Parfumfläschchen rochen. Dazu kam noch die Ausdünstung der vielen Menschen. Zur Seelenandacht war ein starker Besuch auch der Nicht- oder Seltenbeter zu verzeichnen. Nach dem Schachrithgebet wurde das „Jiskorgebet" zum Gedenken an die Toten und die Märtyrer der alten und neuen Zeit verrichtet, dabei wurde ein verhaltenes Schluchzen von der Frauenabteilung vernommen, und auch unter den Männern hörte man tief empfundene Seufzer. („Es ist gut, dass der Mensch sich stets an die Vergänglichkeit erinnere, daher ist es bei uns ein schöner alter Brauch, dass man an allen Freudenfesten für die teueren Heimgegangenen eine Seelenandacht

abhält.") Es wird sicherlich als Pflichterfüllung angesehen werden, wenn Kinder und Kindeskinder auf Generationen hinaus Gebete für das Seelenheil der Dahingeschiedenen, das Kaddischgebet und das Jiskorgebet, verrichten sollen. Unwillkürlich taucht da die Frage auf: wird das neue Geschlecht es noch für notwendig erachten, an Vater und Mutter sich zu erinnern und uns nachahmen? Eine heikle Frage, nicht wahr? Dann folgte das Mussafgebet, in dem das „Unetane-Tokef"* mit seiner Bestimmung „Mi jichje umi jamuth" enthalten ist. Weiters: „O, möge schon die Zeit kommen, dass die Tugendhaften frohlocken und die Rechtschaffenen sich aufrichten, dass die Heuchelei verstumme, das Böse wie Dunst sich verliere und die Herrschaft der Gewalt von der Erde verschwinde".

* Die Geschichte vom Entstehen der liturgischen Dichtung des „Unetaneh-Tokef" lautet wie folgt: Einst lebte in der grossen Stadt Mainz ein hervorragender Gelehrter, weise und fromm und schön von Gestalt, mit Namen Rabbi Amnon. Der Rabbi war von vornehmer Herkunft, reich an irdischem Gut und stand sowohl beim Adel wie beim Erzbischof von Mainz in hohem Ansehen. Sie hatten des öfteren mit Rabbi Amnon Disputationen über Gott und Glauben und versuchten ihn gelegentlich zu überreden, den Glauben seiner Väter aufzugeben und sich zum Christentum zu bekennen. Allein Rabbi Amnon blieb all diesen Bekehrungsversuchen gegenüber standhaft und schenkte den Einflüsterungen der hohen Würdenträger der Kirche kein Gehör. Als aber der Erzbischof und die Adligen auf ihn eines Tages besonders stark einsprachen, da antwortete er, man sollte ihm drei Tage Bedenkzeit geben. Sobald er nun aus dem Hause des Erzbischofs kam und über seine Worte nachdachte, da regte sich sein Gewissen und er war tief betrübt, dass er Worte des Zweifels über seine Lippen bringen konnte. Als er aber bei sich zu Hause angelangt war, da stieg sein Kummer noch mehr, und er war untröstlich. Auf die Trostworte seiner Freunde und Verwandten wollte er nicht hören, denn er sprach zu ihnen: Nein, hinabsteigen in die Gruft werde ich, und er weinte bitterlich, und seine Trauer kannte keine Grenzen. Am dritten Tage liess ihn der Erzbischof zu sich rufen, er aber wollte nicht zu ihm gehen. Darauf sandte der Erzbischof andere und höhere Herren, um ihn zu sich kommen zu lassen, aber Rabbi Amnon blieb unbewegt. Darauf befahl der Erzbischof, ihn mit Gewalt zu bringen. Der Erzbischof warf ihm vor, dass er sein gegebenes Versprechen nicht hielt und zum festgesetzten Termin nicht gekommen war. Darauf antwortete der fromme Amnon: Ich will mein Urteil selbst sprechen. Die Zunge, die Falsches und Lügenhaftes ausgesprochen hat, soll abgeschnitten werden. Rabbi Amnon wollte damit den grossen Namen Gottes heiligen, indem er für seine ausgesprochenen Worte des Zweifelns die verdiente Strafe erleiden wollte.

Der Erzbischof aber sprach: Nicht die Zunge werde ich dir herausschneiden, sondern ich werde dir die Füsse, die hierher nicht kommen wollten, abhauen lassen, und deinen übrigen Körper werde ich mit Pein züchtigen. Und so geschah es auch. Auf Befehl des Erzbischofs wurden Rabbi Amnon die Finger der Hände und die Zehen der Füsse einzeln abgehauen. Bei jedem Glied aber, das ihm abgehauen wurde, wurde Rabbi Amnon gefragt, ob er denn nicht seinen Sinn ändern wolle. Standhaft antwortete er aber: Das will ich nicht tun! Als nun das Henkerswerk verrichtet war, wurde Rabbi Amnon auf eine Tragbahre gelegt, neben ihm die abgeschnittenen Glieder, und nach Hause gebracht. In Zerknirschung und Reue ertrug Rabbi Amnon seine schweren Leiden, hielt an seinem Glauben fest und heiligte somit den unaussprechlichen Namen Gottes.

Bald darauf wurde das Fest des neuen Jahres gefeiert. Rabbi Amnon, der heilige Dulder, liess sich in die Synagoge tragen und neben den Vorbeter stellen. Als dieser bei der Wiederholung des Mussafgebetes die Heiligung Gottes, das Keduschah-Gebet, anstimmen wollte, sagte zu ihm der Rabbi Amnon: Warte noch eine Weile, denn siehe, ich will vorerst den grossen ehrfurchtgebietenden Namen Gottes und seine Herrlichkeit heiligen. Und mit lauter Stimme setzte er an und rief aus: Und es möge unsere Heiligkeit zu dir aufsteigen, denn du bist unser Gott und König! Dann sang er die Hymne, die mit den Worten Unetaneh Tokef begann, von der Majestät und Heiligkeit Gottes und seines Gerichtstages über alles Endliche auf der Welt. Als er damit zu Ende war, da gab er seinen Geist auf und siehe, er entschwand den Blicken seiner Umgebung, denn Gott hatte ihn zu sich genommen.

In der Nacht des driten Tages erschien der gemarterte Heilige dem frommen Rabbi Klonymos ben Meschullam im Traume, lehrte ihn das Gedicht und bat ihn, überall dort, wo Juden wohnen, dieses einzuführen und zu verbreiten, damit es zum Gedenken und zum Zeugnis für ganz Israel sein soll.

Wie die Geschichte mit ätiologischen Sagen auch sein soll, die heilige Märtyrergestalt des Rabbi Amnon, der in seiner Treue und Ergebenheit an seinem Judentum und Glauben festhielt, ist zu einem leuchtenden Beispiel für kommende Generationen geworden, die trotz Unglück und Leiden das Banner ihres Judentums hochhielten. In dem sagenhaften Geschichtenerzählen haben sie Trost und Beruhigung für die Zukunft gefunden.

Die Sage ist auch sehr alt und wird bereits von dem bekannten Lehrer Rabbi Isaak ben Moses aus Wien (13. Jhdt.) in seinem Werke „Or Sarua" erwähnt, und wurde seither vielfach abgedruckt.

Nachdem der Thoraschrein geöffnet wurde — bei besonders wichtigen Kapiteln wurde der Thoraschrein geöffnet, damit die Gebete frei ihren Bestimmungsort erreichen — setzte der Vorbeter Rabb. Itzie Meir das Gebet „Le'el Orech Din"[4] fort, worin die

4) Vor Gott dem Richter.

Betenden aufmerksam gemacht werden, dass Gott den Menschen auf Herz und Niere prüft, und er wiederholte den überaus beliebten Refrain immer wieder in Prosa und Poesie, wobei er besonders beim Vers „Hakowesch Ka'asso"[5] die höchste Oktave ansetzte.

Mit besonderer Andacht schritt man zum „Seder Haawodah"-Gebet, Beschreibung des Tempeldienstes mit dem einzig an diesem Tage stattgehabten Aussprechen des Gottesnamens. Vorher aber wird wiederum „Aleinu" gebetet, das, wie schon bemerkt, am Rosch-Haschanah mehr als sonst feierlich gesagt, heute am Versöhnungstag eine besondere Weihe erhält, indem das Niederwerfen vor Gott, von dem die Rede ist, und das sonst nur mit Beugung markiert wird, heute tatsächlich ausgeführt wird. Der Ursprung des Ha'awodahgebetes, das für die Kohanim (Priesterkaste) bestimmt ist, wird auf ihren Urahnen„ auf Ahron Hakohen, zurückgeführt. Mit der Zeit wurde es für alle Betenden obligatorisch. Die Masse des Volkes bekannte ihre Sünden im „Al Cheth", in welchem 51 Missetaten aufgezählt werden, für die man durch Klopfen mit der Hand an die Brust Verzeihung erflehte. Dieses Al-Cheth wurde in einen der ältesten Bestandteile der Gebetsordnung, die „Schmone-Esre", eingeschaltet, welche leise gesprochen wird und durch kein profanes Wort unterbrochen werden darf.

Und als der Rabbiner das Neilagebet mit den feierlichen Worten eröffnete: „Tue weit Deine Tore auf, bevor sie sich schliessen, und lass unser Gebet vor Dich kommen!" da ergoss sich ein neuer Geist über die vom Fasten und Beten erschöpfte Gemeinde, die sich wie verjüngt und neugestärkt auf den Flügeln der Andacht zu Gott emporschwang. Es gilt also, vor Torsperre mit allen Kräften vorwärts zu stürmen; denn jeder wollte alle anderen mit seiner Stimme übertönen, damit der Engel Gawriel, der Pförtner des Himmels, sein Gebet zuerst höre. Und als man zum Satz kam: „Der Tag schwindet, die Sonne geht unter, lass mich einziehen in Deine Tore", setzten die Frommen ihre letzte Bitte zur Abwehr eines Verhängnisses ein und zum Zeichen des Schlussgebetes liess man — nachdem der erste Stern am Himmel aufleuchtete — den Schofar

---

5) der den Zorn unterdrückt.

ertönen. Mit dem siebenmaligen Ausspruch „Leschana Habaah Bejeruschalaim" wurde das Gebet geschlossen, und man ging im Bewusstsein heim, dass man vom Hohen Gottes-Gericht Verzeihung und Streichung der Sünden sowie ein freisprechendes Urteil erreicht hatte. Jeder Gegensatz im Leben und Treiben der Menschen untereinander war vergessen. Einmütig schüttelte man die Hände und wünschte: „Ihr sollt derleben über a Juhr". Viele nahmen die Wachsstümpfe der Seelenlichter nach Hause, um sie dann am „Hoschana-Raba" anzuzünden. Manche blieben noch im Schulhofe stehen, um das Neumondgebet zu sprechen. Man hüpfte dreimal und einer rief dem anderen „Schalom aleichem" zu, während der andere mit „Aleichem Schalom" erwiderte.

Das jüdische Mondjahr hat 354 Tage, 8 Stunden, 48 Minuten und 40 Sekunden. Mit dem Schaltmonat Adar Scheni wird es in Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahre gebracht.

Ueber den feierlichsten Moment dieses Tages „Jom Kippur" äusserte sich einmal Newton, wenn er ein Volk beneiden könnte, dann sei es das jüdische, das in seinem Versöhnungsfest einen Kalendertag habe, an dem es von einem Abend zum anderen Abend volle vierundzwanzig Stunden ganz und gar Gott geweiht sei! In der Tat besitzt wohl kein Volk der Welt ein solches Zeugnis einer leidenschaftlichen Hingebung an Gott, wie es sich in dem letzten Band der Gebete darstellt, und die ganze Stufenleiter innerster und innigster Gemütsbewegungen, von bitterster Zerknirschung zu freudigstem Aufblick, vom angstvollen Hilferuf und hoffnungsreicher Zuversicht, von Klage und Dank und Lobpreisung, — jede Saite ist berührt und klingt durch alle Tonarten bis zum herrlichen Schlussakkord: „Es segnet uns der Ewige und ihn fürchten alle Enden der Erde!" — Dies ist das letzte Wort auf der letzten Blattseite.

Erwähnenswert ist die freudige Stimmung in chassidischen Kreisen bei der für die „Jamim-Noraim" zur Tradition gewordenen Rabbiner-Pilgerfahrt. Die Ultrafrommen mieteten einige Pferdegespanne, packten ihre Festkleider, Wäsche und ausser der Wegzehrung auch für den dortigen Aufenthalt ausgekochtes Hühnerfleisch in einen meist von einem Reisenden geliehenen Ranzen und fuhren zum Wiznitzer Rebbe. Dort angelangt, liefen sie in Eile in die Mikweh, wechselten die Wäsche, legten „Streimel" und „Schipeze" and und beeilten sich, um noch rechtzeitig in die „Klaus" zu kommen und dem Rebbe „Schalom" zu geben. Nach

Schluss des Gebetes drängten sich alle vor, um dem Rebbe „Schanah Towah" zu wünschen.

Von der Wiznitzer Rabbinerdynastie erlangte R. Srulekil Hager dank seinem imponierenden Aeusseren, sowie durch sein hohes talmudisches Wissen und schliesslich als Verfasser des Buches „Ahawath Israel" bald den Ruf eines wundertätigen Heiligen, zu welchem aus Nah und Fern unheilbare Kranke, insolvente Schuldner, die Randares (Schankmieter), denen infolge der Entschliessungen der christlichen Besitzer Kündigung und Brotlosigkeit drohte, kinderlose und sonst unzufriedene Eheleute pilgerten, um bei ihm Hilfe zu finden. Seine Minhagim, das sind die nicht im Gesetz, sondern im Herkommen begründeten religiösen Gebräuche, wurden von seinen Chassidim (Anhängern) streng eingehalten. Ein Aussenstehender hätte sich nicht unterfangen dürfen, in die chassidische Domäne einzudringen. Diese Auffassung des Chassidismus erzeugte Gefühle der Angst und der Abhängigkeit bei den Gläubigen, die im Rabbi einen mit gewaltiger Macht ausgestatteten Menschen erblickten. Nach deren Anschauung soll der Rabbi das Leben der Chassidim zum Guten beeinflussen.

Morgens ging man wieder beten, und viele schielten zum Sitz des Rebbe hinüber, um sich nach seinen Gebärden und Bewegungen zu richten. Man glaubte, dass der Rebbe himmlische Visionen hatte, und der Wunderglaube steigerte die Anhänglichkeit der Chassidim (Fromme, auch Anhänger des Rebben). Sie sahen in ihm den Vermittler, Träger der Heiligkeit. „Er galt ihnen als der ideale Mensch, der das Gemeinsame der Lehre und die in Jahrhunderten in den Jeschiwoth, den Lehrhäusern, „gezüchtete" Form eines „erlernbaren und realisierbaren Menschen" weitergab. Das Ideal des Chassidismus unterscheidet sich vom Schriftgelehrten und Zaddik durch seine Haltung, die wesensmässig bedingt und deshalb auch nicht erlernbar sei. Nicht jeder hatte das Glück, zur Thora aufgerufen zu werden. Ohne Zweifel hatten die Negidim (Reichen) dabei den Vorzug. Auf dem Heimwege von der Synagoge wurden diese verdriesslichen Vorgänge besprochen. Wenn man dem Rebbe das Essen auftrug, so nahm er einen kleinen Bissen zu sich, und das Uebrige schob er den Chassidim zu, die sich

dann um diese Schiraijim (Speisereste) rissen. Erklärte der Rabbi die Thora, so beugten sich alle Chassidim vor, um andächtig zuzuhören. Wenn einer auf einen Wink des Rabbi ein Lied anstimmte, so sang alles mit. Diese Lieder wurden dann zu Hause beim Schaloschseudoth verwertet. Klatschte einer mit den Händen, so erhoben sich alle zum Tanz, wobei ein jeder die Hände auf den Schultern des andern hielt; die Streimlich (Pelzmützen sassen schief auf den kahl geschorenen Köpfen). Der Tanz dauerte, bis sich der Rabbi erhob. Manche waren so begeistert, dass sie keine Rücksicht auf ihre Umgebung nahmen. Sie stiessen den Ellbogen in die Rippen des anderen und traten ihnen auf die Füsse. In der Abschiedsstunde, da alle Chassidim dem Rebben ihre privaten Wünsche vortragen wollten, ergaben sich grosse Schwierigkeiten. Der Andrang war unbeschreiblich gross, und die Gabaim, die das Vorlassen zu besorgen hatten, richteten sich nach der Spendenfreudigkeit und dem Vermögen der Bittsteller. Auch informierten sie noch zuvor den Rebbe über die ihnen wohl bekannte Vermögenslage der in Betracht kommenden Petenten. Die ärmeren Chassidim waren auch hier die Stiefkinder des Lebens. Man machte mit ihnen nicht viel Federlesens. Die Prozedur war die folgende: Wer vor dem Rebbe zu erscheinen hatte, um sich bei ihm zu „prawen" (ihm zu beichten), übergab ihm einen vom Gabbe aufgesetzten Wunschzettel, der seinen Vornamen sowie den Namen der Mutter enthielt, und in dem die Not oder die Krankheit der Bittsteller beschrieben wurde. Wesentlich war der „Pidion" (Geldablöse), der diesem Schreiben beigeschlossen wurde. Dabei wollte einer den andern im Geheimen überbieten. Während der Rabbi andächtig das Quittel (den Wunschzettel) überprüfte, schloss er die Augen sekundenlang in einem Gebet, und jede Bewegung, die er machte, wurde vom Chassid aufmerksam verfolgt und gedeutet. Der Rabbi sprach den Segen, stellte die Hilfe Gottes in Aussicht und überreichte dem Chassid eine Schmire (Amulett), das als wirksames Mittel gegen alles Böse dienen sollte und vom Empfänger an einem kleinen Halsbande getragen wurde.

Beim Nachhausefahren herrschte eine gedrückte Stimmung vor. Man war müde, oftmals heiser, und manches Kleidungsstück

trug einen Defekt davon. (Dabei kann ich mir nicht versagen, eine kleine Episode, die sich während einer solchen Reise zutrug und die bei einem Austausch von Erinnerungen zwischen den Wiznitzer Chassidim in dem Pullesch erzählt wurde, wiederzugeben. Während die Pilger über den Lukawetzer Borgivskei, den Waldweg nach Wiznitz, zu Fuss gingen, wetteten sie mit meinem seligen Vater, der sich verpflichtete, alle 150 Kapitel Tehillim (Psalme) auswendig aufzusagen. Die Wette ging um eine Flasche Wein. Er gewann die Wette).



In Audienz beim Wunderrabbi

Jung und alt hatten individuelle Wünsche; die Alten dachten an das Jenseits, den Jungen bereitete das Diesseits Sorgen. Die Reichen wollten ihr Vermögen vermehrt wissen, die Armen wieder baten um „Parnusse" und die Möglichkeit, ihre Schulden bezahlen zu können. Die Frauen baten um die Gesundheit ihrer Kinder, und die Mädchen erhofften vom Wunderrabbi einen passenden Siwug (Bräutigam).

Die Partei der Chassidim war eine Macht, die von dem Wunderglauben der Masse genährt wurde, so dass man mit ihr zu rechnen hatte. In Wirklichkeit glaubten auch die Mitnagdim (die

orthodoxen Widersacher der Chassidim) an Wunder, nur verlegten sie die Wunder zumeist in die Zeit der Bibel, des Talmuds und des Sohar, während die Chassidim auch in der Gegenwart vom Rabbi Wunder erwarteten und an ihn glaubten. Der „Zaddik" war der wirkliche geheime Rat des chassidischen Hauses. Den Chassidim erschien die Frau als ein Dämon, der die Männer verführt und in die Niedrigkeit zerrt. Sie machten lieber einen Umweg als zwischen zwei Frauen hindurchzugehen.

Die folgende Geschichte ist charakteristisch und lässt schliessen, dass nicht alle Chassidim ihre Denkweise in die fanatische Richtung lenkten. Ein Bruder des Rabb. Itzie Meir s.A. Rabb. Jankole Hager aus Paschkani, der zum Sterbetag des Vaters nach Stanestie gekommen war, fuhr mit mir in meinem Wagen zur Bahnstation Berbestie. Im Wagen fuhr sein Neffe — der heute wahrscheinlich ein Rabbineramt irgendwo in Amerika ausübt — Seidole mit. Inzwischen stieg eine Dame zu, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnern kann, und nahm an Seidoles Seite Platz. Der Jüngling weigerte sich, „aus religiös sittlichen Bedenken" neben einer Frau zu sitzen, worauf ihm der Rabb. Jankole zurief:

„Es ist weniger sündhaft, neben einer Frau zu sitzen und an Pferde zu denken, als auf dem Sitze neben dem Kutscher nach Frauen auszuschauen". Dazu bemerkte er weiter: „Weisst du, was das Sprichwort besagt: ‚Ein Zaddik im Pelz'? Der eine kauft sich im Winter einen Pelz, der andere Brennholz. Der Unterschied ist: Jener will nur sich, dieser auch anderen Wärme spenden".

Mitunter brachte er auch höchst ergötzliche Anekdoten an, die den Zuhörern ein zufriedenes Lächeln abnötigten. Unter anderem erzählte er: „Ich habe einen ausgezeichneten Schwiegersohn", erzählte ein Litwak, er ist ein „Chassid"[6] und ein „Lamdan"[7] zugleich.

Ein Chassid betet viel und lernt wenig; ein Lamdan hingegen lernt viel, betet aber wenig. Mein Schwiegersohn lernt so wenig, wie ein Chassid und betet so wenig wie ein Lamdan"...

---

6) Frommer Gläubiger an seinen Rabbi.
7) Gelehrter.

Die Todestage der Rabbis und sonstiger grosser Männer wurden durch Veranstaltung eines gemeinsamen Kiddusch festlich begangen. Den Gipfel solcher Erinnerungsfeierlichkeiten bildet der traditionelle Todestag des „Sohar" (Rabbi Shimon ben Yochai), der am „Lag Beomer", dem 33ten Tage der Omarzählung, auch durch Entzünden von Holzscheiten durch die Jugend gefeiert wurde. An diesen Tagen wurde das Tachne (Reuegebet) nicht gesagt.

Um diese Zeit schufen mehrere Jungen, die bereits Tefillin legten, einen separaten Minjan, der sich jeden Samstag zum Beten versammelte, und bei dem Osias Haber als Vorbeter und Hesiu Engel als Thoravorleser figurierten.

Die vier Hauptrichtungen des Chassidismus waren besonders durch die Rabbinerdynastien Friedmann und Twersky vertreten, weiters durch die mystisch-philosophische Chabad, geführt von den Schneiersohns, und die Kotsker Klugheits-und Gewaltchassidim. Die Mystiker aller Art, besonders die des Soharbuches, Itzchak Luria, „Ri" genannt, ferner Chaim Teter, Verfasser des Or-Hachaim, der sogenannte „Schelu Rabbi Naftali" und Jonathan Eibschütz standen bei ihnen in hohen Ehren.

Grosses Gewicht legten sie auf das Studium der Kabbala, auf Dwekut Habore. Die literarischen Jünger dieser Zeit und Philozaddikim ohne chassidische Frömmigkeit waren Peretz, Berdiczewski, Martin Buber und Horodetzki.

Der geeignete Zugang zum Chassidismus ist von Moses Hess und Prof. Schächter, der in seinem Buch den Erzvater des Chassidismus Israel Baalschemtow nennt, der 1760 starb — seine Wiege, wie behauptet wurde, ist an der bukowiner-rumänischen Grenze zu suchen. Ihm ist es zu verdanken, dass er die Anhänger, die zur Sabbatai-Zwi Gruppe neigten, zum Chassidismus zurückführte.

Der Chassidismus leistete starken Widerstand den Bestrebungen der Zionisten, in Erez Israel einen nationalen Staat zu gründen, denn sie widersprechen den messianischen Verheissungen des Judentums, wie sie in der Heiligen Schrift enthalten sind. Die Wundergläubigen glauben nicht an das erlebte Wunder der Entstehung des Staates Israel. Sie schöpften ihren Chassidismus aus dem Volksbuch „Sefer Chassidim".

Gleich nach den hohen Feiertagen begann man mit den Vorbereitungen für die nationalen Feste, u.z. für das bevorstehende Laubhüttenfest (Sukkoth), das nationale Erinnerungen wach hält. Die Familien verlassen zeitweilig die schönen möblierten Wohnungen und benützten eine aus Brettern zusammengefügte Bude ohne Dach. Viele waren darauf bedacht, beim Bauen eines Hauses auch

eine Sukkah einzubauen. Wenn es in den acht Sukkothtagen regnete, so deutete man es dahin, dass Gott ihnen grollt, und ihre Gebete sein Missfallen erregten. Ausserhalb der Sukkah durfte man keinen Bissen zu sich nehmen. Die Frommen sprachen ihren Segen über den Ethrog (Paradiesapfel) und den Lulaw (Dattelpalme). Dieser Brauch wurde mit besonderer Feierlichkeit eingehalten. Weiters wurde ein aus einem Palmzweig, Bachweiden und Myrten bestehender Feststrauss von den Betern nach allen vier Himmelsrichtungen geschwungen. Der Schamasch ging mit diesen heiligen Pflanzen von Haus zu Haus, damit auch die Frauen und Kinder dieses Gebot der „Beracha" erfüllen können. Bemerkenswert war die besondere Sorgfalt, die Rabbiner I.M. Hager dem Ethrog widmete. Er wurde, in Hanf eingewickelt, in einer silbernen Dose verwahrt.

Viele Anforderungen werden an den Etrog gestellt, damit er seiner Eignung zum Segensspruch entsprechen könne. Er muss mit Stiel und Pitom (Blütenkrone) versehen sein, darf nicht vertrocknet, verwelkt, durchlöchert, gesprungen, entschält, grün sein und keine Blattern und Flecke aufweisen.

Es war auch Brauch, die Frucht jungverheirateten Frauen zu schenken, damit sie den Pitem abbeissen, wobei man ihnen wünschte, dass die eventuelle Geburt eines Kindes in der Schnelligkeit des Abbeissens vor sich gehe.

Zu Hoschanu-Raba, dem Tag der Urteilsverkündung, gingen die Frommen zum Brusnitzabach, wo viele junge Weidenbäume wuchsen. Sie schnitten die dünnen Zweige mit tadellosen Blättern ab und machten aus diesen mit Hilfe von Maiskolbenschalen ein Bündel.

Einem uralten Brauch gemäss wurden die zusammengebundenen Weidenzweige beim Gottesdienst in der Synagoge nach dem Hoschanahgebet so lange an den Tischkanten und Bänken kräftig angeschlagen, bis sie sich entblätterten. Die Stummel wurden nach Gebrauch weggeworfen.

Der Abend von Simchath-Thora wurde mit einem Trinkgelage eröffnet. Es war sogar erlaubt, soviel zu trinken, dass man sich einen kleinen Rausch antrank. Nachher wurde in feierlicher Stim-

mung das „Ata Horejta" gesagt, wobei man einen jeden einen Satz sagen liess. Hierauf öffnete der Vorbeter den Thoraschrein und entnahm ihm mit kosenden Fingern die Thorarollen, die an die vom bekannten Ausrufer Jüdel Gerschons namentlich und mit Ehrentitel bezeichneten Männer als erste und siebente „Hakufe" verteilt wurden. Nach jeder Hakufe legte man einander die Arme auf die Schultern, tanzte dabei, und sämtliche chassidischen Melodien wurden verwendet. Beim Umzug mit den Thorarollen ging es lustig zu. Auch Frauen und Mädchen, denen sonst das Betreten der Männerabteilung nicht gestattet war, durften an diesem Abend in diesem Raume verweilen und die Thora küssen. Der Tanz war eigentlich nur ein Sich-Wiegen in rythmischer Bewegung mit vorsorglichem Festhalten der Thorarollen.

Während des Morgengebetes wurden auch Knaben „aufgerufen", damit sie in der üblichen Weise Gott für das Gnadengeschenk der Thora danken. Grosse Sorgen bereitete dem Gabe (Schulvater) die Zuteilung der Würde von Chatan-Thora und Chatan-Bereschith, die für gewöhnlich, um Meinungsverschiedenheiten zu vermeiden, lizitiert wurde. Auch wurde an diesem Feiertag der Gabbe für das kommende Jahr gewählt. Der Wetteifer der Kandidaten untereinander nahm bisweilen Formen an, die in seltenen Fällen sogar das Strafgericht beschäftigten. Allgemein herrschte am Simchat-Thora ein geselliges Leben, trotz politischer und sozialer Differenzen. An diesem Tage versammelten sich die Beter, die im grossen Beth-Hamidrasch beteten, traditionsgemäss bei Schulim Haber. Genannter war wohl kein Gelehrter, aber seine echte Frömmigkeit, seine genaue Einhaltung der Gebräuche und sein ganzes Leben verlief nach den Gesetzen der Thora.

Bekleidet mit der Schipeze und das Streimel auf dem Kopf trugen die Leute auf den Schultern das Fassel Bier durch das Städtel; diese sonst verbotene Arbeit wurde sogar als gute Tat gewertet. Es wurde gegessen und getrunken, dabei durften die Haluschken nicht fehlen, die in Fett braun geröstet sein mussten.

Es war Tradition, an bestimmten Feiertagen bestimmte Speisen zu geniessen. Man war überzeugt, eine fromme Tat zu bege-

hen, wenn man sich zu Ehren des Gottestages den Magen mit etwas Gutem, an dem auch die Ahnen sich schon erfreuten, füllte.

Man blieb bis spät in die Nacht beisammen, und beim Nachhausegehen wurden einige Sukkoth aus Mutwillen in Trümmer geschlagen. Das Schlussfest wurde mit der traditionellen Melodie des „Geschem"-Gebetes (Bittgebet um Regen), das den Einzug des Winters anzeigte, geschlossen. Damit nahmen die schönen Herbstfeiertage ein würdiges Ende.

Im Volksmund heisst es scherzweise, der Jude sei mit mannigfachen Talenten ausgerüstet. Am Passahfeste, für welches die Osterbrote, Mazzoth, bereitet werden, ist er Bäcker, am Wochenfeste, wenn die Häuser und Synagogen mit frischem Grün geschmückt werden, Gärtner, am Trauertage zum Andenken an die Zerstörung Jerusalems, Soldat, am Laubhüttenfeste beweist er seine Fähigkeit als Architekt und Tapezierer, am Chanukkafeste ist er Zinngiesser und am Neujahrstage Musiker, Schofarbläser.

Ein wenig düster entspinnt sich in der jüdischen Seele der Uebergang von der Feiertagsstimmung zur Werktätigkeit, und nur langsam kam das Leben wieder ins alte Geleise. Nach den Feiertagen kehrten die Alltagssorgen zurück, und jeder nahm seine Arbeit wieder auf. Die Frauen hatten es besonders schwer. Ihnen oblag die Versorgung der Familie mit den notwendigen Lebensmitteln für die Winterzeit. Das Fett lieferten die Gänse. Man pflegte sie in einem engen Käfig zusammenzupferchen, so dass sie sich kaum bewegen konnten, und gab ihnen sehr viel zu fressen, aber sehr wenig zu trinken. Bei dieser Behandlung wurden sie nach einundzwanzig Tagen der Mast sehr fett. Grosse Aufmerksamkeit schenkte die Hausfrau dem Auslassen des Gänseschmalzes. Es musste in aller Stille geschehen, entweder noch vor Tagesanbruch oder spät am Abend, damit kein „böser Blick" darauf falle und das ganze Schmalz nicht aus dem Topfe laufe. War aber beim Ausbraten eine ernste stille Person tätig, so schöpfte sie es in ein anderes Gefäss ab, und es schien sich ohne Unterlass zu mehren, bis alle leeren Geschirre im Hause mit dem Schmalz gefüllt wurden. Dies war die Bruche (voller Segen).

Fast in jedem Hause wurde aus Zwetschken Powidla bereitet. Sie wurde in einem grossen, kupfernen Kessel, wie sie grösstenteils

von den vorbeiziehenden Zigeunern eigens für diesen Zweck hergestellt wurden, durch 36 Stunden in einem neben dem Hause errichteten Ofen gekocht.

Die Gänsefedern wurden an einem hiefür festgesetzten Abend während einer „Klacka"[8] von Frauen und Mädchen dort, wo für das Bettzeug zur Aussteuer vorgesorgt wurde, geschlissen. Hier zeichnete sich Roise Duvid Jidels als Virtuosin im Federschlissen aus. Dabei blühte der Tratsch, an dem sich die Zungen wetzten. Hier wurden Indiskretionen ausgetauscht, die oft auf das Niveau des Klatsches hinabsanken. Bei einer Gelegenheit disputierten sie sogar über ethische Fragen, wobei eine der Töchter des Selig Weissmann die Eigenliebe der Männer verteidigte. Eine andere — die sich zu den Fortgeschrittenen zählte — wollte dies nicht gelten lassen und meinte, man würde doch wenigstens zugeben müssen, dass ein Mann, der seine Frau liebt, ihr auch einen Kuss gibt. Ach was, erwiderte die andere trocken, sie küssen bloss ihre Frauen, weil sie daran Vergnügen haben. Die an den Flügeln haftenden Federn wurden für „Krillis"[9] sowie auch für Schreibfedern aufgehoben.

Beim Einlegen von Gemüse durften Zwiebel und Knoblauch nicht fehlen. Obwohl Nichtjuden mit Vorliebe ihren Spott über die jüdische Vorliebe für die erwähnten Gemüsearten trieben, liessen die Leute von dem appetitanregenden Gemüse dennoch nicht ab. Auch zum Einsäuern von Kraut und Kohl wurde wieder eine „Klacke" gemacht. Dabei hielt man Blatt um Blatt gegen das Licht, und es wurde genau geprüft, ob nicht Würmchen vorhanden sind. Dies aus Gründen der Kaschruth.

An den Chanukkahtagen, die nur als Halbfeiertage galten, zündete man die Chanukkahkerzen im Beisein des Hausgesindes an und stellte sie auf das Brett eines Fensters, das zur Strasse lag. Die Chederkinder wurden bloss vom Abendunterricht befreit. Sie spielten Dredl[10], während die Erwachsenen Quittlich (aus hartem Papier gleichmässig zugeschnittene Karten, die mit den Zah-

---

8) Verlängerter Abend, wobei Frauen und Mädchen zur Wirtschaft helfen.
9) Federwisch.
10) Trendel.

len 17 bis 50 versehen waren) spielten. Auch in orthodoxen Kreisen wurde das Kartenspielen in der „blinden Nacht" als Mizwah betrachtet. Auch die Speisen wurden dem Chanukkahfest angepasst. Es gab meistens Kartoffelpirogen mit Grieben[11].

In der neueren Zeit benützte man als Chanukkahleuchter winzige Behälter oder auf die Hälfte geschnittene Kartoffeln, in die etwas Oel und ein kleiner aus Wolle gedrehter Docht hineingetan wurden. Der älteste Mann im Hause vollzog das Anzünden des ersten Lichtes. Die Kinder standen um ihn herum und verfolgten jede seiner Bewegungen mit Andacht. An diesem Abend erhielten sie auch das ersehnlich erwartete Chanukkahgeld, das sie nachher beim Dreidelspiel verloren. Auf jeder Seitenfläche des Dreidels war einer der vier Anfangsbuchstaben נ ג ה ש — „Ness gadol hajah scham" (ein grosses Wunder geschah damals) zu lesen.

Chanukkah, das achttägige Fest, das am 25. Kislev beginnt, wird zum Andenken an die Heldentaten der Makkabäer gefeiert. Es ist das Fest der wiederrungenen Freiheit.

Als unser Volk durch Nebukadnezar aus seinem Heimatlande herausgerissen worden war, dauerte es sehr lange, bis sich wieder Juden im Lande ihrer Liebe und Sehnsucht ansiedeln konnten. Aber die Katastrophen, die über den Orient hereinbrachen und die auch das Land Israel trafen, warfen die Arbeiten immer wieder auf Jahrhunderte zurück. Nur der unverwüstlichen Hoffnung Israels auf das zukünftige Heil ist es zu verdanken, dass sich doch allmählich eine hebräisch sprechende Bevölkerung neben den Fremden, die sich ansässig gemacht hatten, zu vermehren vermochte.

Nach dem Tode des Makedoniers Alexander zerfiel sein Reich, und Palästina war zuerst ein Teil des ägyptischen Reiches der Ptolemäer, bis es endlich unter die Herrschaft der Seleukiden Syriens geriet. Als nun hier Antiochus Epiphanes zur Regierung gekommen war, wollte er mit Gewalt die Juden den griechisch sprechenden und griechisch lebenden Bewohnern seines Reiches so angleichen, dass sie äusserlich und innerlich in ihnen verschwänden. Er kam dadurch auf diesen Gedanken, dass es in seinem Reiche viele namentlich den reichen vornehmen Ständen angehörige Juden gab — solche gibt es auch heute in den Staaten, wo sie Karriere machen wollen — die gern so sehr als Griechen erscheinen wollten, dass sie deshalb alle jüdischen Sitten verschmähten und sich bemühten, sich als Juden nicht zu erkennen zu geben. Er setzte Hohepriester ein,

11) Grammerl.

die seinen Absichten gemäss den Tempeldienst gestalteten, während der echte Hohepriester fliehen musste und schliesslich ermordet wurde. Immer schlimmer wurde der Druck des wahnwitzigen Königs. Endlich beraubte er nicht bloss den Tempelschatz, sondern er verbot schlechthin die Ausübung der jüdischen Gesetze. Wer den Sabbath beobachtete, wer die Speisegesetze hielt, oder wer ein Knäblein beschnitt, wurde mit dem Tode bestraft. Und bewaffnete Scharen zogen im Auftrage des Königs durch das Land und zwangen, den hellenischen Götzenbildern Opfer darzubringen. Eine dumpfeVerzweiflung bemächtigte sich der jüdischen Bevölkerung. Hunderte von Märtyrern starben in treuer Anhänglichkeit an das überlieferte Gesetz. Als eine Mutter mit ihren sieben Söhnen ermordet worden war, weil kein einziger von ihnen das Gesetz Gottes missachten und auch nicht zum Schein sich vor dem Zeusbilde bücken wollte, da hallte ein Schrei des Entsetzens und des Schmerzes durch das gequälte Land. Aber das unbewaffnete Volk, das noch dazu eine Minderheit im Lande war, wurde durch die Kriegsheere der syrischen Grossmacht niedergebeugt und glaubte unterzugehen.

In jenen Tagen machte sich Mattitjahu auf, der Sohn des Jochanan aus der priesterlichen Familie Joarib aus Jerusalem, und liess sich in dem Städtchen Modim nieder, aus dem er stammte. Und bei ihm waren seine fünf Söhne Jochanan, Schimon, Jehuda, El'asar und Jonathan. Er brachte es nicht über sich, den entweihten Tempel und das Unglück des Judentums in der heiligen Stadt Jerusalem anzusehen. So war er in seine Heimat geflohen.

Da kamen die Leute des Königs auch nach Modin und sprachen zu Matitthjahu also: „Ein Oberster und Angesehener bist du in dieser Stadt, und umgeben von Söhnen und Brüdern. So tritt du denn zuerst heran und vollbringe den Befehl des Königs wie alle Völker getan, und die Männer von Jehuda. Und du und deine Söhne, ihr werdet geehrt werden mit Silber und Gold und vielen Geschenken". Da antwortete Mattithjahu mit lauter Stimme und sprach:

„Wenn auch alle Völker, soweit sich das Reich des Königs dehnt, auf ihn hören und jeder abfällt von dem Gottesdienst seiner Väter und seine Gebote annimmt, so werde doch ich und meine Söhne und meine Brüder in dem Bunde unserer Väter wandeln. Fern sei es von uns, zu verlassen Brauch und Gesetz. Den Befehlen des Königs werden wir nicht gehorchen, abzuweichen von dem Dienste unseres Gottes rechts oder links."

Als er aufhörte diese Worte zu reden, da trat ein jüdischer Mann hinzu, um vor aller Augen auf dem Altare in Modim zu opfern nach dem Befehle des Königs. Da Mattitjahu das sah, da erwachte sein Eifer, sein Inneres regte sich und er übte im Zorn Strafe, lief hin und erschlug ihn am Altare. Und den Mann des Königs, welcher zum Opfern zwang, tötete er zur selben Zeit und riss den Altar nieder. Mattitjahu rief laut aus in der Stadt: Wer für das Gesetz eifert und den Bund hält, ziehe aus, mir nach!" Da flohen er und seine Söhne in die Berge und liessen alles, was sie hatten, in der Stadt zurück.

Nun entspann sich ein Freiheitskampf ohnegleichen in der Weltgeschchte. Während die Feinde selbst die Flüchtlinge in der Wüste verfolgten und sie am

Sabbat, an dem sie sich nicht zur Wehr setzten, hinmordeten, rief Mattithjahu zum Kampfe auf gegen den übermächtigen Feind. Bald hier, bald dort erschien er, um die Feindesscharen zu beunruhigen. Wenn aber die gewaltigen Heere der Feinde sich sehen liessen, verschwanden sie in den Bergen, deren Schlupfwinkel ihnen überall bekannt waren. Mitten in diesen Kämpfen starb der greise Priester. Vor seinem Tode ernannte er seinen Sohn Jehuda zum Feldherrn. Nachdem er in Modim im Erbbegräbnis seiner Familie beigesetzt war, begann Jehuda, der den Namen Makkabi erhielt, von neuem den Kampf. Makkabi heisst der Auslöscher, der Austilger. Und er löschte die Feinde aus, wie man ein Licht auslöscht. Wenn er mit hundert Mann auf zehntausend stiess, so gab es für ihn kein Zaudern. Mit unerschütterlichem Mute stürzte er sich auf die Feinde. Und wo er erschien, da gab es kein Halten und keinen Widerstand: Sein Mut und seine Tapferkeit wurden sprichwörtlich. Antiochus, der zuerst über den Aufstand gelacht hatte, war gezwungen, seinen besten Feldherrn mit seinen grössten Heeren gegen den jüdischen Helden zu senden. Aber er warf sie alle nieder. Und immer waren es wenige, die ganze Heere zerschmetterten. Schliesslich gelang es ihm auch, nach Jerusalem hinaufzuziehen und die stolze Stadt auf dem Berge wieder einzunehmen. Alles war verwüstet und der Tempel zerstört. Seine erste Sorge war, den Tempel neu zu weihen. Am 25. Kislew hat diese Weihe stattgefunden, und mit beginnender Nacht erglänzten die Lichter in dem feierlich gestimmten Tempel. Seitdem beginnen wir am 25. Kislew mit anbrechender Nacht das Chanukkafest, das mit Weihekerzen gefeiert wird.

Von diesem nationalen und religiösen Weihefeste der Juden haben andere Völker ein eigenes Fest abgeleitet, das ebenfalls der Lichter als Symbole sich bedient, die ebenfalls eine Weihenacht sich nennt, aber mit einer Weihe oder Einweihung nichts zu tun hat. Es ist eine Gedankenlosigkeit ohnegleichen, wenn es heute Juden gibt, die statt ihr eigenes grosses Sieges- und Weihefest zu feiern, in christlicher Weise das dem Sylvesterabend entlehnen. Dies Armutzeugnis hat das Judentum nicht nötig.

Freilich haben die Makkabäer nicht immer gesiegt. Die Makkabäerschar Jehudas wurde endlich von einem mehr als zehnfach überlegenen und mit allen Kriegsmitteln reichlich versehenen feindlichem Heere erdrückt, und auf Jehudas Heldenleiche lagen die Scharen seiner letzten Kämpfer getürmt. Sie achteten alle den Tod sehr gering, die Freiheit über alles. Immer machtvoller entfaltete sich die junge Kraft der Juden, und Schim'ons Söhne und Nachkommen wurden die hasmonäischen Könige, die einen neuen Ruhmesglanz ihrem jüdischen

Lande und ihrem Volke verliehen. Es soll uns aneifern, es den Makkabäern an Liebe zum Judentum gleichzutun und so manches Leid hinnehmen und eher zu erdulden, als dem heiligen Ideale Israels je untreu zu werden.

Am 10. Tebeth begann die Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar, den Chaldäerkönig von Babylon. Erst anderthalb Jahre später zwang der Hunger die Stadt zur Uebergabe. Der 10. Tebeth wird als Beginn des nationalen Unglücks gehalten und ist ein Fasttag. Die 800 Meter hohen Berge und die hohe Lage Jerusalems, das nur von Norden her einen direkten Zugang hat, machte es zu allen Zeiten zu einer sehr beachtenswerten Festung. Im Altertume ist es daher nur ein einziges Mal mit stürmender Hand bezwungen worden, sonst ist es immer erst durch lange oder jahrelange Belagerung ausgehungert worden. Die Helden, die einmal in kühnem Handstreich die tapfer verteidigte Stadt erobert haben, waren die jüdischen Helden David und Joab. Durch die Eroberung Jerusalems hat David bewiesen, dass er ein ebenso grosser Held wie Feldherr und zugleich Staatsmann war. Dem jüdischen Volke war er freilich am meisten dadurch in Erinnerung, dass er mit seinem unvergesslichen Heldentume den grössten Dichterruhm verband, der je einem Könige zuteil geworden.

Nach jüdischer Anschauung ist der Monat Schvat ein Neujahrtag für die Anlegung von Pflanzungen. Dieser Chamischah-Assar-Tag ist ein fröhlicher Festtag, an dem namentlich die Kinder im Heiligen Lande für die Natur volles Verständnis haben und die Schönheit der Natur noch heute wie in biblischen Tagen erleben und empfinden.

Nach einer alten Bauernregel sollen am 15. Tage des Monats Schvat die Bäume aus ihrem Winterschlafe erwachen und ihre Keimkräfte wieder erstehen. Nach dieser Regel sollten dreissig „Peraus", d.i. auserlesene Baumfrüchte verschiedener Art zur Festtafel gelangen, wie: Aepfel, Aprikosen, Ananas, Bananen, Birnen, Buchhacker, Datteln, Feigen, Granatäpfel, Haselnüsse, Johannisbrot, Johannisbeeren, Kastanien, Kittenäpfel, Kornelkirschen, Lemonen, Mandeln, Marillen, Mispel, Nüsse, Oliven,

Pfirsiche, Pflaumen, Pistazien, Preiselbeeren, Stachelbeeren, Trauben, Weichsel u.s.w.

Der Monat Adar ist der letzte im jüdischen Jahre, wenn man es in alter Weise vom 1. Nissan beginnen lässt. Keines der hohen oder alten Feste fällt in ihn. Der Tag, der dem Monat die besondere Farbe verleiht, ist das Purimfest, das am 14. des Monats gefeiert wird.

Noch ein anderer Tag wird still begangen. Es ist jener 7. Adar. Am 7. Adar ist nämlich der Geburts- und Todestag unseres grossen Lehrers Moses.

Was den Purim betrifft, wurde wiederholt die Ansicht vertreten, dass er kein Jom-Tow (gebotener Feiertag) ist. Dennoch bewiesen die Vorbereitungen, dass man mit ihm zählen musste. Wie in der Mischna erwähnt wird, werden bei Ankunft des Messias alle Feiertage verschwinden, nur nicht Purim. Schon zwei Wochen vorher begannen die Frauen mit dem Backen vom Honig- und Nussfladen, Naunt, dreieckigen Hamantaschen und sonstigem Kleingebäck. Um diese Zeit dufteten die Purimgerichte im reichen und im armen Hause. Auch der „dreistöckige Purimkolatsch" fehlte bei keiner „Seide"[12]. Zweierlei Fische wurden zubereitet: der süsszubereitete Pfefferkarpfen und der zweite in einer säuerlichen Sülze mit Rosinen. Wie zu Simchath-Thora war es auch am Purimtage sogar eine Mizwah, sich einen Rausch anzutrinken. Kleingeld wurde auf dem Tisch vorbereitet damit die armen Spendenempfänger sich nicht lange aufzuhalten brauchten, da sie das ganze Städtel an diesem Tage zu absolvieren hatten. Man beschenkte einander mit „SchlachMunes"[13].

Am Purim wurde auch für wohltätige Zwecke gesammelt. Im kleinen Orte wusste ein jeder um die Spende des anderen, und Freigebigkeit sowie Knauserei wurden öffentlich diskutiert. Die Purimfreude wurde durch Maskeraden erhöht. Interessant war die maskierte Garde der Familie Jeruchim Plutzer, Leib Hambar, und noch anderer, die das Schauspiel "Ahaschwerosch mit Hamen" vorführten. Als Kinder begleiteten wir sie und be-

12) Mahlzeit.
13) Purimgebäck.

wunderten Jeruchim, der die Hauptrolle u.z. den König Ahaschwerosch spielte. Sein Kostüm bestand aus einem dreiekkigen Hut mit Federbusch, Epauletten und einer breiten Schärpe quer über der Brust. Das Portepee mit dem Degen an der Seite waren aus Pappendeckeln verfertigt worden. Sie tanzten und sangen jiddische Lieder, begleitet vom Violinisten Fischel Plutzer.

Die „Megillah Esther[14]" wurde vorgelesen. Helden des Purimfestes sind Mordechai und Esther, die des Königs Huld gewann vor allen Jungfrauen. Es wird die Niederwerfung des Haman gefeiert. Zu diesem Unheil, das ein ganzes Volk mit dem Untergang bedrohte, führte das stolze ruhige Selbstbewusstsein des Juden Mordechai, das ihm nicht erlaubt, sich vor einem Menschen, und sei er noch so mächtig, das Knie zu beugen; eine Tellnatur, die geistig ungleich höher steht. Auch vor dem Römer beugten sich alle Völker; nur der Jude kämpfte bis ans Ende. Alles oder nichts. Die Tatsache, dass in ihr nicht ein einziges Mal der Name Gottes vorkommt, ist ein Beweis, dass nicht religiöse Juden sie verfasst haben. Manche Handlungen standen im Gegensatz zu dem jüdischen Charakter der heiligen Schrift.

Der Samstag vor den Ostern war der "Sabbath — Hagadol". An diesem Tage pflegten, einem alten Brauch gemäss, Kinder und Strassenjungen sich über Glatzköpfe, deren Gebrechen von Schorf herrührte, lustig zu machen und sie nach Mizraim zu schicken. Man nannte sie "Pareches". Viele mit diesem Defekt Behaftete zeigten sich nicht an diesem Samstag in der Oeffentlichkeit. Manchen Leuten wurde ein Spitzname beigegeben, dessen Nennung zumal ein Grund war, sie zu verärgern. So z. B. konnte der Volksmund Seide Parich, Jankl Lagoide, Mordche Schachmoch, Leibole Schutiak, Dugie Lechtzier. Alter Buchgie Seide Polliwik und n. a. Auch auffallende Sonderbarkeiten boten Gelegenheit zur Verleihung von Spitznamen. So hiess z. B. Mordcho Süssmann, Schachmoch, weil er im Psalm las, und irrtümlich anstatt „Machschoch", einmal Schachmoch, sagte.

---

14) Beschriebene Rolle.

Es entstanden um diese Zeit in unserem Städtchen neue Industrien und neue Berufe, wie Bäckereien, in denen das ungesäuerte Osterbrot, die „Mazzes", nach allen Vorschriften des Ritus gebacken wurden. Von neuen Berufen ist etwa das Mazzesradeln zu erwähnen. Die flachgewälzten Teigblätter des ungesäuertene Brotes, mussten, bevor man sie in den Ofen setzte, mit einem spitzen Instrument angestochen werden, damit sie keine Luftblasen erhielten. Dies wurde mit einem scharfzahnigen, Instrument das an einem Stiel rotierte, besorgt. Das Backen der Mazzes hat vielen unbemittelten Männern Frauen und Kindern ein kleines Einkommen für die Ostern verschafft...

Einige Zeit vor Pessach hiess es „sparen, soweit es geht" und dies hauptsächlich in Kreisen der weniger Bemittelten, damit sie sich auch die besten Fische, die teuersten Weine, die neuen Kleider und die fetten „Keslech" leisten könnten. Eine Magenverstimmung war die Folge des Sichübernehmens. Für Aerzte und Apotheke wurde nicht vorgesorgt, so dass man für diese unvorhergesehenen Ausgaben sich nach einem Darlehen umschauen musste.

Nun kam der „Peissach", das weihevolle Fest des Jahres. Kein Feiertag gab soviel zu schaffen; besonders schwer hatten es die Frauen, wiewohl auch die Männer keinen Honig leckten. Unmittelbar nach Purim wurde mit der ausserordentlichen Reinigung der Wohnräume begonnen. Zur Charakteristik der damaligen bescheidenen Lebensweise wäre noch zu erwähnen, dass es in der beschriebenen Periode in den jüdischen Häusern keine gemalten Zimmer und gestrichene Fussböden gab; man weissigte in der Regel vor Peissach. Hauptsache war, dass das Weissigen keine Bürstenstreifen aufweisen durfte.

Beim schlechten Wetter mussten die Männer mithelfen. Lehmfussböden wurden, wenn sie Unebenheiten zeigten, mit Spreu und Dünger geglättet und mit gelbem Sand bestreut. „Tapczan". (das Bankbettel), die Betten und die schöngeschweifte Kommode, in der die Kostbarkeiten der Familie aufbewahrt waren, und die grösstenteils von Motten und Würmern angenagt waren, wurden mit Sand geschrubbt. Nur die Pendeluhr, die mit Ket-

ten und zwei bronzenen Gewichten aufgezogen wurde, war von dieser Prozedur ausgenommen. Noch ein anderes Einrichtungsstück, das sich in vielen jüdischen Häusern fand, muss ich hier erwähnen: Es ist der sogenannte „Misrach". Er war aus Papier, Pappe und Seide oder Samt hergestellt und schön gestickt. In manchem Hause war er ein wahres Kunstwerk. Gewöhnlich war er eingerahmt und an der Ostwand des Wohnzimmers aufgehängt.

Die dicken Balken, die am Plafond angebracht waren, an deren mittlerem die Hängelampe befestigt war, wurden mit Farbe geweisst. So vergingen die vier Wochen, an denen Tisch und Betten dem Gebrauch entzogen waren, weil alle Möbel zum Zwecke der Reinigung sich ausserhalb der Wohnung befanden. Die blankgescheuerten blitzenden Töpfe wurden am Wandbrett über dem Herd aufgestellt. Aus Lumpen hergestellte Teppiche bedeckten den Fussboden und dämpften den Widerhall der Schritte. In der Morgendämmerung des „Erev-Peissach" verfügten sich alle ins Bethaus. Es wurde der feierliche Akt des „Auskaufes" der Erstgeborenen vollzogen. Man scharrte sich um diese Leute, die eine Gemarah zu Ende gelernt" hatten und einen letzten Abschnitt für den „Sium" (Beendigung) zurückliessen. Diese waren von der „Auskaufsprozedur" befreit. Zum Frühstück durfte man noch „Chamez" essen. Es wurden einige Reste vom Purim-Fladen, die dafür zu diesen Zwecke aufgehoben worden waren, verzehrt. Und nun wurde alles Chamez aus der Wohnung entfernt; wenn irgend welches zurückblieb, wurde es an den nichtjüdischen Diener verschenkt. Alles Chamez (das man nicht vernichten konnte, wie Getreidevorräte etc.) wurde symbolisch verkauft. Der Star-Mechirah (Verkaufsvertrag), welcher das ganze Chamez beinhaltete, wurde dem Rabbiner übergeben, der alle Verkaufsverträge der gesamten Judenschaft an einen Nichtjuden mit vorbehaltenem Rückkaufsrecht verkaufte. Die Zeit des Chamazverbrennens im Haushalte näherte sich. Es wurden in einem Leinenlappen ein hölzerner Löffel und ein Gansfederwisch, mit dem man beim „Chamezbakennen" die Krümel hineingefegt hatte, feierlich verbrannt. Das Kochgeschirr, welches man am Peissach nicht verwenden durfte, wurde auf

den Dachboden hinaufgetragen, und das Ostergeschirr, das dort in einer Kiste aufbewahrt worden war, heruntergeholt. Der Herd wurde durch Feuer „geglüht", und das Besteck wurde in einem Behälter mit siedendem Wasser, in das man glühende Steine warf, „gekaschert".

In der Küche herrschte am Vortag des Peissach Hochbetrieb. Für gewöhnlich wurden Kartoffeln für das Mittagessen zubereitet, das aus Gansleber mit Grieben und Kartoffelpuree mit gebratenen Zwiebeln bestand. Gekocht wurde zumeist auf einem Dreifuss, unterhalb dessen mit Aufwand von viel Mühe ein Feuer angefacht wurde. Das Gerät stand vor dem Backofen, so dass der Rauch durch den Schlot entwich. Diese und noch andere veraltete Einrichtungen verursachten den Frauen viel Verdruss; um diese Zeit sahen sie es nicht gerne, dass die Männer und kleinen Kinder sich in ihrer Nähe aufhielten. Nach dem Essen wurden die Kinder sauber gewaschen und gekämmt. Die Knaben erhielten neue Anzüge, die von dem Hauptherrenschneider Jossel Schneider oder von Anczel Müller angefertigt worden waren. Die Höschen hatten vorn einen Schlitz, um allfällige Schwierigkeiten zu vermeiden. Auch wurde den Kindern die neuen Stiefeletten oder „Glanzschühchen", die bei Froim Sandler bestellt worden waren, angezogen. Die Schneider und Schuster waren vor den Ostern mit Arbeit überhäuft, so dass viele Kinder leer ausgingen, was zu jener Zeit als Malheur angesehen wurde. Denn diese Kinder fühlten sich zurückgesetzt. Zu Ehren des Festes mussten sich alle das Haar schneiden lassen. Ein Teil der Männer ging in die „Mikweh", kleidete sich hernach um und ging ins Backhaus, um beim Zubereiten der „Schmiere"[15]. (eine Art von Mazzoth, die von den ganz Frommen gegessen wurde) zu assistieren. Die Kaschrut erheischte die grösste Eile, um das Gären des Teiges zu verhindern; ging es doch um das Fest der „ungesäuerten Brote".

Die „Schmiere-Mazzoth" wurden nur von Männern und Knaben, die bereits das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatten, geknetet, ausgewälgert, gelocht, um das Hochgehen dieser

15 streng bewacht.

streng beaufsichtigten Mazzes zu verhindern, und dem Ofenschieber zum Ausbacken gereicht. Während dieser Prozedur wurde vom Rabbiner I.M. Hager das Hallelgebet vorgetragen. Er ging umher und besah von Zeit zu Zeit die Rollhölzer, mit denen die Männer, die Schürzen trugen, die Mazzoth rollten, ebenso beim „Radeln" oder beim „Durchstechen", um den angeklebten Teig abzukratzen. Damit der Teig in der Nähe des Ofens nicht zu gären beginne, wurde dem Schieber jedesmal zugerufen: „A Mazzo in Oifen heran". Grosse Holzscheite unterhielten das Feuer, und die Hitze in der Backstube war unerträglich. Sobald man mit dem Backen dieser „Schmiere" fertig war, wurde vom Rabbiner „Challe" genommen. Auch die Hausfrau nahm von den gewöhnlichen Mazzoth Challe. Sie entnahm vom Korb eine Mazze, ohne sie anzuschauen, sogar mit geschlossenen Augen, in dem sie das eigens für diese Handlung festgesetzte Gebet leise sprach. Dann warf sie dieses Stück Mazze wieder, ohne es anzuschauen, in die Flammen. Diesen Gebrauch nannte man „Challe nehmen". Er soll wahrscheinlich an das Brandopfer der biblischen Zeiten erinnern.

Zu Hause wurden inzwischen die Vorbereitungen für den Sederabend getroffen. Die gewöhnlichen Mazzoth, die in einem frisch gewaschenem Leintuch an einer Stange am Dachboden aufgehängt waren, wurde heruntergeholt.

Viel wurde unter den Frauen über die Qualität des „Borscht" debattiert, der einige Zeit vor den Ostern aus einer besonderen Gattung von roten Rüben zubereitet wurde. Das Fass mit dem Borscht und alle Tische wurden mit Brettern, als dann mit weissen Tischtüchern zugedeckt. Nicht geringere Sorgen bereitete die Beschaffung des Weines für Peissach. Die Ultrafrommen bereiteten ihn selber aus Rosinen. Diese wurden noch lange vor Beginn des Festes in eine grosse Flasche hineingetan, die, mit einem frisch gewaschenen Bauernlinnen umwickelt, an einem abgesonderten Orte hingestellt wurde.

Die weniger Frommen fuhren nach der Grosstadt und holten auch vorerst Erkundigungen ein über den „Hechscher"[16] des

16 Religiöse Erlaubnis eines Rabbiners.

Weinhändlers. Der Wein musste unter Aufsicht eines Rabbiners gekeltert und aufbewahrt sein. Nachher suchte man gemeinsam einige Weinkeller auf, kostete dabei verschiedene Weine, und jeder gab sein Gutachten ab, bis man sich schliesslich einigte. Beim Verlassen desselben verabschiedete man sich mit einem gegenseitigen Wunsch „A koschern Peissach" ! Nun ging es an die Toilette. Alle wurden frisch eingekeidet, von Kopf bis Fuss.

Die Frauen, festlich gekleidet und mit kostbarem Geschmeide — wirkliche Malkoth — erwarteten die Männer aus der Synagoge, und es gab das köstliche patriarchalische Familienbild der damaligen Juden an der Tafelrunde. Die Männer in ihren langen, schwarzen Atlasröcken (Kaftans), den Atlasgürteln, den kostbaren Zobelmützen und ihren strahlenden Gesichtern schienen wahrlich das Volk Gottes zu repräsentieren. Aus ihrer Art leuchtete die vornehme, adelige Abkunft. So mancher wird bei dem Wort" adelige Abkunft" spöttisch lächeln, als gäbe es keinen jüdischen Adel! Freilich hat der Jude sein Adelsdiplom weder auf dem Schlachtfeld noch in Königspalästen für Heldentaten auf der Landstrasse erworben. Den jüdischen Adel verlich das geistige Leben: lebendiges Talmudstudium, Liebe zu Gott und den Menschen. Und es traf sich oft, dass zu diesen Tugenden auch äusserer Reichtum und Würden sich zugesellten.

Verblüfft und bestürzt waren die Kinder, wenn man sie im Scherze damit erschreckte, dass sie, um koscher für Peissach zu sein, glühende Steinchen in den Munden nehmen und schlucken müssten.

Während die Männer und die Kinder im Bethaus waren, bereitete die Hausfrau das „Hessebett"[17] (traditioneller Ehrenplatz für den Familienvater) und deckte den Tisch nach den übernommenen Vorschriften. Das Zimmer leuchtete im Kerzenglanz und von dem Schimmer der weissen Tisch- und Betdecken. Den Ehrenplatz am Seder bekam der älteste Mann im Hause: Er war mit einem weissen Kittel bekleidet und hatte

17 Wahrscheinlich ein Symbol für die Befreiung von der Sklaverei. Es mag auch die altrömische und orientalische Sitte, bei Festmahlen auf Sofas zu liegen, mitgespielt haben.

den „Streimel" auf dem Kopf. Er sass würdevoll auf dem sogenannten Hessebett, in die tiefen Pölster, gestützt auf den linken Ellenbogen, angelehnt, wie es die Hagada vorschreibt. Der lange Bart, seine Festtagskeidung vervollständigten das ehrwürdige, patriarchalische Aussehen. Sein Befehl: „Urchatzl" und sonstige Stichworte wurden vollführt. Hierauf nahmen alle am Tische Platz u.z. in der Reihenfolge des Alters. An diesen Abend fielen die sozialen Schranken. Herr und Diener tafelten gemeinsam.

Das Wort „Seder" heisst Ordnung, weil auf der Festschüssel sämtliche Gegenstände, welche man bei den betreffenden Stellen der Hagada benötigte, der Reihenfolge nach vorbereitet lagen (z.B. drei Mazzes, bittere Kräuter, geriebener weisser Kren, Petersilie und Salzwasser, der geröstete Schenkelknochen und der Mandelbrei („Charosset", eine Masse, welche wie Lehm aussieht). Der scheinbare Lehm soll daran erinnern, dass unsere Vorfahren in Aegypten für den Pharao Ziegelsteine kneteten. „Maror" (Meerrettich) ist ein Symbol, das an die Bitterkeit der Sklaverei erinnern sollte. Die Seroah (das Stück Fleisch) soll an das Osteropfer (Korban Peissach) im Tempel zu Jerusalem erinnern. So bezeichnete man das Vorlesen aus der Hagada und das anschliessende Abendessen mit dem Kollektivworte: „Seder". Von den auf der Festschüssel liegenden, durch je eine Serviette voneiander getrennten Mazzes nannte man die erste: Priestermazze, die zweite: Levitenmazze und die dritte: Israelitenmazze. Von der ersten und dritten Mazze wurden ausser der Moitze Stückchen mit Kren und Petersilie und dem bitteren Kraut belegt und in dankbarem Gedenken an die seinerzeitige bittere Zeit in Aegypten gegessen. Von der mittleren Mazza (Levitenmazza) wurde ein grösseres Stück vom Hausvater für den Afikoman hinter dem Polster zurückgelegt, der andere Teil als Amulett bis zum nächstjährigen Peissachfeste aufbewahrt. Da man wusste, dass der Hausvater den Afikoman unbedingt benötigen werde, so bemühte sich einer der anwesenden Knaben, denselben in findiger Weise sich anzueignen. Wenn ihm das gelungen war, so erfolgte die Rückgabe nur gegen ein Geschenk, das sich der

junge Missetäter scherzhaft ausbedang. Das Feilschen um diese Gabe stellte den humorvollen Teil des Sederabends dar.

Unter den symbolischen Speisen, die eingenommen wurden, war das „Maror" die wichtigste, aber auch die schwer verdauliche, denn nach ihm hustete und pustete man mit tränenden Augen noch lange, nachdem man es geschluckt hatte.

Während des Seders trinkt jeder Teilnehmer vier der erwähnten Becher Wein in Abständen. Diese vier Becher entsprechen den vier Ausdrücken der Erlösung, die in der Bibel im Zusammenhang mit der Geschichte der Befreiung Israels aus Aegypten gebraucht werden: „Hotzeiti" („Ich habe herausgeführt") „Goalti" („Ich habe erlöst"), „Hizalti" („Ich habe befreit"), „Lakachti" („Ich habe genommen").

Nun wurde der Kiddusch gesprochen, zu dem eine besondere Melodie gehörte. Man wusch sich die Hände, wie es die Vorschrift erheischte, und das Familienoberhaupt begann mit dem Vortrag der „Hagada", deren Text in zwei Teile zerfällt. Der erste Teil beginnt mit den „Arba-Kaschot", (den vier Fragen), die vom jüngsten Kind zur aufrichtigen Freude der Teilnehmer gestellt werden. Alle zusammen sprachen den Hagadatext, der die Erwiderung auf die Fragen des Kindes enthält. Man begann mit der Erzählung vom Auszuge aus Aegypten, und dass unsere Urväter Knechte der Pharaonen waren. Wenn man zur Aufzählung der zehn Plagen kam, mit denen Gott die Aegypter für ihre Verstocktheit bestraft hatte, so wurde bei Nennung jeder Plage der Finger in den Wein getaucht, und je ein Tropfen fiel auf den Teller. In diesem so nebensächlich anmutenden Brauch zeigt sich der friedliche und versöhnliche Geist des jüdischen Volkes gegenüber seinen Feinden.

Man sprach das berühmte Gebet "Schefoch Chamatcha" („Ergiesse deinen Zorn, o Gott"), das vor der Fortsetzung des Hallelgebetes eingeschaltet wird. Es ist ein Gebet, das im Mittelalter angesichts der blutigen Verfolgungen und schaurigen Blutbeschuldigungen, die gerade die Juden um die Pessachzeit heimgesucht hatten, in tiefer Ergriffenheit gesagt wurde. Es ist ein verzweifelter Aufschrei aus tiefster seelischer Not gegen die

blutigen Verfolger, die gerade die Zeit des freudigen Pessachfestes dazu benutzt hatten, die jüdischen Häuser mit Lust zu überfallen und die Juden wie Freiwild zu morden. Es galt auch gleichzeitig als eine Warnung an unsere Feinde, dass jedes den Juden zugefügte Leid ein göttliches Strafgericht zur Folge haben würde.

Nach Verlesung des ersten Teiles der Hagada wurde das Nachtmahl eingenommen. Die Kessech (Kartoffel-Platzerl) bildeten die Hauptspeise. Zu Beginn des zweiten Teiles wurde die Türe geöffnet, um den Propheten Eliahu zu empfangen, der an diesem Abend in jedem jüdischen Hause zu Gast weilte. Zu Ehren des nur symbolisch anwesenden und unsichtbaren Gastes erhoben sich alle von den Plätzen und begrüssten ihn mit dem bekannten Gruss „Baruch-haba". Das Lesen der Hagada wurde fortgesetzt, und vor dem „Birkat-Hamason" ging man daran, den bekannten Afikoman zu verzehren. Dieser war ein schon im ersten Teile von der mittleren der drei Mazzoth abgebrochenes Stück, das zum späteren Gebrauch aufbewahrt wurde.

Mit der Verzehrung des Afikoman nahm das Mahl sein Ende. Es folgte das „Kriath-Schmagebet", in dem die Gottesfürchtigen und Hoffnungsvollen die Mesusa (Amulett an der Türpfoste) dreimal küssten, wobei die Worte „Ich hoffe zu Gott" gesprochen wurden. Man glaubte, dass auf diese Weise die bösen Geister vertrieben wurden.

Die sieben Wochen zwischen Peissach und Schawuoth führen heute noch den Namen Sefirath-haomar. Der Talmud begründet diese Trauerperiode damit, dass in der Sefirazeit 24000 Schüler des Rabbi Akiba einer Seuche zum Opfer fielen. Nach der Ueberlieferung hörte am Lag-Beomer, d.h. am 33. Tag des Omer, das Sterben der Schüler des Rabbi Akiba auf. Zur Erinnerung daran werden an diesem Tage alle Trauervorschriften aufgehoben. Auch Hochzeiten durften während der Sfira nicht gefeiert werden. Daher warten heiratslustige Paare auf den Lagbeomer, um an diesem die nationale Trauer aufhebenden Tag getraut zu werden. Allerdings gibt es für diese Einrichtung eine rationelle Erklärung, die sich auf geschichliche Tatsachen stützt.

Ein neues Kleid oder neue Schuhe legte man während dieser Zeit nicht an.

Rabbi Akiba war der bedeutendste geistige Führer nach der Zerstörung des zweiten Tempels. Seine Grösse offenbarte sich jedoch nicht nur in der Auslegung der Thora, er hatte auch einen felsenfesten Glauben an die politische Wiedergeburt des jüdischen Volkes. Und so kam es, dass er die Seele des Bar-Kochba-Aufstandes gegen die römische Herrschaft wurde. Wenn von 24000 Schülern die Rede ist, so werden damit möglicherweise die Soldaten gemeint, die sich Schüler nannten. Aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet die „Seuche" den Krieg und das grosse Sterben der Schüler die Anzahl der im Felde Gefallenen. Der Bar-Kochba-Aufstand war in der ersten Zeit von grossem Erfolg begleitet. Von den Städten und Festungen fiel eine nach der anderen in die Hände der Aufständischen. Es ist nun leicht möglich, dass am Lag-baomer ein grosser Sieg gefeiert wurde, und da hiess es in den Aufzeichnungen: Das grosse Sterben hörte auf.

Die Darstellung im Talmud musste — mit Rücksicht auf die grausame römische Herrschaft — mit grösster Vorsicht und oft nur durch Andeutungen erfolgen, da Rom überall seine Spitzel hatte.

Interessant ist übrigens, dass auch in Stanestie die jüdischen Jungen an diesem Tage mit Pfeil und Bogen spielten — eine deutliche Erinnerung an die wirkliche Bedeutung dieses Tages, der die Jahrtausende überdauerte. Nun haben sich im Laufe der Jahrhunderte die Kabbalisten dieses Festes bemächtigt, indem sie den Heros der Geheimlehre, Rabbi Schimon ben Jochaj, in dessen Mittelpunkt stellten. Seine Gegnerschaft wurde den römischen Behörden bekannt, und sie verurteilten ihn zum Tode. Er floh und hielt sich in einer Höhle dreizehn Jahre auf, wo er das Hauptwerk der Kabbala, den „Sohar", verfasst haben soll.

Das Schawuothfest, auch Fest des Empfanges der Thora genannt, brachte manche Erleichterungen, wie auch mehr Bewegungsfreiheit, Auch durfte man essen, was man wollte, und die Wohnräume wurden miit Blumen und grünen Zweigen geschmückt. Die Nacht wurde durchwacht, und kurze Abschnitte aus den 24 Büchern der heiligen Schriften und der Bibel sowie von der Gemarah und dem Sohar wurden im „Tikkum Leil Schawuoth" gelesen. Beim Beten wurde das „Akdamoth" in Aramäisch eingeschaltet. Der Toten gedachte man im Jiskorgebet, und es war rührend, wenn sogar Waisenkinder im zartesten Alter, mit Tränen in den Augen, „Jiskor" sagten. Das Mahl be-

stand aus Milchspeisen, wozu auch dreieckige mit Käse gefüllte Buchtel gehörten, die als Symbol der „Thora, Newiim und Ktubim" dienten.

Schawuoth, das Fest der göttlichen Offenbarung, fällt auf den 6. Siwan. Im dritten Monat nach seinem Auszug aus Aegypten kam das Volk Israel in der Wüste Sinai an. Auf dem Sinaiberg mit seinen vier Gipfeln, von denen einer der Horeb ist, hatte nach der Bibel die göttliche Offenbarung stattgefunden. Aus dem Feuer ertönte die Stimme Gottes und verkündete die „Zehn Gebote", die Grundpfeiler der Sittlichkeit, nicht nur für die Israeliten, sondern für die gesamte Menschheit. Nicht das Wesen Gottes, auch nicht seine überwältigende Majestät wurden am Sinai offenbart, sondern sein Wille und Walten. Die Offenbarung war für sämtliche Völker der Erde bestimmt und in 70 Sprachen verkündet worden. Die Gesetze wurden allen Völkern gegeben, jedoch nach dem Masse ihrer sittlichen und geistigen Reife, denn eine erhabene Religion und eine so hohe Rechtslehre kann nicht von rohen und unwissenden Menschen befolgt werden. Tag der Offenbarung ist ein entscheidender Wendepunkt in der Kulturgeschichte der abendländischen Völwer, weshalb sie, regierte Recht, eine Dankesschuld an das Volk Israel zu entrichten hätten.

Die Religion Israels war nahe daran, zur Zeit der Proselyten (Gere Zedek) eine Weltreligion zu werden. Die Ansichten der Weisen und ihre Stellungnahme bei der Aufnahme von Gerim waren nicht übereinstimmend. Bekannt ist das abschreckende Verhalten von Schammai gegenüber dem liebevollen Entgegenkommen Hillels. Dem Heiden, der das Judentum in der Zeit kennenlernen wollte, während er auf einem Fusse stehend ausharren könne, sagte er: „Was dir verhasst ist, das tue auch nicht deinem Nächsten. Das ist die ganze Thora, alles andere ist Kommentar". Berühmte Gesetzeslehrer, wie die Vorsitzenden des Synhedrions, Schemaja und Abtalion, der Uebersetzer der Thora ins Aramäische, Onkelos, Kaiser Antoninos (vermutliich Mark Aurel) werden als Gerim genannt. Der Andrang zum Judentum während der Zeit des Zweiten Tempels und auch nach dessen Zerstörung wuchs ständig und umfasste alle Länder des römischen Imperiums. Zahlreiche Quellen in Talmud, Midrasch, auch bei Josephus Flavius, bewiesen den mächtigen Umfang, den die Strömung der Judaisierung angenommen hatte. Die Zeit war günstig, sodass das Judentum anstelle des Christentums zur Weltreligion hätte aufsteigen können.

Trotz der ablehnenden Haltung, die das Judentum den Gere Zedek gegenüber einnahm, strömten diese, einzeln und in Massen, ihm zu, und es bedurfte besonderer Verordnungen der römischen Imperatoren, um diese Bewegung zu unterbinden. In der jüdischen Geschichte ist kaum ein Fall bekannt — ausser zur Zeit der Hasmonäer, als die Edumäer aus Sicherheitsgründen zur Annahme des Judentums gezwungen wurden — dass die Juden „Mission" in der Art und Weise wie die katholische Kirche betrieben. Einer der wenigen wohlwollenden Beurteiler des Judentums, der bekannte Historiker Ernest Renan (1892), der in seiner „Geschichte Israels" nebenbei erwähnt, dass die Bekehrung ganz Arabiens zum Judentum an einem Haar hing, bemerkt dort, dass das tatsächliche Motiv, das Andersgläubige zum Judentum zog, „das Leben der Juden" selbst war.

Hier verdient besonders die biblische Wertschätzung des Ger (des Fremden) erwähnt zu werden: „Und einen Fremdling sollst du nicht kränken und ihn nicht bedrücken, denn Fremdlinge wart ihr im Lande Aegypten".

Ueberliefert ist, dass ganze Gruppen die jüdische Religion annahmen, so das Volk der Chazaren (zur Zeit der Völkerwanderung). Die Chazaren sassen im Gebiet der heutigen Ukraina. Sie waren ein Handelsvolk, etwa vom Schlage der Armenen. Ihre Hauptstadt war Kiew. Sogar im zweiten Weltkriege schildert Pinchas E. Lapide, ein gebürtiger Kanadier, der seit 1949 in Israel lebt und als Offizier der Jüdischen Brigade 1944 in Italien kämpfte, in seinem Buch „Der Prophet von San Nicandro" die fast unglaubliche Geschichte dieser Gemeinschaft von Konvertiten. In der kleinen jüdischen Gemeinde San Nicandro beschloss eine Handvoll Bauern zum Judentum überzutreten, weil Donato Manduzio, ein Veteran des ersten Weltkrieges, zufällig eine Uebersetzung des Alten Testaments gelesen hatte; sie bestanden darauf, während sowohl die Kirchenämter, wie auch das Oberrabbinat von Rom ihr Bestes taten, sie von diesem unglaublichen Vorgehen abzuhalten. Lapide erzählt wie die deutsche Armee es mit Waffengewalt versuchte, wo Argumente und Druckmittel fehlgingen. Wie ihre christlichen Nachbarn, die zuerst ob dieses „Verrates" in ihrer Mitte wetterten, sich von der ernsten Hingabe und der Hartnäckigkiet ihrer Brüder überzeugen liessen, bis sie angesichts der Vernichtungskolonnen der Gestapo wie ein Mann aufstanden, um ihre Juden zu schützen.

Lapide erzählt von den Leiden, aber auch von dem festen Glauben der Juden von San Nicandro, einem Glauben, der ihnen über die Jahre des Krieges und der Zerstörung hinüberhalf, und er schildert, wie die Stärke ihres neuen Glaubens sie zu aktiven Zionisten werden liess. Am israelschen Unabhängigkeitskrieg nahmen fünf junge Männer aus San Nicandro teil.

Im Frühjahr 1951 folgte die Gemeinde dem letzten Willen ihres Gründers Manduzio: 78 Gemeindemitglieder wanderten nach Israel aus.

Mit Verständnis und Liebe schrieb Lapide die Geschichte dieser italienischen Bauern nieder, denen das Judentum inbrünstiges Bekenntnis wurde, für das sie bereitwillig Opfer brachten.

Wie der Autor zu berichten weiss, ist die kleine Gemeinde von San Nicandro heute vollständig mit der übrigen Bevölkerung Israels verschmolzen.

Sie waren glückselig, freuten sich mit dem ihnen Beschiedenen, waren redlich und mit ihrem schweren Geschick ausgesöhnt, wahrhafte Weise und Philosophen besonderer Art. Judaisierende Sekten finden wir auch in neuerer Zeit, und sogar in unserem kleinen Städtel Stanestie feierten "Sobotniki" den Sabbath. Rühmlich bekannt ist der „GerZedek von Wilna", Graf Valentin Potocki, der 1746 verbrannt und auf dem Wilnaer Friedhof beigesetzt wurde. Einer der letzten „Gere Zedek", der Baron Ernst v. Manstein, den die National-sozialisten 1944, mit der Hakenkreuzflagge bedeckt, auf dem christlichen Friedhof in Würzburg beisetzten, wurde im Mai 1960 rehabilitiert und auf jüdische Erde umgebettet.

Welche unfassbare und verborgene Wege geht oft die Geschichte! Dieselben Völker, wie England, das seine Juden 1290; Frankreich 1394; Spanien und Sizilien 1492; Portugal 1496; Deutschland je nach Bedarf austrieb, anerkannten zugleich die hohe Bedeutung des Judentums für die Geschichte der Menschheit.

Es wirkt geradezu grotesk, wenn heute noch die Sowjetunion ihre von den neun in Europa verbliebenen drei Millionen Juden durch nationale Verfolgungen, die unter dem Deckmantel ökonomischer Vergehen zu Todesstrafen verurteilt werden, weitaus mehr als die Angehörigen ihrer anderer Nationen dazu zwingen will, zum Internationalismus, resp. zum Atheismus durch Synkretismus sich zu bekennen. Sie wollen das Testament Stalins treu vollstrecken, worin er sagt: Sozialistisch nach ihrem Inhalt und national nach ihrer Form, hat diese Kultur zum Ziel, die Massen im Geist des Internationalismus zu erziehen Die jüngere Generation, die ohnehin von der jüdischen Religion sehr wenig weiss, wird der folgenden nichts von der überlieferten Tradition erzählen können, so werden dem Judentum auf diese Art weitere drei Millionen Juden sang und klanglos verloren gehen. Was der römischen Despotie im Altertum, den spanischen Inquisatoren im Mittelalter und dem Zarismus in der Neuzeit durch Verfolgung und Vernichtung der Juden nicht gelang, will der Kommunismus durch die proletarische Assimalition die Seele der Juden dem Moloch als Opfer darbringen. Wenn wir unter die-

sem Gesichtspunkt das Ringen des Kommunismus um die jüdische Massen betrachten, so wundert uns nicht, dass der kommunistische Prophet Otto Heller in seinem Buche den Untergang des Judentums prophezeit. Schon deshalb verdient das Judenproblem in der Sowjetunion erhöhte Aufmerksamkeit und eine Aufklärungsarbeit aller Juden, insbesondere jener, die in kompakter Masse leben.

Die Anzahl der Juden hat sich seit 2000 Jahren nicht wesentlich vergrössert. Hätten die Verfolgungen nicht die Reihen dezimiert und wären die Juden nicht in ihrer Entwicklung gehemmt worden, wahrlich, sie wären heute eines der grössten Völker. Zu Moses Zeiten soll die Gesamtzahl der Juden nicht über 3.000.000 gewesen sein. Vor der Zerstreuung des jüdischen Tempels zu Jerusalem war ihre Zahl im römischen Kaiserreich an die 6.000.000, 1910 an die 13.000.000 und im Jahre 1939 an die 18.000.000.

Der zweite Tag des Schawuothfestes gilt in der jüdischen Tradition als der Todestag König Davids. Bekanntlich führt das Buch „Ruth" die Abstammung Davids auf die Mohabiterin Ruth zurück. Die Hagada betont auch mit besonderer Genugtung die beispiellose Frömmigkeit und Rechtschaffenheit Davids. Er war der gottbegnadete Dichter vieler Psalmen, die ein Jude tägliich in sein Gebet einflicht.

Ohne eine allzu lange Einführung werden wir unmittelbar in die Wirklichkeit des alten Israels versetzt. In der Zeit der Richter brach eine Hungersnot im Lande aus. Da wandert Elimelech mit seiner Familie in das fruchtbare moabitische Gebirgsland und bleibt dort einige Jahre. Bald wird diese judäische Familie von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Es stirbt Elimelech und nach einer gewissen Zeit seine zwei Söhne, die inzwischen moabitische Frauen, Ruth und Orpa, geheiratet haben. Noemi steht nun ganz allein, ohne Mann und ohne Kinder, elend und verlassen im fremden Lande. Sie beschliesst in ihre Heimat zurückzukehren. Die Abschiedsszene von den zwei Schwiegertöchtern ist besonders charakteristisch geschildert. Auf Noemis Eindringen geht nur Orpa zurück, während aber Ruth in ihrer unvergesslicher Liebe zu ihrem verstorbenen Manne sie auf ihre Schwiegermutter Noemi übertrug und darauf bestand, mit ihr zu bleiben und ihr Geschick zu teilen.

„Wohin du gehst, gehe auch ich,
wo du bleibst, bleib auch ich!
Dein Volk sei mein Volk, dein Gott mein Gott!"

Das Hauptmotiv der Erzählung ist zweifellos die Gattentreue der Moabiterin Ruth. Ihr jüdischer Mann ist jung und kinderlos gestorben. Ruth ist ihm aber

auch nach dem Tode frau geblieben. Nun verlangt es die althergebrachte Sitte, dass der Name des kinderlos verstorbenen Mannes nicht aus der Mitte seiner Familie ausgelöscht werde. Es ist aber die Liebespflicht der nächsten Verwandten (in erster Linie des Schwagers), die Witwe heimzuführen und somit dem ohne Erben verstorbenen Mann Kinder zu geben und einen Namen für ihn aufzurichten.

Es ist Zeit der Ernte. Ruth ist entschlossen, auf ein Feld am Rande der Stadt Bethlehem hinauszugehen, um dort die für die Armen liegengebliebenen Aehren aufzulesen. Will aber der Zufall, dass sie auf den Acker des Boas gerät, eines entfernten Verwandten des verstorbenn Elimelech, der sie schon von Anbeginn an mit viel Freundlichkeit und Fürsorge umgibt.

Eines Nachts kommt Boas auf die Tenne, wo er über Nacht bleibt, um über den Ertrag der Ernte zu wachen. Noemi hatte den Plan ausgedacht, jetzt ist also der passende Augenblick gekommen, eine Entscheidung für Ruth herbeizuführen. Die Not der jungen Frau verlangte besondern Mut und ein Mass von Tatkraft. In der Stille der Nacht kommt Ruth auf die Tenne und legt sich Boas zu Füssen. Es war eine gewagte Handlung einer verzweifelten, um ihre und ihrer Familie Zukunft ringenden Frau. Diese verfängliche Nachtszene in der Scheuer des Boas wird in biblischer Tradition mit einem Zartgefühl und feinfühlender Zurückhaltung geschildert.

Ruth, wie einst Tamar in der Jehuda-Geschichte im ersten Buche Moses 38, kämpft mit Heroismus, um ihr Ziel zu erreichen. Bald wird sie auch als Frau von Boas heimgeführt und gebärt ihm einen Sohn, mit Namen Oved, der Ahne des später verherrlichten Königs David. Ruth ist, wie einst Tamar, rehabilitiert. Ihre Tugend wird belohnt. Sie, die Fremde, die Moabiterin, ist zur Stammutter des Königs David geworden. Die kühne, entschlossene Frau hat ihren Willen durchgesetzt, und das Altertum hat die Klugheit und Tapferkeit der Frau hoch einzuschätzen gewusst.

Als angebliche Nachkommen des Königs David sollten nach Arthur Bab Riviera ausser dem britischen und abessinischen Herrscherhause lediglich Isaak Abarbanel 1467—1508 zu nennen sein.

Erklärlicherweise proklamierten sich alle falsche Messiasse und Schwindler, wie David Reubeni, Jakob Frank und Sabbatai Zevi, die im Laufe der Jahrhunderte auftauchten, als Nachkommen des Königs David, denn diese Eigenschaft gehörte sozusagen zu ihrem Gewerbe.

Schliesslich sei daran erinnert, dass der Stifter der christlichen Religion laut dem Evangelium Matth. ein Nachkomme Davids gewesen ist. In den ersten (sechzehn) Abschnitten wird ein Stammbaum von Abraham bis Jesus geschildert. Im siebzehnten heisst es dann: „Auf diese Art gab es von Abraham bis David vierzehn Generationen und vom Exil bis Christus wieder vierzehn Generationen.

Die Tage vom Fasttag am 17. Tamus bis zum 9. Ab wurden als die drei Wochen der Entbehrungen bezeichnet. Zu die-

ser Zeit war jedwede Belustigung untersagt. Man liess Kopf und Bart ungeschoren, auch durfte man keine neuen Kleider anlegen. Sie beginnen mit dem Tage, an dem Titus in die Stadt Jerusalem eindrang. Ein von seinem Volke abgefallener Jude war es, der sein Heer, dessen Führung er nicht gewachsen war, als Feldherr leitete.

Der 17. Tamus wurde somit der eigentliche Tag der Zerstörung Jerusalems. Aber die obere Stadt hielt sich noch volle drei Wochen im hartnäckigen Kampfe gegen die Römer, bis es gelang, in den herrlichen Tempel die Brandfackeln zu schleudern und ein Kulturleben zu vernichten, für das die Römer niemals ein Verständnis gehabt haben. Der 17. Tamus wurde zum Trauertage. Wie schrecklich die Juden in jenen Kämpfen litten, ersieht man aus den Nachrichten des Josephus, den jeder Jude in der Uebersetzung einmal lesen sollte. Obwohl dieser schliesslich zu Titus übergegangene Feldherr der Juden sich bemüht, den Edelmut des Eroberers zu zeigen, muss er doch erzählen, dass er einmal an einem Tage aufhören musste, jüdische Flüchtlinge und Gefangene zu kreuzigen, weil man kein Holz zu Kreuzen mehr auftreiben konnte. Am Geburtstage seines ebenso wie er wahnsinnigen Bruders Domitian liess er seinen Hausgöttern 2500 gefangene junge Juden als Opfer schlachten und ebensoviele wurden als Opfer verbrannt am Geburtstage seines Vaters Vespasianus. Wenn man bedenkt, dass das kleine Judäa mit Einschluss von Samaria und Galiläa noch nicht so gross ist wie das kleine Belgien, das Römische Reich aber damals die ganze Kulturwelt umschloss, die um das Mittelmeer herumgelagert ist, so versteht man erst, was es bedeutet, dass dieses kleine jüdische Volk jahrelang den geübtesten und grössten Heeren der Römer und seinen besten Feldherren Widerstand geleistet hat.

Hier müssen wir noch einige andere Fasttage erwähnen. Am dritten Tage im Tischri ist der Fasttag des Gedalja, den man zur Erinnerung an die Ermordung des Gedalja, des Statthalters von Jerusalem, begeht. Am 10. Tebeth fastet man zur Erinnerung an den Anfang der Belagerung Jerusalems. Und am 13. Adar (im Schaltjahr am 13. Adar Scheni) findet das Fasten Esther statt, zur Erinnerung an den geplanten Mordanschlag Hamans gegen die Juden des persischen Reiches.

Was den Aufstieg Davids vom Hirten zum König betrifft, wird erzählt, dass Samuel auf Gottes Geheiss zu Isai ging, um einen seiner Söhne zu salben, den Gott dazu ausersehen hatte, den Goliath zu töten. Isai führte ihm seine zwölf Söhne vor, alle von gleicher Statur und schön von Ansehen, einer aber war von ganz besonderer Schönheit. Als Samuel ihn erblickte, rief er aus: „Wahrlich! Dieser wird es sein". Da sagte Gott zu ihm: „Deine Augen sehen auf das Aeussere, ich aber schaue in das Herz — der ist es nicht". Darauf sagte Samuel zu

Isai: „Gott sagte mir, du habest noch einen Sohn, wo ist er?" „Ja", antwortete Isai, „er ist aber so klein, dass ich mich schäme, ihn sehen zu lassen, er ist auf der Weide". Samuel ging hin und fand David im Tale. Da rief Samuel aus: „Das ist er". Gott sagte: „Er versteht es, die Schafe zu weiden, so soll er auch der Hirte meines Volkes sein". Nachdem David zum König gesalbt wurde, sprach er zu Gott: „Herr der Welt! Warum sagt man (im Gebete) Gott Abrahams, Gott Isaaks und Jakobs und nicht Gott Davids?" „Jene wurden von mir auf die Probe gestellt, du aber nicht!", antwortete Gott. Da sagte David: „Prüfe mich auch auf Herz und Nieren". Da sagte Gott zu ihm: „Ich werde dich erproben, und ich will dir auch — was ich bei jenen nicht getan — voraussagen, dass dich ein Weib in Versuchung führen werde". Darauf wird weiter erzählt, dass Bathscheba hinter einem Bienenkorbe sich den Kopf wusch. Satan erschien dem David in Gestalt eines Vogels, David schoss nach ihm, der Pfeil zerschmetterte jedoch den Bienenkorb, und da erblickte er sie. David erkundigte sich nach ihr und erfuhr, sie sei die Frau des Uriah, der sich im Kriege befand. David schrieb hierauf an den Heerführer, er solle den Uriah bei einem Angriff in die vorderste Linie schicken. Uriah wurde getötet, worauf er dessen Frau sich zum Weibe nahm. Später bereute er sein Vergehen und tat Busse. 40 Tage lang weinte er und bat Gott um Vergebung. Vor Scham erhob er nie seine Augen zum Himmel und wiederholte den Bussepsalm, bis Gott ihm seine Sünde vergab. Die Gewalt seines Gebetes vermochte die Himmel zu stürmen. Seiner Bestimmung gemäss sollte David (nach Pirke R. Elieser, C. 19) nur drei Stunden leben und dann zu Gott wieder eingehen. Adam aber schenkte ihm siebzig von den ihm bestimmten tausend Jahren seines Lebens.

Das Leben Davids ist mit Tragödien ausgefüllt: Der junge David auf der Flucht vor Saul, der alte König auf der Flucht vor seinem rebellischen Sohn Absalom, die Batscheba-Geschichte, die Schwäche Davids geben diesen Geschichtsabschnitten ein düsteres Bild.

Die allergrösste Bedeutung im Laufe seines Lebens hatten gewiss seine Feldzüge gegen Philister, Moabiter, Ammoniter, Aramäer und Edomiter, eine straffe Kult-, Heeres- und Verwaltungsreform macht Juda zu einem selbständigen Staat mit der nach ihm benannten Hauptstadt Jerusalem, der über tausend Jahre, trotz vieler Zwischenfälle und Einbussen der Souveränität, Bestand hat.

Der 9. Aw (Tischa-Beaw) gilt in der Geschichte Israels als Unglückstag. Denn der Sage zufolge wurde der Erste Tempel am 9. Ab durch die Babylonier zerstört. An dem gleichen Tage wurde der Zweite Tempel von den römischen Legionen erstürmt und niedergebrannt. Am 9. Ab soll die Erhebung Bar-Kochbas gegen die Römer zusammengebrochen sein. Auch für die Vertreibung der Juden aus Spanien wurde der 9. Ab. Einen Tag darauf

schiffte sich Kolumbus ein, um Amerika zu entdecken. Am 9. Ab begann sogar in der Neuzeit der Erste Weltkrieg. Und am 9. Ab standen die Deutschen vor den Toren Polens und eröffneten unter dem ausgeklügelten Vorwand „Ihr habt begonnen" die Invasion, so dass auch der Zweite Weltkrieg an diesem Tage seinen Anfang nahm. So reichen die für das Judentum verhängnisvollen Ereignisse, die sich am 9. Ab zutrugen, von uralter Zeit bis in unsere Gegenwart. Das Judentum ist trotz der Stürme, die über seinen Bestand in den Jahrtausenden seines Exils hereinkamen, und trotz der Leiden, die es zu erdulden hatte, nicht untergegangen. Es verdankt sein Dasein in erster Linie seiner Religion und der Geistigkeit die für unser Volk charakteristisch sind.

Nach altem Brauch fanden in Stanestie während des ganzen Monates Elul Friedhofgänge statt. Die armen, seelisch belasteten Menschen weinten an den Gräbern von Eltern und Verwandten und erstickten ihr bitteres Herzleid in einem Meer von Tränen. Masslos in ihrem Schmerze waren die Frauen, die das Friedhofgelände mit vor Weinen geröteten und geschwollenen Augen verliessen.

Das ganze Leben an diesem Tage stand im Zeichen tiefster Trauer, die durch symbolische Handlungen in ihrer Wirkung verstärkt wurde. So wurden am Abend vor dem Fasttag hartgesottene Eier in Asche gewälzt, ehe sie mit harten Kringeln gegessen wurden. Im Bethaus wurde das „Echa-Jaschwä" mit einer besonders traurigen Melodie vom Vorbeter vorgetragen. Die Beter waren unbeschuht, hielten brennende Kerzen in den Händen und begleiteten den weinerlichen Singsang mit tief gefühlten Seufzern. Die Zerstörung der Tempel, Sinnbilder nationaler Heiligtümer, bedeutete die grösste nationale Katastrophe. Nachher ging alles zum Friedhof, wo Knoblauch auf die Grabsteine gelegt wurde, zum Zeichen, dass der Trauertag kein Vergessen brachte.

Wir Kinder konnten die Bedeutung des Tages noch nicht verstehen. Für uns war er ein Fest, ein Trauerfest — aber ein Fest. Die Lausbuben hatten sich für diesen Tag sogar eine lustige Tradition zurechtgelegt. Schon am Vortage sammelten sie „Bärelach" (Kletten) in den Feldern, stopften alle Taschen voll und

bewarfen sich damit im Tempel. Auch mancher erwachsene Jude bekam eine von Lausbubenhand geworfene Bärele in den zottigen Bart, die er nur mit Mühe und mit Aufopferung vieler Barthaare wieder loswerden konnte.

Die Betenden liessen sich natürlich diesen Unfug nicht gefallen und es geschah manchmal, wenn ein Lausbub in flagranti erwischt wurde, dass die allgemeine Andacht plötzlich durch schallende Ohrfeigen unterbrochen wurde. Aber auch die Erwachsenen konnten sich des Lachens nicht erwehren, wenn sie die mit Bärelech bedachten an ihren Bärten und Paies herumlaborieren sahen.

Wehmütig, mit Bangen lernten wir die Geschichte „Tarnegol wetarnegoleth charaw Tur-Malka", wie einer Henne wegen ein Sreit mit einem römischen Soldaten entstand, der arg ausartete und dahin führte, dass eine ganze Stadt, Bethar, ausgemordet wurde.

Weiters erzählte uns ein Midrasch von der Belagerung Jerusalems durch Sancherib: Sancherib hätte einmal während dieser Belagerung mit einem seiner Feldherren einen Rekognoszierungsritt unternommen und es gelang ihnen bis hart an die Stadtmauer heranzukommen. Mit Hilfe seines Begleiters erkletterte der König die Mauer und gewann einen Blick auf Jerusalem. Die Stadt kam ihm klein vor, er verachtete sie in seinem Herzen und sagte geringschätzig zu seinem Feldherrn: „Dieses Städtchen werden wir gleich morgen stürmen."

Unter uns Zuhörern brach grosse Heiterkeit aus. Wir stiessen uns gegenseitig vergnügt mit den Ellbogen an und belustigten uns über diesen Sancherib, der Jerusalem, man denke, Jerusalem, die Weltstadt- als ein Städtchen bezeichnete. Bekanntlich aber rückte ein Heer von Engeln aus und bereitete ihm eine gründliche Niederlage. — Es war wahrhaftig, als ob alles erst gestern passiert wäre, als seien soeben die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingelangt.

Noch eine traurige Geschichte wird von den beiden Kindern des Hohepriesters Rabbi Ismael erzählt, die an Schönheit nicht ihresgleichen hatten. Schwerer als die zu erduldende Sklaverei, in die sie glaubten, traf sie die Trennung voneinander, denn ungewöhnlich wie ihre Schönheit, war die geschwisterliche Liebe, mit der sie aneinander hingen. Und es geschah eines Abends, dass die Römer sich beim Gastmahl trafen. Als der genossene Wein die Zungen löste und man sich der Kriegstaten und der gemachten Beute zu rühmen begann, beteuerte ein Römer, den schönsten Jüngling gefangen genommen zu haben. Ein anderer Römer wollte das schönste Judenmädchen zur Sklavin erbeutet haben. Die Römer beschlossen von den bei beiden schönen Menschenkindern Nachkommenschaft zu züchten und sperrten Sklave und Sklavin über Nacht zusammen. Als der Morgen graute, erkannten sich Bruder und Schwester. Sie sanken einander in die Arme- und so gross war ihr Jammer,

dass sie vor Weinen starben. Wir empfanden alle einen Schmerz, als ob diese Begebenheiten sich erst kürzlich zugetragen hätten.

Gewöhnlich wurden die fünf Buchrollen, u.z. das Buch Esther, das hohe Lied, die Klagelieder, Ruth und der Moralprediger regelmässig an kalendarisch festgelegten Daten vorgetragen.

An Neumondstagen (Rosch-Chodesch), an denen die Frömmsten keinerlei körperliche Arbeit verrichteten, wurden an bestimmte Arme Almosen verteilt:

In sehr vielen Häusern fand sich unter den Lehr-und Gebetbüchern ein unfangreiches, in Leder gebundenes Buch mit dem Titel „Derech Hachaim." Es enthält viele spezielle Gebete und manche bis ins einzelne gehende Erklärungen der verschiedenen Minhagim (Bräuche), insbesondere die Vorschriften anlässlich des Sederabends. Sie vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht. Ein besonderes Gebetbuch, das für die Frauen bestimmt war, trug Titel „Korban Minche" und enthielt unter anderem eine jiddische Uebersetzung „Zena Urena". Diese gab über die religiösen Bestimmungen Aufklärung, und wer diese Erzählungen mit besonderer Hingabe und mit Pathos zu lesen verstand, konnte die Zuhörerinnen traurig stimmen und zu Tränen rühren. „Korban Minche und Teitsch-Chumesch" bildeten durch Generationen die hauptsächliche Erbauungslektüre für Frauen und übten einen bestimmenden Einfluss auf die Charakterbildung der jüdischen Mütter aus.

Viele von uns werden sich noch daran erinnern, dass unsere Mütter und Grossmütter an Sabbathnachmittagen ihre Brillen, die nur noch mit einer Schnur oder einem Draht an den Ohren festgehalten werden konnten, aufsetzten, um den jiddischen Pentateuch zu lesen. Wie die Brillen, war auch das Buch durch ständigen Gebrauch abgenutzt und noch kaum lesbar.

In jenen Tagen schrieb man physische Erkrankungen der Besessenheit durch einen „Dybuk" zu. Der Aberglaube war besonders in Frauenkreisen weit verbreitet. Wenn der Dybuk von einer Frauenseele Besitz ergriffen hatte, klangen die Schreie der Kranken, wie man sie zu hören vermeinte, fremdartig. Zwecks Heilung wurden diese Kranken von ihren Famlien zu verschie-

denen Rabbis geführt, insbesondere zum Sassower Wunderrabbi. Dieser hatte die Prozedur vom Apter Raw übernommen. Er liess einen Grossteil der Juden der Gemeinde ins Beth Hamidrasch kommen. Auf sein Geheiss wurde das Taharabrett (auf dem man die Leichen wusch) auf den Tisch des Almemor gelegt. Auf diesem Brett musste die Kranke liegen, die scheinbar vom bösen Geist besessen war. Der Rabbi wandte sich dem Aron-Hakodesch zu, klopfte dreimal mit seinem berühmten Stecken auf die Stufen und schrie dabei mit lauter Stimme: „Ich befehle dir, böser Geist, von der reinen Neschume (Seeles) zu lassen. Mach, dass du fortkommst!". Nach diesem Bannspruch fühlte sich das Opfer von dem Alpdruck befreit und verliess den Rabbi geheilt und geläutert von allen Sünden.



Der Jude beim Verrichten des Morgengebetes und mit Andacht haltend die Thorarolle. (Mark Shagal)

IX

DIE RITUALMORDLUEGE UND IHRE FOLGEN

Auch in Stanestie zeigten sich sehr bald die Folgen der zweigeistigen Strömungen, nämlich des Chassidismus auf der einen und der Aufklärungsbewegung auf der anderen Seite, deren Synthese das heutige jüdische Leben geschaffen hat. Während die Aufklärung mit ihrem Rationalismus und dem Drang nach Bildung und Wissen ein Produkt der Aussenwelt, der westlichen Kultur, war, erblickt man im Chassidismus eine innerjüdische. aus Tradition und Vergangenheit resultierende Bewegung: gläubig, mystisch, irrational und geheimnisvoll, voller Glut und heiliger Ekstase, die den jüdischen Menschen, den einfachen Mann, zu seinem heiligen Ursprung zurückführen wollte. Unabhängig davon herrschte im zaristischen Russland tiefstes Mittelalter. In den Pessachtagen im Jahre 1903 kam es zu einem Pogrom in Kischenew, der in den Kreisen der Aufklärungsbewegung schmerzliches Aufsehen erregte. In Stanestie sang man das Pogromlied unter folgendem Vers: „Die erste Nacht von Peissach ist heraus asa Roskas (Befehl) as Jüden sollen liegen behalten, sei sollen sich nicht drehen auf der Gass."

Die Welt draussen horchte auf. Sogar Kaiser Wilhelm liess den Zaren wissen, dass der Pogrom unmenschlich ist, und er ihn hiefür verantwortlich mache. Die russische Regierung entschuldigte sich mit der bekannten Ausrede, dass weder die Polizei noch der Pristaw davon Kenntnis hatten. Darauf veröffentlichte damals die Londoner „Times" zum Kischenewer Pogrom folgendes Schreiben: „Ministerium des Innern. Ministerkanzlei. Nr. 341, den 25. März 1903. Absolut geheim. Dem Gouverneur von Bessarabien.

Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, dass in dem Ihnen anvertrauten Gebiete Unruhen gegen die Juden vorbereitet werden, die ja hauptsächlich die einheimische Bevölkerung ausbeuten. Angesichts der allgemeinen Unruhe der städtischen Bevölkerung und angesichts dessen, dass es unerwünscht wäre, durch allzu strenge Massregeln gegen die Regierung gerichtete Gefühle in die noch nicht von der revolutionären Propaganda berührte Bevölkerung hineinzutragen, wird Ihre Excellenz die Unterdrückung der vielleicht ausbrechenden Unruhen nicht durch Waffengewalt, sondern durch Ueberredungsmittel zu erreichen suchen Gezeichnet: Plehwe. Die Echtheit dieses Geheimbriefes konnte von der russischen Regierung nicht bestritten werden.

Amerika, England und Dänemark verurteilten das Barbarentum. Die Jugend Europas appellierte an das Weltgewissen. 41 Juden waren während der Aktion der Hooligans ums Leben gekommen und 600 hatten Verletzungen davongetragen.

Einige Jahre später, u.z. im Jahre 1911, wieder um die Osterzeit, ereignete sich in Russland ein Mord, den die russische Offizialität zum Ritualmord stempelte. Ein zwölfjähriger Knabe, namens Andrei Juschtschinski, wurde in der Nähe von Kiew gefesselt und aus 47 Stichwunden blutend aufgefunden. Sofort griff die Presse das Ereignis auf. Die reaktionären Petersburger Zeitungen berichteten in Schlagzeilen, der Knabe sei das Opfer eines Ritualmordes geworden, begangen von der jüdischen Sekte der Chassidim. Das Signal war gegeben, es begann die Untersuchung nach dieser Richtung. Bald darauf wurde der Ziegeleiangestellte Mendel Beiles des Mordes bezichtigt. Er wurde eingekerkert, und es wurde ihm der Prozess gemacht. Vierunddreissig Tage dauerten die von einer erregten Welt verfolgten Gerichtsverhandlungen. Schliesslich sprach die russische Justiz das Urteil: Beilis sei nicht schuldig, doch liege ein Ritualmord vor. Späterhin gestand eine Frau, mit Namen Vera Tscheberiak, zusammen mit einer von ihr geführten Bande, den Knaben ermordet zu haben. Dieser Prozess wurde auch von der Stanestier Judenschaft scharf verfolgt.

Dabei kann man sich nur über das kurze Gedächtnis der Menschheit wundern. Die Ironie der Geschichte will es nämlich, dass jener an sich belanglose Kiever Jude als ein Mann, der des Ritualmordes verdächtigt wurde, damit der Schicksalsgenosse des Mannes wird, in dessen Namen er angeklagt und eingesperrt wurde, nämlich des Zaren Nicolaus des II. Als auf Nicolaus, da er noch Thronfolger war, in Japan ein Attentat verübt wurde, waren die japanischen Leute in Tokio voll davon, dass dem zukünftigen Herrscher über ein Christenvolk damit nur recht geschehen sei, denn wie allgemein bekannt sei, töteten die Christen zu rituellen Zwecken japanische Kinder. Als die christliche Welt das damals las, was sie heute längst vergessen hat, lächelte sie. Hätte die japanische Regierung sich aber diese Anschauung der echtjapanischen Leute zueigen gemacht, einen Christen wegen Ritualmordverdachtes verhaftet und für Jahre eingesperrt so würde die christliche Welt vermutlich nicht nur gelächelt haben.

Die Ritualmordbeschuldigung geht auf eine gehässige Entstellung eines biblischen Berichtes zurück. Im Pentateuch (Schemoth, Absch. Ba, Absatz 21), heisst es: Nach den neun Plagen die über den Pharao und sein Volk verhängt wurden, da er die versklavten Juden nicht freilassen wollte, erfolgte auf Geheiss des Allmächtigen die zehnte und schwerste Plage, u.z. die Tötung der Erstgeborenen. Moses berief die Aeltesten und gab den Befehl: „Nehmet Schafe und schlachtet sie als Peissachopfer, und mit ihrem Blut machet an den Türpfosten eines jeden jüdischen Hauses ein Zeichen (um es als solches kenntlich zu machen). In dieser Nacht darf kein Jude sein Haus verlassen, damit der Bote Gottes diese letzte Strafmassnahme ohne Irrtum und Störung durchführen könne." Weiter heisst es im Absatz 24: „Ihr sollt dies zum Gesetz erheben, für euch und euere Kinder."

Millionen Menschen haben das „Alte Testament" niemals gelesen, und ihre Einstellung zu den Problemen des Judentums hat oft keine andere Grundlage als das Wenige, das sie im Religionsunterricht mitbekommen oder aus gelegentlichen Predigten gelernt haben. So kommt es, dass sie an die Lüge glauben, in der Bibel sei den Juden befohlen worden, die Nichtjuden zu hassen.

Seit Abfassung der Bibelkonkordanz kann es keinem Fachmann zweifelhaft sein, dass dieser verhängnissvolle Satz in der Thora nicht vorhanden ist. Das Gegenteil ist wahr. Das Gebot der Nächstenliebe, die das Christentum auf seine Fahne geschrieben hat, ist jüdischen Ursprunges und in der Bibel verankert. Im (Jeruschalmi, Ned. 89) heisst es: „Liebe deinen Nächsten."

Es sei mir gestattet, bei dem Kapitel „Blutanklage" etwas länger zu verweilen, zumal es sich in jedem Ritualmordprozess erwiesen hat, dass die Anschuldigungen böswillige Erfindungen waren und es einen" Ritualmord" überhaupt nicht gibt. Nur in den christlichen Ländern konnte die Bevölkerung zufolge der feindlichen Einstellung der Kirche gegen die Juden als die „verfluchten Urheber der Kreuzigung Jesu" an das Blutmärchen glauben. In manchen Staaten musste das Ritualmordmärchen häufig dazu herhalten, um sich von dem Schuldgefühl gegenüber den Juden zu befreien. Unter den Arabern, Persern, Osmanen und sogar unter den grausamen Berberstämmen brauchten sich die Juden niemals gegen den Verdacht eines „Ritualmordes" zu verteidigen.

Es ist bemerkenswert, dass es im Mittelalter von den Grenzen Chinas bis zum Gibraltar keinen Muslim gegeben hat, der gegen die Juden die Anklage erhoben hätte, dass sie zu rituellen Zwecken Blut von Nichtjuden brauchen. Die Tatsache ist um so auffallender, als es in der islamischen Welt viel grössere Judengemeinden gegeben hat als in Europa.

Bei der ersten Anklage, die in Fulda im Jahre 1235 am 25. Dezember erhoben wurde, hat sich ihre Grundlosigkeit deutlich gezeigt. Das Haus eines Müllers ging in Flammen auf, während der Eigentümer und seine Frau sich in der Kirche befanden. Die im Haus befindlichen Kinder wurden tot aufgefunden. Die Juden wurden der Brandstiftung und der Ermordung der Kinder beschuldigt. Zufällig befanden sich Kreuzfahrer im Orte. Beim Gerichtsverfahren kam auch die Folter zur Anwendung, und mit deren Hilfe gewann man belastende Aussagen gegen zwei Juden. Schon am 28. Dezember, also am dritten Tage nach dem Brande, wurden diese beiden und noch

andere 32 Juden mit dem Tode bestraft. Nachträglich unterzog Kaiser Friedrich II. diese Frage einer eingehenden Untersuchung und berief hierzu möglichst viele Fürsten, Barone und Edle des Reiches, Aebte und Geistliche von verschiedenen Orden. Das Ergebnis der Beratungen der Versammelten veröffentlichte der Kaiser in einer Urkunde vom Juli 1236, die in der sogenannten goldenen Bulle im Kölner Stadtarchiv aufbewahrt ist. Wie in derselben mitgeteilt wird, wurden nicht bloss die Fuldaer Juden von der Anklage, dass sie die Kinder zu rituellen Zwecken getötet hätten, freigesprochen, sondern es wurde auch allen ferneren Anklagen wegen rituellen Mords der Boden entzogen. Die Sache ging noch weiter bis zum päpstlichen Stuhl. Papst Innocenz IV und seine Nachfolger nahmen mit Entschiedenheit Stellung gegen die Rtualmordbeschuldigung und erliessen mehrere Bullen in diesem Sinne.

In neuerer Zeit erregte der Polnaer Ritualmordprozess grosses Aufsehen. Leopold Hilsner, ein beschränkter und geistig zurückgebliebener Mann, uneheliches Kind eines christlichen Vaters, galt als tschechischer Jude. Er wurde wegen angeblichen Mordes an Agnes Hruza und Maria Klima von einem tschechischen Schwurgericht zu Kuttenberg am 16.12.1899 und vom Schwurgericht zu Pisek am 14.11.1900, einstimmig zum Tode durch den Strang verurteilt. Die gerichtliche Untersuchung hatte festgestellt, dass am 1.April 1899 in einem Walde in der Nähe von Polna die Agnes Hruza ermordet aufgefunden wurde. Das Gericht erkannte Hilsner als Mörder. Noch grotesker erscheint die Schuldigsprechung Hilsners wegen angeblicher Ermordung der Maria Klima, in welchem Falle nicht einmal die Tatsache des Mordes und dessen Zeitpunkt festgestellt werden konnten. Man fand ein Skelett und nahm an, dass Hilsner, nachdem er die Hruza ermordet hatte, sicherlich auch der Mörder der Klima war. Zwei Umstände trugen viel zur Verurteilung Hilsners bei: die Verteidigung lag in sehr schwachen Händen und wieder soll sich seine Mutter bei ihrer Einvernahme als Zeugin der Aussage entschlagen haben (auf Anraten des Anwaltes, um sie vor Misshandlungen durch den Pöbel zu bewahren). Dieser

Kunstfehler war geeignet, den Ausgang zu entscheiden. Dieser Prozess hatte eine nach Millionen zählende Gemeinschaft im Innersten getroffen, und Fanatismus und Aberglaube des slavischen Volkes schmiedeten die Waffen dazu. Das tschechische Volk hatte diesen Tag als nationalen Feiertag für die Stadt Kuttenberg proklamiert. Da stellte sich der Professor T.G. Massaryk, der dieses Fehlurteil anprangerte, auf die Seite der Juden und publizierte eine Streitschrift: "Die Bedeutung des Polnaer Verbrechens für den Ritualglauben." Die Schrift enthielt eine brennende Anklage gegen das offizielle Christentum.

Auch das konservative ungarische Judentum ist vom Ritualmordprozess nicht verschont geblieben, u.z. spielte sich dort seinerzeit das Drama von Tisza-Eszlar ab. Die verschwundene vierzehnjährige Esther Solymossy wurde angeblich von dem Juden Josef Scharf und dessen Genossen zu rituellen Zwecken ermordet. In diesem Prozess hatte man den eigenen Sohn des Hauptangeklagten dazu gebracht, als Kronzeuge wider seinen Vater aufzutreten. Die antisemitische Presse aller Länder bemächtigte sich des Falles und bejahte die Möglichkeit eines Ritualmordes mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, deren hirnrissige Narren fähig sind. Der Pöbel vollzog im voraus das Urteil, das man allgemein erwartete, und zerstörte in Tiszan Eszlar die Synagoge und das Haus des Tempeldieners.

Ein weiterer Prozess fand auch im Jahre 1892 in Preussen statt, wo man den jüdischen Schächter Busehoff verleumdete, dass er den fünfjährigen Knaben Johann Hegman ermordet haben soll.

Auch in Oesterreich war der „Schwarze Tod", die grosse Epidemie in der Mitte des 14. Jahrhundertes, der Ausgangspunkt grosser Judenverfolgungen. Man warf den Juden vor, durch Vergiftung der Brunnen die Pest verursacht zu haben. In Salzburg beschuldigte man die Juden der Hostienschändung, worauf gegen sie eine gehässige Verordnung erlassen wurde. Die Männer mussten gehörnte Hüte, die Frauen nebst besonderen Kleiderabzeichen „klingende Schelen" tragen.

Die älteste jüdische Gemeide Europas ist die Roms und der erste jüdische Tempel in Rom entstand drei Jahrhunderte vor dem Vatikan. Dies wirkte sich zu Gunsten der Juden aus. Bis der Judenzwinger in Rom Papst Paulus im Jahre 1555 die Juden zwang, eine gelbe Mütze zu tragen, denn die gelbe Mütze war ihnen verhasst, denn damals mussten ja die Dirnen gelbe Schleier tragen und ihre Haare gelb färben.

Hingegen in Russland gebrauchten jüdische Mädchen, die ihr Studium in einer Stadt fortsetzen wollten, Dirnenbüchel, welche ihnen die polizeiliche Erlaubnis zum Aufenthalt gestattete.

Die Stellung der Juden in den westeuropäischen Staaten konnte man deutlich im Jahre 1840 anlässlich der traurigen Damaskus-Affaire überblicken. Im Februar des genannten Jahres verschwanden in dieser asiatischen uralten Stadt, die damals von etwa 20.000 Juden bewohnt war, der Guardian eines dortigen Kapuzinerklosters und sein Diener. Bei den Sicherheitsverhältnissen, die damals dort herrschten, war dieses an und für sich gar nicht auffallend. Der französische Konsul in Damaskus, Ratti-Menton, eine übelbeleumdete Persönlichkeit, hielt es jedoch für geratener, den Verdacht auf die Juden zu lenken, da der Mord ja vor den jüdischen Osterfeiertagen stattgefunden hatte. Da die Provinz Syrien damals mit dem ägyptischen Reich unter der Regierung des kriegstüchtigen Mohamed Ali vereinigt war, und letzterer wiederum in seinen Angriffen auf die Türkei von Frankreich gegen die anderen Mächte unterstützt wurde, fiel es Ratti-Menton nicht besonders schwer, die Behörden für sein Vorhaben zu gewinnen. Mehrere angesehene Juden wurden verhaftet und im Gefängnisse gefoltert, einige erlagen den Folterqualen, das Judenquartier in Damaskus wurde vom Pöbel geplündert. An der Spitze dieses scheusslichen Treibens gegen die Juden stand der Vertreter der französischen Nation, die, nach einem damals aufgekommenen Worte, „an der Spitze der Zivilisation" marschierte. Hingegen stand der österreichische Konsul Merlato, der von der Unschuld der Juden fest überzeugt war, unerschütterlich auf der Seite des Rechtes und kämpfte mit seltenem Mute gegen den Hetzer Rati-Menton, dem es gelang, auf Grund

der auf der Folter erpressten Aussagen ein Todesurteil gegen die des „Ritualmordes" beschuldigten Juden erwirkt zu haben. Im Grunde genommen, handelte es sich nicht um die Juden, sondern um die Politik. Schliesslich musste Mohamed Ali auch der öffentlichen Weltmeinung nachgeben und liess sich von der Unschuld der Juden überzeugen und ordnete ihre Freilassung an.

Wie weit diese Blutlüge von der Wahrheit entfernt ist, können diese Christen, die daran nicht glaubten, aus folgenden Erwägungen beurteilen: Es ist den Juden schlechterdings verboten, irgend eine Art Blut zu essen (Levit. 7, 26, und Deut. 12), und zufolge dieses Gesetzes essen die Juden das Blut keines Tieres. Noch mehr, sie werfen ein Ei als verboten weg, wenn sie einen Tropfen Blutes darin finden, und es muss sogar ein Stück Brot, auf das während des Kauens ein Blutstropfen aus dem Zahnfleische oder Gaumen fällt, vor dem Genusse gereinigt und abgewaschen werden. Ist dieses, wie kann man auf den Gedanken kommen, dass eben diese Juden gar Menschenblut essen, welches noch weit abscheulicher ist? Kaum gibt es auf dem Erdboden ein barbarisches Volk, das einer solchen Bosheit fähig ist.

Nun mögen diese Ankläger, wie es doch in einer Rechtssache billig ist, welche diese entsetzliche Meinung von uns haben, irgend eine Stelle in der Schrift aufweisen, wo ein solches Gesetz, eine solche Lehre vorgetragen wird! Und bis sie dieses leisten, wird man uns die Freiheit erlauben, es fur nichts Besseres als für boshafte Verleumdung zu halten.

Wir haben da etwas Aehnliches, Z.B. erzählt uns Prof. O. Knopp in seinem Werk: „Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen: „Dem Fürsten Saphieha, der Schloss und Land Filehne besass, wurden einst mehrere Pferde gestohlen. Der Verdacht lenkte sich auf einige Juden, und es wurde mit den Verdächtigen kurzer Prozess gemacht: sie wurden alle zehn gehenkt. Aber da erhob der Nachbarmagnat aus Czarikau, der Edle von Czarnkowski, Einsprache, weil die Juden aus seiner Grundherrschaft waren. Er verlangte ernste Genugtuung. Der

Fürst Saphieha liess nun in Filehne zehn beliebige Juden aufgreifen, und schickte sie dem Nachbar mit dem Bedeuten, er möge ihnen ein Gleiches tun. Das geschah auch. Nach vielen Jahren jedoch stellte sich die Unschuld der Verurteilten heraus, und um sich mit seinem Gewissen abzufinden, liess der Fürst an dem Orte, wo die Juden gehenkt waren, an der Stelle des alten Galgens eine Kapelle errichten, die dem Schutzpatron der Stadt Filehne, dem heiligen Lorenz, geweiht wurde, und die noch heute steht."

Nicht minder als die Ritualmordlüge entfesselte die Dreyfusaffäre einen Sturm der Entrüstung in der freien Welt. Als Dreyfus nach seiner Verurteilung im Kerker sass, sagte er dem braven Forzineth: „Mein Unrecht ist, dass ich als Jude geboren bin". Und in den Tagen, in denen Brisson die Revisionsverhandlung durchsetzte, war in der „Aurora" mit Namensunterschrift zu lesen, dass das stolze Selbstgefühl, mit dem Dreyfus seinen Peinigern gegenüber sich als Jude bekannte, den Hass gegen ihn bei seinen Richtern besonders gesteigert hätte. Er wollte also nicht bloss als Jude geboren sein. Er wollte als Jude kämpfen und leiden. Seine Biographie füllte fortan ein wichtiges Blatt in der neueren Geschichte der Juden.

Auch über das Verschleppen jüdischer Kinder in Russland wollen wir hier ein konkretes Beispiel anführen:

In einem russischen Städtchen lebte ein alter Jude, mit Namen Feitel Zaddik. Er war klein und verhutzelt, und man sah ihm den hohen Siebziger an; auch war er als Sonderling bekannt. Mangels anderer Beschäftigung sass er ständig auf der Ofenbank im Bethause und blätterte stumm in einem Midraschfolianten, der vor ihm auf einem wackeligen Ständer lag. Er hatte kein Heim, kein Haus, keine Familie und keine Verwandten in dem Städtchen. Man sah ihn selten auf der Strasse, noch seltener hörte man ihn sprechen, es sei denn, dass er den Abreimole Zwiebel, den alten griesgrämigen Synagogendiener, um eine Talgkerze bat. Alte Juden und die Grossmütter sahen in ihm einen Heiligen, einen Zaddik, und bezeugten ihm stumm und still ihre Ehrfurcht. Die jungen Leute meinten, Feitele sei ein überspannter Mensch oder ein Büs-

ser, der viel zu bereuen habe, und wollten nicht recht an seine Heiligkeit und Makellosigkeit glauben. Indes flösste seine völlige Absonderung von der Welt und vom Leben auch ihnen eine gewisse Achtung vor ihm ein. So konnte Feitele Zaddik Tag und Nacht über seinen Folianten brüten, ungehindert seine langen Gebete verrichten und ungehindert auf der langen Bank am Ofen schlafen. Kein Mensch wusste, wie er sich ernährte, wo er ass, wie er lebte.

Nun ereignete sich einmal, dass die Arbeiter in der Borstenfabrik streikten. Die Fabriksherren waren über ihre Arbeiter, sonst ehrliche Juden, verwundert. An einem Morgen kamen die Arbeiter in die Bethäuser, störten den Gottesdienst und schrien: „Wir wollen nicht mehr für 2 Rubel die Woche 18 Stunden im Tage arbeiten! Entweder wir bekommen 3 Rubel die Woche und arbeiten nur 16 Stunden im Tag, oder wir teilen das Geld! Ein Beutel, ein Beutel! Und wollt Ihr auch das Geld nicht teilen, dann arbeiten wir überhaupt nicht! Indessen drang Polizei in die Bethäuser ein. Alles flüchtete, drin waren nur Feitele Zaddik geblieben, den der ganze Lärm nicht im geringsten kümmerte — und zwei Polizisten.

Die Polizisten, erbost ob der Flucht der Arbeiter und aller Juden, fanden Feitele Zaddik am Ofen, der, als wäre nichts geschehen, über seinen Folianten brütete. Sie warfen sich zornentflammt mit geballten Fäusten auf ihn. „Ah, Du Hund, Du Mörder, Du Sozialist, Du Anarchist!" schrien sie ihn an und schlugen ihn mit ihren Fäusten. Als Feitel Zaddik ohnmächtig wurde, zerrten sie ihn aus der Klause. Feitele Zaddik hatte die Tortur hingenommen, ohne eine Träne zu vergiessen. Kein Schrei entfuhr seinem Munde, nur seufzte er dumpf auf und blieb wieder stumm.

Als die Leute zum Abendgebet in die Klause kamen, waren sie erstaunt, Feitele Zaddik nicht mehr anzutreffen. Als man die Wahrheit erfuhr, war jedermann ergriffen; man empfand Reue.

Noch am selben Abend traten die Gemeindeältesten aller Bethäuser zu einer Beratung zusammen, und man beschloss, da es schon an diesem Abend zu spät war, morgen in aller Frühe eine dreigliedrige Deputation an den Polizeivorsteher zu schicken, um Feitels Befreiung durchzusetzen. Sie wurde vom Polizeivorsteher empfangen. Vor ihm sass Feitele Zaddik mit bluttriefenden Wun-

den auf der Stirn und auf den Wangen. Er war gerade einem strengen Verhör unterzogen worden. Zu seinen beiden Seiten standen zwei Polizisten, die Bericht erstatteten. Der Polizei-Vorsteher verstand sofort den Zweck ihres Kommens, empfing sie freundlich, drückte ihnen die Hand, in der nach jedem Drucke etwas zurückgeblieben war, wies ihnen Stühle an und hiess sie in seiner und Feitels Nähe sitzen. Er wollte ihnen offenbar demonstrativ zeigen, welchen Schurken sie vor sich hatten, und begann daher von neuem mit dem Verhör, damit sie sich überzeugten.

Der Polizei-Vorsteher, ein ergrauter Beamter mit einer roten Nase und heiserer Stimme, begann mit den Fragen: „Woher bist Du?" Feitele antwortete in reinem Russisch mit grossrussischem Akzent: „Ich weiss nicht, Hochwohlgeboren".

„Wie alt bist Du?"

„Ich weiss nicht, Hochwohlgeboren. Ich zählte nicht die Jahre. Es ist aber schon recht lange."

„Was treibt Du hier?"

Feitele errötete, senkte den Blick und antwortete unsicher: „Gar nichts, das heisst, ich ‚lerne', Hochwohlgeboren!"

Der Polizei-Vorsteher schmunzelte gütig und wandte sich zu der Deputation: „Na, so ein geriebener Gauner, aber er soll nur sehen, dass man uns nicht betrügen kann."

Die drei Juden waren erstaunt, als sie den frommen Feitele so reines Russisch sprechen hörten.

Feitele schämte sich offensichtlich, denn er wagte nicht, den Anwesenden ins Gesicht zu sehen.

Der Polizei-Vorsteher fuhr im Siegestone fort: „Wo warst Du, bevor Du hierher kamst?"

Feitele ward feuerrot und begann am ganzen Körper zu zittern. Der Polizei-Vorsteher wiederholte die Frage in strengerem Ton und fuchtelte, um Feitele zu zeigen, was ihm bevorstehe, mit einer Nagaika vor sich hin.

Feitele zitterte und ward immer mehr verlegen. Endlich rückte er stotternd mit der Sprache heraus: „Ich war 25 Jahre beim Militär, Hochwohlgeboren."

Der Polizeivorsteher, die Polizisten und die drei Juden staunten über diese Erklärung.

Der Polizeivorsteher erholte sich aber bald von seinem ersten Staunen, schaute mit erzwungenem Argwohn Feitele an und fuhr mit dem Verhör fort:

„Hast Du Papiere?"

„Ja, Hochwohlgeboren."

Ueber Feitele kam dann eine merkwürdige Ruhe, als hätte er sich selbst überwunden. Er griff mit grosser Sicherheit in seine Busentasche und holte ein ganzes Bündel zerfetzter Papiere heraus, die er rasch auf den Kanzleitisch legte.

Der Polizeivorsteher griff mit sichbarer Neugierde nach dem Papierbündel, holte ein sorgsam zusammengelegtes Papier aus der Mitte hervor, schlug es auf und las zum Entsetzen der Anwesenden unwillkürlich laut seinen Inhalt vor. Darin hiess es:

Regiment Nr. ... Kommando Nr. ...

Im Namen des Kaisers aller Russen!

Wir Vorsteher der Regimentskanzelei des Regiments Nr. ... bescheinigen hiemit, dass Iwan Muska Abramilow, geboren ... aus ... russisch orthodoxer Konfession, 25 Jahre in Treue und Hingabe als Gemeiner und später als Unteroffizier seinem Kaiser gedient, dass er sich während seiner 25jährigen Dienstzeit nie etwas hat zuschulden kommen lassen, was ihm hiedurch urkundlich bescheinigt wird.

Der Oberst des Regiments ...

Für das Bezirkskommando.

Der Polizist las dieses Schriftstück nicht ohne innere Bewegung; die Juden wurden kreidebleich. Alle Anwesenden waren enttäuscht, sogar die Polizisten.

„Nun versteht sich", fuhr einer der drei Juden fort, „Feitele war ein Nikolaus-Soldat, wie andere auch. In seiner Jugend haben ihn die Agenten gefangen, er war Waise, und, nachdem sie ihn getauft hatten, steckten sie ihn unter die Soldaten, weit, weit, in Sibirien oder in Astrachan.

Aber Feitele war ein Zaddik, ein wirklicher Zaddik. Die ganzen 25 Jahre belebte ihn nur eine Hoffnung: zum Judentum seiner

Väter zurückkehren zu können. Diese Hoffnung gab ihm Kraft und Mut zu leiden, so viel zu leiden. Als sie ihn zwölfjährig getauft hatten, wusste er noch nicht viel; er war ein Kind. Und als jüdisches Kind unter Christen gekommen, tief in Russland, wo man keinen Juden sieht, hatte er Sehnsucht nach Juden, und er hoffte immer. — Ja, er war ein Zaddik, ein wirklicher Zaddik.

Aber ich will Euch von seinem unglücklichen Ende erzählen... Der Polizeivorsteher fand sich bald wieder in seine Tyrannen-Rolle und rief, als wäre nichts geschehen:

„Du Schurke, Du Sozialist, Du Anarchist — warte nur. Du bist als Mitglied der russisch-orthodoxen Kirche zu den Juden gegangen. — Du Verräter, Du Judas, warte nur, warte!" Und zu den Juden sich wendend, sagte er aufgeregt: „Er gehört uns, er ist unser, hier habt Ihr nichts zu suchen — er ist kein Jude — Ihr könnt gehen..."

Die Juden mussten fortgehen. Feitele gehörte nicht ihnen. Sie konnten ihm nicht helfen.

Feitele Zaddik ist in Untersuchungshaft genommen worden, da, wie ihr wisst, der Austritt aus der russischen orthodoxen Kirche mit schwerem Kerker bestraft wird. Jetzt hatte er gar keinen, der sich seiner annehmen konnte. Er war „Christ" und der Polizei auf Tod und Leben ausgeliefert.

Feitele sah die Freiheit nicht mehr. Alt und gebrochen, körperlich geschwächt, erlebte er nicht seine Verurteilung. Er hielt es im feuchten Kerker bei Wasser und Brot nicht lange aus.

An einem kalten und regnerischen Oktobermorgen sah man einen kleinen, ärmlichen Leiterwagen mit einem aus verfaulten Brettern gezimmerten Sarg durch das Städtel zum christlichen Friedhof fahren, von einem abgerissenen Polizisten und einem grossen Hund begleitet.

„Feitele Zaddik" hat so auf dem christlichen Friedhof in dem Verbrecherwinkel seine letzte Ruhestätte gefunden.

X

DIE ZEIT DER AUFKLAERUNG IN STANESTIE

Allmählich drangen fortschrittliche Ideen ein und verwirrten besonders die Köpfe der heranwachsenden Generation, deren streng religiöse Auffassung vom jüdischen Leben ins Wanken geriet. Man stellte allenthalben Ansprüche auf moderne, dem Zeitgeist entsprechende Erziehung. Assimilationsbestrebungen an die Kultur des Abendlandes machten sich geltend, und trotz der Gefahr, die diese Tendenzen mit sich brachten, konnten sich die konservativen Kreise auf die Dauer dem neuen und mächtigen Einfluss nicht verschliessen. Sie wichen schrittweise und machten selbst, ohne es zu bemerken, diesen Umwandlungsprozess mit. Der Wandel betraf zunächst die Kleidung. Allmählich verschwand aus dem Strassenbild der lange Kaftan, und an seine Stelle trat die europäische Männertracht. Auch die Schläfenlocken und die langen Bärte wurden sukzessive gekürzt. Die Frauen hielten es mit der Zeit, verzichteten auf die Perücke (Scheitel) und setzten einen neuen Stolz in den eigenen Haarschmuck. Auch die einstmals streng eingehaltenen, obligaten Mikwebesuche erfuhren eine bemerkbare Einschränkung.

Der Wandel erfolgte besonders in Jugendkreisen. Der Schüler, der ins Gymnasium kam, gab auf das Verrichten der täglichen Morgen- und Abendgebete keine Acht mehr, die Tischgebete und Abendsegen, Sabbat-und Festgebete schon gar nicht zu erwähnen. Sein Denken war nicht mehr auf die religiösen Gebräuche und die traditionelle jüdische Erziehung eingestellt, mehr noch, weil er sich von jeder zeremoniellen Bevormundung frei fühlte. Zunächst waren es die Wohlhabenden und die dem Fortschritt Sympathie zeigten, aber ganz dem altjüdischen Leben konnten sie sich nicht entfremden. Diese Eltern bedauerten den Verfall der Zeiten, ein

wenig verwirrt, ohne Verständnis, sahen sie das Neue wie ein Verhängnis nahen.

Demgegenüber gab es auch strenggläubige Eltern, die ihre Kinder in die Wiznitzer Jeschiwa (Hochschule für Talmudwissenschaft) schickten. So wuchs die jüdische Jugend in Stanestie mit den Religionsansichten und den Gebräuchen ihrer Väter auf, ihr Denken und sogar das Spielen ward auf religiöse Gegenstände gerichtet und das traditionell Jüdische von der Kindheit an in Fleisch und Blut aufgenommen. Für diese war die Aussenwelt verschlossen, obzwar von den Studierenden glänzender Schimmer verbreitet wurde, war für sie innen alles flau, welches mit der Herrlichkeit jüdischen Wissens nicht den Vergleich aushielt. Wer keine gelehrte Erziehung erhalten sollte — und diese gab es in der Mehrzahl — wurde nach Zurücklegung des dreizehnten Lebensjahres meist ziemlich unwissend dem Cheder entzogen und suchten die Eltern sie als Lehrlinge bei verschiedenen Gewerbetreibenden und als Handelsangestellte unterzubringen, damit sie auf eigenen Füssen stehen und ihr Brot verdienen.

So war in dem kleinen Städtchen die Volkserziehung und das gesellschaftliche Leben im neunzehnten Jahrhundert. Hauptursache für diesen Wandel in der Jugenderziehung war das Aufblühen von Handel und Gewerbe und der dadurch bedingte Wohlstand. So z. B. wurden das Gut, die dazu gehörende Spiritusbrennerei und die grossen Waldungen von Kalman Fischer, der einer seit Jahren in Rumänien ansässigen Familie entstammte, bei einer polnischen Adelsfamilie käuflich erworben. Ein Ortsangehöriger, Abraham Osterer, kaufte das der ukrainischen Bank „Russka Kassa" gehörende grössere Besitztum, das den Namen „Weingarten" trug. Auch Menschen mit kleinerem Vermögen folgten dem Zeitgeist und erwarben Böden. Genannt seien Schlomo Rübner, mit dem Beinamen „Eberster", Schulim Haber und Matis Birnbaum. Mühlenpächter waren Mechel Leib Osterer und Binem Schapira, die späterhin von Mendel Sonntag sowie vom ersteren käuflich erworben wurden. Mit dem Ausschank von scharfen Getränken beschäftigten sich ausschliesslich die Juden der Ortschaft. So hatte Abraham Osterer im Keller seines Hauses

ein Spirituslager, das der Neeman (Vertrauensmann) Koppel Pasternak und späterhin Chaim Lecker beaufsichtigten. Beide hatten ausgemergelte und bleiche Gesichter, in Folge der Berufsausübung im Keller. Sie mussten wirkliche Neemanim sein; denn der Spiritus wurde durch Zumischung von Wasser mit dem Gradmesser abgestellt. Dies Gewerbe war seit eh und jeh beliebt, doch zu Reichtümern brachte es keiner, bis auf Eisik Karpel, der das grosse Einkehrhaus von Oschia Safierstein im Zentrum des Städtchens erworben hatte und zu merklichem Wohlstand gelangte. Vielen, besonders der jüngeren Generation, dürfte der Name Chaim Melzer in Erinnerung geblieben sein. Denn sein Haus stand jedem offen. In seinen Ubikationen wurde das erste Beamtenkasino eröffnet. Es gab dort eine beliebte Gaststätte, die auch als Hotel diente, und eine Kegelbahn, die sich grossen Zuspruches erfreute. Die Jugend des Ortes traf sich allabendlich dort zu harmlosem Kartenspiel, später erlernten die Spieler das Tarockspiel. Chaim Melzer war ein freundlicher Mann von sanfter Gemütsart und daher gerne gesehen. In seinem Betrieb unterstützte ihn seine Frau, die ein vornehmes Benehmen an den Tag legte. Leider verstarb sie allzufrüh, da ein auswärtiger Arzt ihr Leiden nicht erkannt und unrichtig behandelt hatte.

Die Zahl der Handwerker, die von dem Auswanderungstrieb nicht erfasst waren, war gering. Die Zurückgebliebenen konnten sich durchbringen; unter ihnen waren einige, die ab und zu von ihren Verwandten in Amerika unterstützt wurden. Die Schuhmacher des Ortes hiessen From und Jankel Sandler, Schloime Grünfeld, Fischel Sandler und N. Hollinger, genannt Salamander, den man unter diesem Namen kannte. Er war ein kleines Männchen, immer in Eile — eine Eigenart, die alle Schuster hatten — als ob er fürchtete, zu spät zu kommen. Die bekannten Schneider waren Jossel Schneider, Anczel Müller und Feiwel Katz, der aus Amerika zurückgekommen war und nach dortiger Fasson schneiderte, andere Handwerker im Orte waren Jakob Winter (Raseur), Seide Schwarzkopf und Josef Klein, beide Klempfner.

A. I. Sinnreich, der Schlosser, war eine bekannte Figur im Städtchen. Keiner sah ihn je ohne sein Werkzeugkistlein und ohne

die Zigarette im Munde. Neben seiner Spezialität, dem Zupassen von Schlüsseln, hielt er auch das Erzählen von Schnurren für ein lukratives Geschäft. Weiters seien erwähnt Mechel Rittigstein, der Uhrmacher, der jedem Recht gab und selten auf seiner eigenen Meinung beharrte, und während einer Uhrenreperatur auch ein Kapitel Psalmen sagte, „damit die Uhr dauernd richtig gehe".

Tischler Katz, der im Alter anscheinend vergessen hatte, was er in der Jugendzeit gelernt hatte, und schliesslich die zwei Bäkker Chaim Frimet, dessen „Kaisersemmel" gesucht waren, und Mechel Rennert, der neben seinem Gewerbe durch seine politische Anschauungen und Beredsamkeit auffiel.

So gab es auch einen Sägearbeiter Mendel Sinnreich, der seit seiner Jugend bei verschiedenen Sägewerken als Sartierer tätig war.

Was den Gedanken der Verknüpfung von Thoratreue mit intensiver Berufstätigung betrifft, ein Gedanke, der ja an sich uralt ist, können die Stanestier Handwerker mit den Tannaiten des Altertums verglichen werden.

Das Städtchen erlebte nie eine besondere Prosperität, doch zeigte ein jeder nach aussenhin ein freundliches Gesicht. Es gab auch solche, die keinen Beruf hatten und über kein Kapital verfügten, die sogenannten „Luftmenschen". Was sie jedoch in hohem Masse besassen, war ihr unerschütterlicher Optimismus, wie z. B. Selig Weissmann, der bei einer kleinen Pachtung verloren hatte, seine Hoffnungen auf das Versprechen der Wunderrabbis setzte und dennoch als armer Mann starb. Die Frommen fühlten sich als Kinder des göttlichen Allvaters, unter dessen Schutz sie sich vertrauensvoll stellten.

Es ist wohl unmöglich, in dieser Schrift alle Juden des Städtchens namentlich zu erfassen. Denn erstens fehlen die persönlichen Daten und zweitens gab es unter ihnen nicht Menschen von Weltbedeutung, auf die man stolz sein müsste. Infolgedessen können nur jene genannt werden, die zufällig im Gedächtnis des Verfassers fortleben.

Die Zahl der Händler und Zwischenhändler und der verun-

glückten Unternehmer war in der letzten Zeit in ständigem Aufstieg, und doch konnte ein jeder seinen Lebensunterhalt durch ehrliche Arbeit sichern. Es gab grösstenteils Holzmaterialhändler, Greisler, Getreidekaufleute; es blühten der Eierhandel und das Schankgewerbe.

Bekannte Namen waren Jossel Surkis, Schmiel Eismann, Schulim Löbel, Chaim Hersch Goldner, Abraham M. Krumann, Gerschon Schorr, Schoil Aron Tauber, Seide Schmucher und Chaim Israel Grill, die drei Letztgenannten widmeten sich dem Handel mit Eisenwaren, die in ewiger Fehde lebten, weiters waren Leibole Rappelfeld, Dugie Melzer, Marjem Jente Blum, Meier Uren Watter, Jossel Meier, Alter Fischverkäufer (Bushge), Sara Haber, Schebsel Rennert, und später Scheindel Weissmann, Mordche Hersch Goldhagen, Hersch Chaim Osterer und dessen Sohn Aron, Schmiel Rosenbaum, Chaim Kreisel, Pini Dermer, Efroim Kielstock, Leiser Eismann und Jossel Liebster waren die bekannten Vertreter des Handels. Der letztere besass ein hervorragendes Talent, das ihm die Anwartschaft auf Erfolg sicherte. Ab und zu kam sein Bruder Mordche Hersch Liebster als Anteilbesitzer zur Geltung. Hoffer David, Wald Gittel, Etel Kielstock gehörten zu den bekannten Händlern.

Von den Zwischenhändlern wären zu erwähnen die Brüder Israel und Leib Rauchwerger, Eisig Grill und dessen Sohn Mordcho, Meschulim Wolloch und sein Sohn Jossel, Chaim Grill, Mechel Rauchwerger, Jüdel Osterer, Mendel Prucz, Jüdel Rübner, Schulim Haber, M. B. Grill, Abraham Neumann, Peisech Neumann. Etwas später traten auf den Plan Schloime Kaisch, Hersch Kaisch, der einen guten Anlauf nahm, Moses Büchler, Peisach Schulmann, Jüdel Kielstock. Es gab noch viele, an die ich mich nicht mehr erinnern kann.

Schenken hatten Feiwel Birnbaum, Fischel Dermer, Oischia Safierstein, dessen Schenke später von Eisik Karpel übernommen wurde, Berger's Schenke, die sptäer an Binem Schapira überging, Oischia Reiner, Eisik Robinsohn.

Der Warenverkehr wurde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Sniatyn nach Czernowitz umgeleitet. Den Weg leg-

ten die Geschäftsleute in Wagen zurück, u.z. mit Aba Reiser. Dies verlangte jedoch ein frühes Aufstehen. Man kürzte den Weg ab, indem man mit einer Fähre den Czeremusch überquerte. Ich glaube mich auch zu entsinnen, dass man in der Regel in Luzan bei der Schenke Herer zu rasten und sein Frühstück zu nehmen pflegte. Bei schönem Wetter fuhr man in einer lästigen Staubwolke. Regnete es, rückte man zusammen und neigte den Kopf, damit das Wasser abfliesse. Oft geschah es, dass man in Hlinitza und in Mamajestie dortigen Vagabunden begegnete. Eine Beruhigung trat erst ein, sobald man sich dem Städtchen näherte. Schon von der Ferne sah man die einzelnen Naftalampen an der Verkehrsstrasse leuchten; zur Linken erblickte man das lange Karpelsche Gebäude, die Geschäftslokale mit den offenen Türen, zum Eintritt einladend.

Im Orte waren merkwürdigerweise die Staatsbeamten durchwegs Juden. Der Bezirksrichter war Dr. Isidor Lutwak. Er genoss allgemeine Verehrung wegen seines scharfen Verstandes, seiner Gerechtigkeit und Güte. In schwierigen Situationen schlug er stets einen Ausgleich vor. Und darauf legte seinerzeit das Justizministerium grosses Gewicht. Gemeinde- und Gerichtsarzt war Dr. Emanuel Braun, welchen Posten nach ihm Dr. Jakob Herer inne hatte. Kanzlisten waren die Juden Moritz Nervin, Jakob Winter, weiters waren als Gerichtsbeamte tätig Benjamin Teller, Zindel Burg, Boruch Rosenberg und zwei junge Männer namens Josef Grünberg und Samuel Müller, die nach Absovierung der sechs Volksschulklassen aufgenommen worden waren. Sie bildeten lange Zeit den Gesprächstoff des Städtchens, weil sie die ersten in Stanestie geborenen Juden waren, die am Sabbath zu schreiben wagten. Gendarmeriechef war Mendel Wolloch, und der Kerkermeister hiess Meier Riegler. Als Volksschullehrerin war das Frl. Fuhrmann tätig. Von den Advokaten waren fast alle Juden: Dr. E. Gottlieb, Dr. Rohrlich, Dr. David, Dr. Winkler, Dr. Fuchs und schliesslich die letzten drei, die stabil verblieben sind, u. z. Dr. Schiffer, der die erste Zeit zur Assimilation neigte, dabei eine stolze Haltung einnahm, Dr. Markus Sternberg, der ein tief religiöser Mann war, und Dr. Philipp Sobel, der für den Sozialismus

eintrat. Auch der Notar Samueli war jüdischer Abstamung. Ing. Otto Deutsch, gross und breitschultrig, hatte ein joviales Wesen und fiel durch seinen stolzen Gang auf. Schöne Frauen spielten in seinem Leben eine besondere Rolle. Ferner verdient der Apotheker Adolf Dückstein Erwähnung, dem jedoch die jüdische Erziehung fehlte. Da alle öffentlichen Aemter von Juden besetzt waren, darf man sich nicht wundern, dass auch im Bahndienste das jüdische Element vertreten war. Der Stationsvorstand Berger, die rote Dienstkappe auf dem ernst blickenden Kopfe, gab das Zeichen zur Abfahrt des Zuges. Mit dem Postmeister Rosenberg und mit den Briefträgern Uscher Grünberg und Hermann Haber — der auch nebenbei ein berühmter Tänzer war — schliessen wir die Liste der in Stanestie wirkenden Juden im öffentlichen Dienste.

Von den Privatbeamten seien der Vergangenheit entrissen: Die Gutsverwalter und Oekonome Schmiel Brumberg, Chaim Zwecker, Sigmund Weissglass, der ein trefflicher Herrenreiter war, Feiwel Einhorn und Juda Maimann, der Buchhalter Itzig Keller, die Waldmanipulanten Neuberger und J. Schapira.

Die Zahl der Juden in öffentlichen Diensten überstieg weit ihren prozentuellen Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Auch an der Politik nahm die Judenschaft Stanesties als mitentscheidender Faktor teil. Sie hatten einige Vertreter im Gemeinderat und diese waren: Gutsbesitzer Abraham Osterer, Simon Leib Teller und Schaje Goldner — der direkt vom Bethaus mit dem Tefillinsack [1] zu einer Gemeinderatsitzung ging — und stellten zeitweilig einen Vizebürgermeister in der Person des Simon Leib Teller.

Zu jener Zeit waren auch Juden aus Stanestie in der österreichischen Armee als aktive Offiziere und Unteroffiziere vertreten. So z.B. erregte grosses Interesse der k. und k. Leutenant David Gottlieb, dessen Schnurrbart lang gezwirbelt — der lange Zeit hindurch das Bild vieler österreichischer hoher Offiziere war. Zu Jom-Tow [2] kam er nach Hause und erschien im Bethaus in

---

1) Phylakteriensack.
2) Feiertage.

der Offiziersuniform mit dem langen Säbel und den klingenden Sporen. Alle Augen richteten sich auf ihn, und es wurde ihm ein Ehrensitz an der Misrachwand zugewiesen. Auch der Zugsführer Zindel Burg und später der Feldwebel Leib Weissmann lenkten die Aufmerksamkeit auf sich.

XI

DIE JUGEND UND DIE NEUE ZEIT

Es ist ungewöhnlich und verdient hervorgehoben zu werden, dass die nationale Idee, die sich nach dem Auftreten Herzls die Herzen der jüdischen Jugend überall in der Welt im Sturme eroberte, unsere Kinder in Stanestie zunächst kalt liess. Auch der Sozialismus hatte keine aktiven Anhänger. Die religiöse Erziehung im Elternhause wirkte nach, und so bot die überkommene Moral zunächst genügenden Schutz gegen den zersetzenden Einfluss der neuen Weltverbesserer. Wohl strebte die Jugend nach besseren Lebensbedingungen, war jedoch bescheiden in ihren Forderungen, entsprechend den Verhältnissen der Eltern.

Die gesellschaftlichen Beziehungen vollzogen sich in einer Atmosphäre der Distanzierung im Rahmen jüdischer Geselligkeit und beschränkten sich auf Tanzkurse und sonstige häusliche Zusammenkünfte. Sprudelnde Lebensfreude, wie sie nur der Jugend zukommt, war in Stanestie nicht zu finden. Die Erwachsenen hatten die ernste Lebensauffassung der Jugend übermittelt.

Im Zeitalter der Aufklärung wurde das altjüdische Bildungsgut leider vernachlässigt. Die gebildeten Kreise, insbesondere die Jugend, richtete ihre Blicke auf Literatur und Kunst, auf Geschichte und Politik, und auch auf naturwissenschaftliche Probleme; aber sie vergassen, eine Brücke zu schlagen zwischen der Wissenschaft des Judentums, die sie vom Elternhause her kannten, und ihren eigenen persönlichen Wünschen. Und wenn sie auch nicht die Höhe der modernen Kultur erklommen, so zeigte es sich leider, dass sie geneigt waren, alles Fremde in sich aufzunehmen; sie kannten kein sehnlicheres Verlangen als das, die eigene Ab-

stammung ehestens in Vergessenheit zu bringen. Daher kommt es, dass auch heute noch in manchen Ländern die Meinung vorherrscht, die heutigen Juden neigten zum Atheismus. Selbst heute findet man bei einem grossen Teil unserer Stanestier einen notorischen Mangel an religiöser Bildung, von religiöser Wissenschaft ist nicht mehr die Rede.

Trotzdem soll uns das Beispiel unserer Vorfahren zum Vorbild dienen. Die Alten hüteten und pflegten das rabbinische Schrifttum. Diese Quellen mögen nie versiegen, aus denen sich in der ganzen bisherigen Geschichte stets von neuem das jüdische Leben und Denken geformt und Inhalt bekommen haben. Denn so veraltet die Bibel ist, so unerschöpflich ist sie auch. — Haben doch alle grossen Denker und Dichter aus ihr geschöpft. Goethe fand im Hiob Anregungen zu seinem Faust, Schiller wurde von Salomons Sprüchen tief beeinflusst, und wer kann erforschen, was ihr die Geisteshelden anderer Nationen alles verdanken.

Diese Eltern, es waren ihrer nicht viele, die ihre Söhne und Töchter nach Czernowitz zum Besuche der Mittelschule schickten, versuchten, durch die Veränderung der Gedankenwelt und Lebensführung, den inneren Zwiespalt ihrer Kinder, in dem sie sich befanden, mit dem Hinweis auf den „Zeitgeist" zu rechtfertigen. Wie recht hatten diese, mit denen die Vorsehung es anders wollte, sie auf einen anderen Weg zu führen! Wenn so ein „Gebildeter" während der Schulferien heimkam, oder zu Besuch dort weilte, sah er auf seine ehemaligen Chederkameraden hochmütig herab und machte sich nichts aus der ihnen zugefügten Kränkung. Die Adepten der neuen Bildung fielen sogar im Elternhause durch arrogantes Benehmen auf. Boshaft verglich man sie mit jenem ruthenischen Bauernlümmel, der nach Absolvierung des Militärdienstes, in sein Heimatsdorf zurückgekehrt, die „Mamaliga" ablehnte und nur noch „deutsch" redend, seine Mutter anbrüllte: „Mutter, kak mir Flemsch!" (Koche mir Fleisch!). Schliesslich fügten sich die betroffenen Eltern in ihr Schicksal.

In sportlicher Betätigung — in Stanestie war es vorzugsweise Kegelscheiben — lernten sich wohl selten Jungen und Mädels kennen. Doch war die Scheidewand von ehemals zwischen den

beiden Geschlechtern gefallen, und es entspannen sich oftmals zarte Beziehungen, die noch nach Jahren nachwirkten. Die Nachahmung fremder Bräuche führte unter Umständen zu einem das Judentum gefährdenden Zersetzungsprozess, der als Assimilation bekannt war.

Ein Erlebnis aus früheren Tagen taucht auf. An der Grenze zwischen Stanestie und Woloka lebte die Familie Hersch Stern, bestehend aus vier Söhnen und vier Töchtern. Diese besuchten die Volksschule im Dorfe, wo sie fast die einzigen jüdischen Kinder waren. Als der Vater starb, fiel die weitere Erziehung der Kinder der Mutter zu. Nach der Volksschule kamen die vier Brüder der Reihe nach auf das Gymnasium in Czernowitz. Mit der Bildung ging parallel eine neue politische Orientierung. Drei der Söhne neigten seit früher Jugend zum Sozialismus, was einer Auflehnung gegen die bestehende Gesellschaftsordnung gleichkam. Die Mutter war eine brave, geduldige Frau, und obwohl ihre materielle Lage nicht sehr rosig war, tat sie ihr Möglichstes, um den Kindern das Studium zu ermöglichen. Sie verkaufte nach und nach Stücke ihres Feldbesitzes und war nicht wenig stolz auf die Söhne, die sie mit Aufwand der letzten Kraft hochbringen wollte.

Zu einem aus Anlass des Simchath-Thora von den Studenten des Ortes veranstalteten Kommers, der bei Chaim Melzer stattfand, lud Moische Stern auch mich ein. Er überhörte meine Einwendung, dass ich nicht Student war, und so sah ich mich bald als Teilnehmer an der Runde. Stern hielt die Festrede. Wir sahen nicht ohne Neid zu ihm auf, nicht nur weil er Glück bei den Mädchen hatte, sondern auch wegen seines gewinnenden Wesens und seines Talentes, das ihn, den „Vorzugsschüler", auszeichnete. An der Tafel herrschte der studentische „Komment" vor, und beim Wein vereinigte das brüderliche Du die „Burschen" und die „Füchse".

Im ersten Weltkriege geriet, wie man später erfuhr, Moses Stern als Fähnrich in russische Kriegsgefangenschaft. Nach der Revolution im Jahre 1917 schloss er sich als theoretisch vorgebildeter Revolutionär der Roten Armee an. Eines Tages bekam

seine Mutter einen Brief von ihm, in dem er ihr eröffnete, dass er in Ostsibirien als Oberst ein Regiment kommandierte. Da die Mutter um unsere alte Freundschaft wusste, liess sie mich das Schreiben ihres Sohnes lesen. Lange Zeit hörte ich nichts von meinem alten Freund. Erst im Jahre 1939 brachte die rumänische Zeitung „Dimineata" die Nachricht, dass die Sowjets den General Moses Stern zum Befehlshaber an der russisch-finnischen Front ernannt hatten. Doch die russische Revolution verschlang ihre besten Söhne. Nicht viel später soll eine österreichische Zeitung berichtet haben, dass „General Moses Stern" in einem russischen Gefängnis zugrunde ging. Auch die drei Brüder des erfolgreichen Generals traten in russische Dienste. Mit dem jüngsten führte Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1919 eifrige Diskussionen, welche die beiden Strömungen der Zeit, Zionismus und Kommunismus, zum Inhalte hatten. Wie nicht anders zu erwarten war, gab mein Partner dem Kommunismus den Vorzug, weil dieser nicht bloss die Judenfrage, für die er auch ein wenig Interesse zeigte, sondern die gesamte Menschheitsfrage zu lösen imstande wäre, gab aber schliesslich in weiser Voraussicht zu, dass auch der Kommunismus von der Erreichung seiner Ziele weit entfernt sei.



Die Einrückung der Stanestier 1915
zum Kriegsdienst nach Steiermark.

XII.

DER AUSBRUCH DES ERSFEN WELTKRIEGES.

Die Schüsse in Sarajewo, die den Weltkrieg auslösten, fanden auch in den Herzen der Juden in Stanestie einen lebhaften Widerhall. Ein jeder fühlte, dass die Schicksalsstunde geschlagen hat und sah Unheil voraus, auch wenn sich kein Mensch über das Ausmass der Katastrophe, die hereinbrechen sollte, im Klaren war. Kein Prophet verkündete, dass für die Juden der Anfang vom Ende gekommen war. Noch war im Jahre 1914 die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie eine europäische Grossmacht, und zu ihren zuverlässigen Patrioten gehörten die Juden aller im Reichsrat vertretenen Länder und selbstverständlich auch die relativ kleine Judengemeinde von Unter-Stanestie.

Als die allgemeine Mobilisierung angeordnet wurde, erfüllte jeder seine Pflicht mit Begeisterung. Man zog in den Krieg, ohne zu verstehen, was er in Wirklichkeit bedeutete. Dieser Krieg, so hiess es damals, wurde nicht von der Oesterreichischen Regierung mit Zustimmung des Kaisers begonnen, sondern vom Volke selbst gefordert, deshalb wurde er damals in manchen Kreisen als „Volkskrieg" bezeichnet, was die Siegeschancen zu vergrössern schien.

Bei abwechslungsreichen Kämpfen kam die russische „Dampfwalze" am Pruth an. Schon hörte man im Städtchen den Donner der Geschütze, und eine Panik erfasste alle Kreise der jüdischen Bevölkerung, ganz besonders die vielen jüdischen Flüchtlinge, die von jenseits des Pruthes in der Hoffnung eingetroffen waren dass der Krieg bald zu Ende gehen und ihre Heimkehr erfolgen werde. Die Katastrophe schien nahe, als am Erev- Jom- Kipur eine

österreichische Landsturmabteilung nach einem Gefecht, in welchem ein Gefangener gemacht wurde, — der inzwischen seinen Verletzungen erlegen war, sich vor einer russischen Patrouille zurückzog und in Stanestie Halt machte. Die unentschiedenen Kämpfe, mit abwechselnden Vorstössen und Rückzügen, dauerten bis zum 20. November desselben Jahres an, an welchem Tage den Russen nach einer grossangelegten Offensive ein Durchbruch bei Rarancze gelang. In der Folge bemächtigte sich der jüdischen Bevölkerung Stanesties eine immer steigende Angst. Viel mehr als die Schrecken des Krieges fürchtete man die Schrekken einer Invasion der Russen. Gar bald wurde auch Stanestie vom Feinde besetzt. Die erste Tat des Feindes war die Erschiessung des Gutsverwalters Juda Maimann durch die Kosaken. In letzter Stunde vermochten einige Familien, die eigene Fahrtgelegenheiten hatten, zu flüchten, mit Hinterlassung von Hab und Gut, in der ausgesprochenen Absicht, ehestens in ihr Heim zurückzukehren. Viele Familienväter, die im Städtel zurückblieben, opferten im Interesse ihrer schutzlosen Familien den grössten Teil ihrer Existenz und verliessen das eigene Haus, um in einem anderen Hause, wo Keller vorhanden waren, Schutz vor den Kosaken zu suchen. Sie glaubten, bei Seide Birnbaum, der neben der Schil wohnte und Massen beherbergte, leichter unterzutauchen. Die Frauen und deren Töchter suchten bei armen alten Familien ein Versteck. Ihnen schlossen sich auch ältere Frauen an.

Die Flüchtlinge wandten sich in die Bergwelt von Banilla a/ S., und schliesslich nach Dorna-Watra. Nur wenigen gelang die Flucht, die Mehrzahl wurde von der russischen Heeresmacht eingeholt und kehrte, geschützt vom Dunkel der Nacht, auf Umwegen nach Stanestie zurück. Nach der Erschiessung des Juda Maimann wusste man, dass auch die Zivilbevölkerung nicht auf Schonung hoffen durfte, und dies verursachte unter der jüdischen Bevölkerung eine begreifliche Panik, die sich besonders bei Mädchen und Frauen bis zur Verzweiflung steigerte. Es war bekannt, dass die russische Soldateska in den besetzten Gebieten zu masslosen Vergewaltigungen neigte.

In der herrenlosen Fischer'schen Brennerei floss der Brandwein aus den Fässern. Die Soldaten betranken sich toll und voll, dann liessen sie sich vom Apotheker Dückstein noch Brennspiritus geben, und gingen in die Häuser, um ihre Gelüste zu befriedigen. Nicht selten liessen die Kosaken die „Nagaika"[1] an deren Schnüren Bleikugeln angebracht waren, auf die Köpfe der Unglücklichen hageln. Oft erklang der Ruf „Pascholl Zyd"

Die Nichtjuden die unter den Juden wohnten, hatten Heiligenbilder hinter den Fensterscheiben aufgehängt, oder Kreuze an den Türen gemalt, um dadurch plündernden russischen Soldaten, die nicht von den heimischen Ukrainern geführt wurden, den Weg zu den jüdischen Wohnungen zu zeigen.

Vor dem Einmarsch erliessen die Russen an die russophile Bauernbevölkerung einen Aufruf, in welchem sie ihnen mitteilten, dass man die Aufteilung des jüdischen Grundbesitzes und Viehbestandes, sowie des sonstigen jüdischen Vermögens beabsichtige.

Als die Kämpfe sich bis in die Karpathen verzogen und ein Teil des Nachschubes über Stanestie ging, war die jüdische Bevölkerung regelmässigen Plünderungen ausgesetzt, bei denen auch die ukrainischen Ortsbewohner unter russischem Schutze mittaten. Aller Hass richtete sich gegen die Juden. Oft musste man die Intervention des Mitbürgers Leibzie Goldstein in Anspruch nehmen, der es verstanden hatte, sich beim Garnisonskommandanten Zutritt zu verschaffen. Er hatte bisweilen Erfolg.

Als im Februar 1915 die Russen in den Karpathen von den Oesterreichern geschlagen wurden, ging der Rückzug einer russischen Armeegruppe auch über Stanestie. Um Plünderungen zu verhüten, stellten wir eine zivile Bürgerwehr auf, die in der Nacht in den Gassen patrouillierte. Die Leitung dieser Bürgerwehr oblag dem Apotheker Adolf Dückstein. Dieses Unterfangen war reichlich unbedacht, ja geradezu naiv. Die Russen wussten zur Genüge um den Patriotismus der Juden und sahen in der Errichtung einer jüdischen Bürgerwehr eine feindliche Massnahme.

---

1) Reitpeitsche.

Eine Zeitlang blieb ein grosser Teil der Bukowina von den Russen geräumt. Die Pause benützte die österreichische Regierung, um die wehrfähigen Männer bis zum Alter von fünfzig Jahren zum Kriegsdienst einzuberufen. Die Ausgemusterten rückten über Dorna Watra nach Siebenbürgen ein.

Im Juni 1916 gingen die Russen unter General Brussilow zu einer gross angelegten Offensive über und besetzten die Bukowina von neuem. Diesmal flüchteten fast alle Juden nach dem Westen mit Hinterlassung ihrer unbeweglichen Habe.

Diesmal ging der Weg über Marmuresch nach Siebenbürgen bei Sonne und Regen. Hiezu kamen noch die kalten Nächte, und nicht wenige erlagen den Strapazen.

Traurig war das Los jener Flüchtlinge, die im Jahre 1916 über den Schurden und die Karpathen nach Nassaud (Ungarn) verschlagen wurden. Wie vielen Widerwärtigkeiten waren wir ausgesetzt, bis wir zur Eisenbahn Nassaud gelangten. Wir hatten den Weg mit Wagen von Stanestie bis Nassaud in vier Wochen bei Sonne Wind und Regen zurück gelegt und waren froh, als wir die Karpathen hinter uns hatten und in Borscha anlangten. Wir hofften, dass wir dort unter Juden sein werden. Wie gross war jedoch unsere Enttäuschung, als wir auf unserer Suche nach einem schützenden Dach auf unjüdische Hartherzigkeit stiessen.

Dazu kamen noch die strengen Massnahmen der dortigen Behörden, die uns nicht länger als 12 Stunden Aufenthalt gewährten. (Böse Zungen schrieben diese Massnahme einer Intervention der Juden zu. Wir konnten es nicht fassen, dass diese Menschen, deren Schaufäden unter ihren Röcken sichtbar und deren Pejes und Bärte Zeichen von Orthodoxie waren, von jüdischem Elend ungerührt blieben. Sie behandelten uns wie Aussätzige, und meinten scheinheilig, unserer Sünden wegen sei die Not über uns gekommen. In unseren Augen waren die Frömmler vom Maramuresch die grösseren Sünder, wenn unmenschliche Härte Sünde heisst.

Wie anders war unser Verhalten im Jahre 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges gegenüber den Juden, die über den Pruth flüchteten, und im Jahre 1939 auch bei Ausbruch des

Zweiten Weltkrieges den polnischen Flüchtlingen gegenüber, denen wir ohne Unterschied die Bruderhand reichten.

Zuletzt erreichten wir die Bahnstation Nassaud. Hier wurden das mitgeführte Vieh und die Pferdegespanne seitens der Regierung gegen Bezahlung abgenommen. Für die Flüchtlinge wurde ein Transportzug zusammengestellt, in welchen sie samt ihren Habseligkeiten verladen wurden.

Dieser Transport ging nach Böhmen und Mähren. Dort organisierten die Behörden über Anweisung der österreichischen Zentralregierung eine vorbildliche Rettungsaktion. Die Flüchtlinge wurden auf die umliegenden Dörfer aufgeteilt. Jeder Familie wurde ein Wohnraum zugewiesen. Um die Lebensmöglichkeit zu gewährleisten, wurden Lebensmittelkarten ausgegeben und Unterhaltsbeiträge gezahlt, und dies im Hinblicke auf die Zahl der Familienmitglieder. Die czechischen Ortsbewohner verhielten sich zunächst feindselig gegen die jüdischen Zuwanderer. Waren diese doch österreichische Patrioten, die sich der deutschen Umgangssprache bedienten.

Allmählich gewöhnten sich die czechischen Bauern an den Anblick der Ostjuden. Die Verständigung erfolgte in ruthenischer Sprache, welche die Czechen zur Not verstanden, was eine freundschaftliche Annäherung zur Folge hatte. Ja, sie vermieteten sogar Räume zur Abhaltung des Gottesdienstes an Sabbathen und Feiertagen. Wohl durften die Juden keinen Handel treiben und waren auch anderen drückenden Beschränkungen unterworfen, aber im Grossen und Ganzen bedeutete die behördlich kontrollierte Evakuierung ein Glück für die Betroffenen.

Es gab eine erkleckliche Zahl von Stanestiern, die Militärdienst leisteten. Sie ergaben sich in ihr Schicksal. Manche waren schwermütig, litten unter Sehnsucht nach ihren Familien und hatten Heimweh. Ihre Hauptsorge galt der ungewissen Zukunft. In diesem Zustand fanden einige von ihnen Trost und Zuversicht im ererbten Glauben. Das religiöse Gefühl wurde übermächtig und äusserte sich im Gebet. Mit Andacht lasen wir die altehrwürdigen Tehilim (Psalmen), die uns Gott näher brachten. So mancher zweifelsüchtige Rationalist betete damals im Kugel-

regen, sich an die letzte Hoffnung klammernd: „O Gott, wenn es einen Gott gibt, rette meine Seele, wenn ich eine habe!" Aber er glaubte an diese Seele, auch in dem Augenblicke, da er ihre Existenz im Zweifel zog, suchte Schutz beim göttlichen Vater. Ich glaube, dass die in der damaligen Stunde der Not geborene Gottessehnsucht auch in der Zukunft nachwirkte. In jener Zeit, da viele unserer jüdischen Brüder in den Reihen kämpfend Tag und Nacht dem Tode ins Auge sahen, da sie Erlebnisse wunderbarer Errettung aus mannigfachen Gefahren an sich selbst erfuhren und gar oft dankerfüllten Herzens sich an den Spender des Lebens und den Erretter aus Not wandten, wirkten die Worte des Psalmes, der von der Güte Gottes handelt, wie eine Offenbarung.

Zweimal stiess ich im Felde unerwartet auf Stanestier Leidensgenossen. Im Winter 1916/17 begegnete ich an der italienischen Front Eisig Geisinger. Während ich mit meiner Marschkompanie in die uns angewiesenen Stellungen ging, wurde er nach Heidenschaft (der letzten Etappe vor dem berühmten Berg Nimczicz) zum Militärgericht geführt, wo er sich wegen einer verspäteten Einrückung zu verantworten hatte. Er informierte mich über die dortigen Zustände. Ein zweites Mal, als ich mit einer Erntemarschkompanie auch im engsten Etappenraum in das Lager zurückfuhr, begegnete ich auf dem Wege dem damaligen Einj. Freiw. Kadettaspiranten, der jetzt Bezirksrichter in Tel-Aviv ist, Dr. Israel Osterer. Er lag krank auf einem Haufen Strassenschotter in voller Feldausrüstung. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des Kompaniekommandanten (eines Ukrainers), mit dem ich im Wagen fuhr, auf ihn, und es dauerte eine Weile, bis er gestattete, ihn mitzunehmen. Bewegt tauschten wir unsere Erlebnisse aus.

Ein an sich unbedeutendes, aber doch charakteristisches Erlebnis möge hier verzeichnet werden. In der 12. Kompanie des 24. Inf. Reg. war Kompaniekommandant der Neffe des Stanestier Gutsbesitzers Ing. Aleko Fischer. Als der Befehl zum Sturmangriff erfolgte — es war in dem Kriegsjahre 1916/17 — suchte sich der Ukrainer Juchelka, Hauptmann i.d.R., zu drücken. Mit vorgehaltenem Revolver zwang ihn der jüdische Kommandant, dem Befehl Folge zu leisten,

wofür er später mit der grossen silbernen Medaille ausgezeichnet wurde. Ein Beweis für jüdische Bravour in Zeiten höchster Not!

Wenn mich jemand damals gefragt hätte, welche wohl die schlimmste Zeit war, die ich während meiner nahezu zwanzig Frontmonate bei Kampftruppen im Krieg erlebt hatte, so hätte ich sagen müssen, dass es die kurze Zeit an der italienischen Front war, für die ich auch mit dem K.T.K. ausgezeichnet wurde.

Als unser Regiment im Jahre 1917 die italienischen Stellungen verliess, um an einer andern Front eingesetzt zu werden, wurde es für eine kurze Zeit zur Erholung nach der Bukowina transferiert. In Czernowitz wurden wir auswaggoniert. Die Stadt war nicht wiederzuerkennen. Die Geschäftslokale waren devastiert, ausgebrannte Häuser zeugten von den vorangegangenen Kämpfen. Wir wurden in einer Schule am Austriaplatz einquartiert. Nach zweitägigem Aufenthalt marschierten wir über Hliboka nach dem Dorfe Wolczynetz. Unweit von der Front waren wir bei Bauern einquartiert und begaben uns in die Stellungen gegen dort kämpfende Bolschewiken. Seltsamer Weise pflegten bolschewistische Patrouillen mit uns zu fraternisieren; sie traktierten uns mit russischen Zigaretten, für die wir ihnen Rum im Tauschwege gaben, für den sie uns mit „sposiba" dankten.

Dort überraschte uns die Nachricht von dem Friedensschluss in Brest-Litowsk.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Wolczynetz begann der Abmarsch. Am Budenitzer Berg knapp vor Storozynetz begegnete ich dem bereits genannten Schloime Tkacz mit dem Eierkorb auf der Hand. Unbeschreiblich war meine Freude, als ich nach langer Zeit wieder auf einen Landsmann aus Stanestie stiess, obwohl uns früher keine Freundschaft verband. Wir marschierten alsdann täglich vierzig Kilometer bei schlechtem Wetter über Czernowitz, Czortkow, Husiatyn a/ Zbrucz über die russische Grenze nach Russisch- Podolien, bis wir nach Proskurow kamen, wo vor unserem Einmarsch viele Juden von Banden des Petliura umgebracht worden waren. Dort wurden wir in einen Transportzug einwaggoniert, und nach fünfwöchentlicher Fahrt mit durch die Bolschewiken verursachten Unterbrechungen gelangten wir nach Vodapoi, einer Station vor Nikolajew.

In Nikolajew wurden sämtliche Häuser zum Zeichen der Unterwerfung, mit weissen Fahnen und, wo sie fehlten, mit Leintüchern beflaggt. Diese Friedensgeste dauerte nicht lange; schon nach einigen Tagen scheinbarer Ruhe wurde in Nikolajew aus den Fenstern und Häuserböden auf unser Besatzungsmilitär geschossen. Wir und die deutschen Truppenverbände verliessen die Stadt, worauf die Artillerie die Stadt mit Bomben belegte. Wir kehrten alsdann zurück und forderten die Bevölkerung auf, sämtliche Waffen abzuliefern. Trotz der unheilschwangern Atmosphäre begaben sich einige jüdische Soldaten, da wir vor den Pessachtagen standen, zum dortigen Rabbiner und baten, er möge für die dort stationierten jüdischen Soldaten Mazzoth und Wein für die Ostern besorgen.

Der Rabbiner und der Kultusvorsteher entsprachen unserem Wunsche. Ich hatte Gelegenheit, mit russischen Juden, reichen und armen, zusammenzukommen, um mir so ein Bild von ihrer Einstellung zum Kommunismus zu verschaffen. Unter ihnen befanden sich auch einige Bundisten und Zionisten. Es zeigte sich, dass der allgemeine jüdische Arbeiterbund die nationalen Interessen den Klasseninteressen opferte. Ihre Führer, die aus der assimilierten Intelligenz stammten, lehnten die hebräische Sprache für die Juden ab. Die Söhne eines ehemaligen Bankiers, bei dem ich zu Gaste war, versuchten mich für den Bolschewismus zu gewinnen. Auch die gepflegte und gebildete Tochter des Bankiers war trotz ihres sanften Antlitzes die Kampfgefährtin des Arbeiters bis zum Sturz des Systems.

XIII

ZUSAMMENBRUCH DER HABSBURGERMONARCHIE

Im Nowember 1918 brach auch über die Juden des Städtchens Unter Stanestie die Tragik des Zusammenbruches der Oesterreichisch- Ungarischen Monarchie herein. Für die Juden bedeutete dieser Zusammenbruch den Anfang vom Ende. Die rumänische Regierung, die sich nunmehr installierte, liess den jüdischen Bevölkerungsteil die Grösse des Verlustes fühlen; jede Massnahme der Rumänen traf wie ein Peitschenhieb.

Unter der öesterreichischen Herrschaft hatten Juden und Nichtjuden gemeinsam die gleichen Rechte genossen, die gleichen Pflichten erfüllt und lebten friedlich nebeneinander. Die Jahre 1880 bis 1914, das Zeitalter Franz Josefs, war die schönste Epoche für die Juden in Europa, besonders in Oesterreich, wo sich der Liberalismus in vollem Masse auswirkte. Es ist die Zeit mit ihrer ungehemmten Entfaltung der individuellen Initiative, die auch zur liberalkapitalistischen Entwicklung führte.

Weil ich den Namen des Kaisers erwähnte, möchte ich die folgende Geschichte erzählen, wiewohl sie mich vom Thema ablenkten: Die Stadt Brody in Polen war einst eine der judenreichsten Gemeinde Galiziens.

Als einmal Kaiser Franz Josef die Stadt Brody besuchte, machte ein judenfeindlicher General aus des Kaisers Gefolge die Bemerkung: „Ein zweites Jerusalem!" Lachend antwortete der Kaiser: „Nun verstehe ich, warum sich meine Urahnen Könige von Jerusalem genannt haben." Am 26. November 1908 sagte er zu einer jüdischen Deputation: „Die israelitische Bevölkerung hat immer eine staats- und gesetzestreue Gesinnung, Ergebenheit

für mein Haus und Anhänglichkeit an meine Person bekundet; ich schätze auch ihren Familiensinn und ihre Freude am Wohltun."

Die Zerstückelung Oesterreichs ging von Männern aus, die nur von Rachegedanken und nationalem Chauvinismus geleitet waren und jegliche Voraussicht vermissen liessen. Das Friedensdiktat von Versailles, das gegen den Willen Wilsons von dem „Tiger" Clemenceau und Lloyd George zusammengebastellt wurde, war das Prooemium zum zweiten Weltkrieg. Die Führer der Entente verloren im Siegesrausche die Besinnung.

War vor Ausbruch des Krieges der Balkan mit Recht das Pulverfass Europas genannt worden, so wurde nunmehr Mitteleuropa zu einem zweiten Balkan, in dem Kleinstaaten rivalisierten und die wirtschaftliche Einheit, von der sie einstmals alle profitiert hatten, nationalem Dünkel opferten. Nur ein mächtiger Donaustaat wäre imstande gewesen, dem aggressiven Kommunismus einen Riegel vorzuschieben.

Da die Nationen, die in der alten Monarchie lebten, nun die Freiheit erhielten, führte diese „Freiheit" zunächst zu einem Chaos bei der Demoblisierung. Die demoblisierten jüdischen Bukowiner sowie ein Teil der seinerzeit nach dem Westen Geflüchteten wollten nach ihrem Heimatorte zurückkehren.

Leider waren es nicht alle, die einmal ausgezogen waren; viele hatten in den Kämpfen das Leben verloren. Es soll als merkwürdige Tatsache verzeichnet werden, dass die meisten Gefallenen einzige Söhne ihrer Eltern gewesen waren. Genannt seien Herschel Schächter, Herschel Schmucher, Meier Chaim Weissmann, Froiki Neumann des Peisach, Schloime Haber, Jakob Leib Haber, Jossef Schnitter und die letzten waren Koppel Blum, Sohn des in Stanestie gewesenen „Dajan" Leiser Blum und Chaim Wolloch, die wohl vom Kriege heimkehrten, aber mit einer unheilbaren Krankheit behaftet waren. Man musste sie in einer Anstalt in Czernowitz internieren, wo sie im Jahre 1941 von den deutsch-rümänischen Mordgesellen zusammen mit anderen Internierten erschossen wurden. Mit Rührung gedenke ich hier meines Jugendfreundes Koppel Blum, dessen gütiges, feines und

vornehmes Wesen seinem Namen entsprach: er war wie eine Blume. Sehr oft besuchten wir gemeinsam das deutsche Theater und ich erinnere mich auch als ob es gestern gewesen wäre, wie wir vorerst bei der Milchmeierei Friedmann zum Nachtmahl ein gestocktes Glas mit einem Stückchen Malai assen.

Sie alle gaben ihr Leben für Oesterreich. Und wofür? Nichts ist eingetroffen, was man erwarten durfte. Die Lage der Juden verschlechtete sich von Jahr zu Jahr und führte zur Katastrophe im zweiten Weltkrieg. Jüdische Männer, Frauen und Kinder wurden von den deutschen und rumänischen Mörderbanden wahllos zu Tode gequält oder ermordet.

Am 28. Juni 1964 waren es 50 Jahre, seitdem der Mord in Serbien die unglückselige Epoche der beiden Weltkriege einleitete. Die Konsequenzen, Kommunismus und Nationalsozialismus, beide Formen des totalen Regimes, Verarmung und Tod haben namenloses Unglück über unser Volk gebracht. Unter den Auswirkungen leiden Tausende unseres Volkes noch heute.

Als jedoch im Jahre 1918 ein falscher Friede den echten Krieg ablöste, brachte er lange nicht die ersehnte Ruhe. Es vollzogen sich revolutionäre Aenderungen. Ueber Nacht kam die Beseitigung der alten Ordnung, und die Menschen sahen sich Situationen gegenüber, denen sie nicht gewachsen waren. Die rumänische Bojaren-Regierung setzte den altgewohnten Hass dem jüdischen Elemente gegenüber fort.

Im Laufe der Zeit kehrten viele Gefangene heim und standen vor dem Nichts. Sie fanden keine helfende Hand. Nur Hass und Zurücksetzung begegneten ihnen auf allen Wegen. Die ehemaligen Vollbürger Oesterreichs wurden auf dem Boden, in dem sie gelebt und gewirkt hatten, wie Parias behandelt.

Man war wie aus den Wolken gefallen und gedachte angesichts der Willkür und Chikanen der rumänischen Regierungen der Zeit, die für immer entschwunden war. Einstmals besagte die österreichische Verfassung vom 4. März 1849 § 1: „Der Genuss der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnis unabhängig". Am 3. April 1849 waren die Repräsentanten der Wiener Israeliten bei dem Kaiser Franz

Josef in Olmütz, wo sich zu jener Zeit der Hof befand, in Audienz erschienen und hatten dem Monarchen eine Dankadresse für die erteilte Emanzipation überreicht. In seiner Erwiderung sagte der Kaiser: „Die unbedingte Gleichberechtigung ist in jeder Beziehung ein Gebot der Gerechtigkeit. „Die Dankbarkeit der Juden für die gerechte Behandlung, die sie nunmehr erfuhren, kannte keine Grenzen, und sie bewiesen ihren Patriotismus im Laufe der Jahre bei jeder Gelegenheit.



Kaiser Franz Josef I.

In der Schlacht von Königgrätz zeichnete sich ein jüdischer Soldat besonders aus und erhielt einige grosse Auszeichnungen, aber keine Beförderung. Gelegentlich einer Militärübung fiel dem

Kaiser Franz Josef der ausgezeichnete Soldat auf. Er zog ihn ins Gespräch und erkundigte sich bei ihm über seine Herkunft und wie er zu diesen Auszeichnungen gekommen sei.

Dann betrachtete er den Soldaten einige Augenblicke und sprach ihn mit „Herr Leutenant" an.

Der Soldat rührte sich nicht.

Wieder rief der Kaiser: „Herr Oberleutenant!"

Als der Soldat noch immer in seiner Habt-Acht-Stellung verharrte, sagte der Kaiser zum Adjutanten: Dieser Soldat hat meiner Armee heldenhafte Dienste geleistet, ist aber bedauerlicherweise, weil er Jude ist, nicht befördert worden. Ich kenne aber in meiner Armee keine religiösen Unterschiede und befördere ihn, strafweise zum Hauptmann! Die Auszeichnung betraf einen Bukowiner Juden, namens Bardach.

Im ersten Weltkrieg gehörten die jüdischen Soldaten zu den zuverlässigsten und treuesten; über ihr Verhalten äusserte sich der Korpskommandant Erzherzog Josef in folgenden Worten: „Ich hatte häufig Gelegenheit, meine Soldaten jüdischer Konfession zu beobachten und fand keinen Unterschied zwischen ihnen und meinen anderen Kriegern. Ihr Heldenmut ist bewundernswert, ihre Entschlossenheit über alles erhaben. Sie kämpfen Schulter an Schulter gegen den Feind. Auch der Jude hat gezeigt, dass er ein ebenso guter als tapferer Soldat ist, wie die anderen. Es konnten nur verschwindend wenige Ausnahmen festgestellt werden."

Auch Kaiser Karl von Oesterreich erklärte in Czernowitz im Jahre 1917 dem Repräsentanten der israelitischen Kultusgemeinde, Prof. Dr. Neumann Wender: „Ihre Glaubensgenossen haben wegen ihres Patriotismus unter der Russenherrschaft sehr gelitten. Die jüdische Bevölkerung ist sehr patriotisch. Wir werden ihr das nie vergessen. Nach glücklicher Beendigung des Krieges werden hoffentlich alle Schäden gutgemacht werden."

Doch trotz dieser kaiserlichen Worte gab es schon während des Krieges antisemitische Anwandlungen von Offizieren, die ihre jüdischen Soldaten verdächtigten und beschimpften. Schreiber dieser Zeilen hat dies am eigenen Leibe erfahren. Ich diente

beim 24. Kolomear Infanterieregiment, das in Steiermark stationiert war. Dem Regiment wurde ein tschechischer Hauptmann, namens Czerny, zugeteilt. Er war von der russischen Front mit einer ansteckenden Krankheit zurück gekehrt. Aus seinem Munde hörte man nur Schmähungen und Beleidigungen. oftmals rief er den jüdischen Soldaten zu: „Unverschämte Judenbande. Ihr besprecht euch, wie man sich von der Marschkompanie drücken kann. Ich werde die Weissmann Kompanie (die er nach dem Stanestier Dienstfeldwebel Leib Weissmann so nannte) ausnahmslos an die Front schicken."

In den Jahren der Reife erscheint die Jugendzeit in rosigem Lichte. Dessenungeachtet ist es gewiss keine Uebertreibung, wenn man allen Ernstes behauptet, dass die zwei Jahrzehnte vor Ausbruch des ersten Weltkrieges zu der glücklichsten Zeit gezählt werden, die unsere Generation erlebt hat.

Der Zusammenbruch der Monarchie verursachte zahllose Leiden, doch hat der Krieg keinem der Völker Oesterreichs so schwere Verluste gebracht wie den Juden. Sie hatten ihr Hab und Gut verloren, flüchteten, um das nackte Leben zu retten, in die Fremde, und die Daheimgebliebenen waren auch wegen ihrer unerschütterlichen Treue und Liebe zu Kaiser und Reich gehasst und verfolgt von den in der Bukowina beheimateten Ukrainern und den Rumänen. Das bittere Ende stand bevor.

Im Städtchen herrschte Ende 1918 wohl Ruhe; trotzdem fühlte jeder das Herannahen eines Sturmes. Man diskutierte endlos über die nächste Zukunft. Es hiess, dass die Ukrainer die Bukowina für sich beanspruchen, um sich als dann der Grossukraina anzuschliessen. Ihre nichtoffiziellen Führer hetzten die demobilisierten Heimkehrer gegen die Juden auf, um sich auf diese Weise eine Gefolgschaft zu sichern. Die Prophezeiungen stellten sich auch ein.

Ende Oktober 1918 an einem Samstag abends wurde von der provisorischen jüdischen Leitung unter Führung von Abraham Osterer eine Versammlung in der Synagoge einberufen, zu der auch der ukrainische Vertreter und Unterhändler, Richter Vladimir Danczul, und sein Bruder, Lehrer Nestor Danczul —

kein Judenfreund — erschienen sind. Der Richter Danczul erklärte den Zweck der Versammlung und verkündete das Programm der zu begründenden ukrainischen Republik.

Auf Grund des Selbstbestimmungsprinzipes der Nationen beschliesst der ukrainische Rat Stanesties:

1. — Das gesamte Gebiet innerhalb Oesterreich- Ungarns u. z. Ostgalizien und der nordwestliche Teil der Bukowina mit den Städten Czernowitz, Storozynetz und Seret bilden ein einheitliches ukrainisches Siedlungsgebiet.

2. — Dieses national-ukrainische Gebiet wird hiemit als ukrainischer Staat proklamiert.

3. — Es werden alle nationalen Minoritäten auf diesem ukrainischen Gebiete — wobei die Juden als selbtständige Nation anerkannt werden — aufgefordert, dass sie sich konstituieren und ihre Vertreter in den ukrainischen Rat, ihrer Bevölkerungszahl entsprechend, entsenden.

4. — Die ukrainische Verfassung wird auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes aufgebaut. Zu den Friedensverhandlungen müsse ein Vertreter der Ukrainer delegiert werden.

Er verlangte eine Erklärung der Stanestier Juden, betreffend ihre Stellungnahme zu der bevorstehenden Friedenskonferenz, von der sie sich viel versprachen.

Man erfuhr unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass die Demobilisierten vorhatten, Plünderungen bei den Juden durchzuführen, dass sie jedoch von ihrer Führung aus politischen Erwägungen einstweilen daran gehindert wurden.

XIV.

DIE RUMAENISCHE HERRSCHAFT

A. DIE ERSTEN LEIDEN

Bald stellte sich heraus, dass die Ansprüche der Ukrainer auf den Anschluss an eine selbstständige Gross-Ukraina am „Grünen Tisch" abgewiesen wurden und dass die Bukowina zur Gänze an Rumänien fiel. Die Juden waren von dieser Wendung der Dinge überrascht worden und standen ratlos und unentschlossen da. Man wusste, dass man unter dem sattsam bekannten judenfeindlichen rumänischen Regime, die früheren Positionen auf wirtschaftlichem, politischen und kulturellen Gebiete nicht behalten werde. Viele entschlossen sich auszuwandern, mussten jedoch davon Abstand nehmen, weil ihnen die Ausfolgung eines Reisepasses verweigert wurde.*

Für die Stanestier Judenschaft brachte die Uebergangszeit auch auf dem Gebiete der sprachlichen Verständigung viele Leiden weil bei ihnen die rumänische Sprache nicht gesprochen wurde. Dies erfüllte sie mit zusätzlichen Sorgen im Hinblicke auf die nahe Zukunft. Diese Bedenken waren gerechtfertigt. Schon nach kurzer Zeit, als die rumänische Regierung ihre Verwaltungsreform einführte, erschien ein rumänischer Offizier im Gemeindesaal, wo alle Gemeinderäte versammelt waren. Er benützte diese Gelegenheit, um eine Auswahl unter den Gemeinderäten vorzunehmen. Selbstverständlich wurde von ihm der jüdische

* Diese gegen das Völkerrecht verstossende Massnahme wurde in feiger Weise damit begründet, dass die Passformulare ausgegangen wären.

Gemeinderat Schulim Haber dessen langer Bart seine jüdische Volkszugehörigkeit verriet, aus dem Saal gewiesen. Eine ähnliche Roheit leistete sich dieses Individuum im benachbarten Dorfe Kalinestie, wo er dem rothaarigen Juden Leibzie Goldstein 25 Stockhiebe verabreichen liess, um ihn zur Rückerstattung eines gekauften Stücks Ackerboden an den früheren bäuerlichen Besitzer zu zwingen. Diese illegale Transaktion wurde nachher aufgehoben, und Goldstein konnte sein Feld behalten. Die Prügelstrafe blieb jedoch weiter bestehen, was von der Bevölkerung als Hohn auf die Zivilisation empfunden wurde.

Die rumänische Herrschaft bot zu jener Zeit keinerlei Anlass zur Erweckung eines lokalen Patriotismus. Der verfolgte Jude musste nur an Geld und Geldwerb denken, um die sich ihm fast täglich entgegentretenden Schwierigkeiten überwinden zu können.

Um sich der im Friedensvertrag festgesetzten Einbürgerung der Juden in perfider Weise zu entziehen, wurde i. J. 1924 das Gesetz, betreffend die Revision der Staatsbürgerschaft erlassen, derzufolge viele Juden aus formalen Gründen ihr Bürgerrecht verloren. Man kann sich kaum vorstellen, welchen Schikanen die jüdische Bevölkerung dabei ausgesetzt war. Viele, denen die Staatsbürgerschaft widerrechtlich aberkannt worden war, mussten sich um Nansenpässe umschauen. Es folgte sodann die Ueberprüfung der noch wenigen verbliebenen jüdischen Staatsbeamten. Es soll der Fall eines jüdischen Staatsbeamten, namens Efroim Neumann, der Vergessenheit entrissen werden. Der Genannte war vor dem ersten Weltkrieg Beamter in der Bezirkshauptmannschaft Waschkoutz. Bei Ausbruch des Weltkrieges rückte er zum Militärdienst ein, wurde an der russischen Front verwundet und als Invalider entlassen. Nach dem Kriege wurde er zum Gemeindesekretär in Stanestie ernannt. Er erlernte bald in den von der Regierung eingerichteten Sprachkursen Rumänisch in Wort und Schrift. Kurze Zeit darnach sah er sich in seiner Existenz bedroht. Der Schwiegersohn des damaligen Ministerpräsidenten Prof. Jorga war zum Präfekten in Storojinetz ernannt worden, und in dieser Eigenschaft unternahm der neue

Pascha alle nur denkbaren Schritte, um den jüdischen Beamten zu entfernen, trotzdem dieser als verlässlicher und arbeitsamer Funktionär bekannt war. Gegen die Verabschiedung wehrte sich Neumanm mit allen gesetzlichen Mitteln, und es gelang ihm auch, vom Czernowitzer Oberlandesgericht, das auch als Verwaltungsgerichtshof fungierte, ein Urteil zu seinen Gunsten zu erlangen. Es war dies ein seltener Fall, in dem die Gerechtigkeit über Bosheit und Willkür triumphierte. Neumann blieb in Stanestie bis zum Jahre 1941. Den im Städtchen durchgeführten Judenpogrom überlebte er auch und starb nach einigen Jahren an den Folgen seiner Kriegsverletzung.

Allmählich begannen die Juden von Stanestie sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Sie mussten sich dazu bequemen, ob sie wollten oder nicht.

Zunächst besuchten sie die von der Regierung eingerichteten Kurse zur Erlernung der rumänischen Sprache. Alsdann fanden sie sich mit dem Gedanken ab, dass ihre einst erworbene Gleichberechtigung für immer verloren gegangen war. Im Wirtschaftsleben waren im Laufe der Zeit Erleichterungen zu verzeichnen, doch blieb die Grundeinstellung der Rumänen zum jüdischen Element im Wesentlichen unverändert.

Im Jahre 1919 litten alle, und besonders die Juden, unter dem Mangel an Konsumgütern. Es gab im Winter keinen Vorrat an trockenem Brennholz für den Hausbedarf. Jeder musste allein im Walde das Holz fällen und nach Hause bringen. So fuhr auch Moses Linker, der Sohn von Reisel Linker, die eine Tochter von Simon Leib Teller war, in den Wald, um dort Stämme zu fällen. Da ereignete sich ein im Städtchen tief beklagtes Unglück. Ein angesägter Baumstamm begrub im Sturze den jungen Mann unter sich. Noch ein tragischer Fall ist der Abnormalität der Zeit zuzuschreiben. Um den Lebensunterhalt zu erwerben, verlegten sich einige Leute auf den Schmuggel von Valuten über den Czeremosch, (Grenzfluss zwischen Rumänien und Polen). Eines Nachts wurde bei einem Versuch, die Grenze nach Polen zu überschreiten, der neunzehnjährige Srul Meier Pasternak, Sohn des Jankel Pasternak, von den Grenzsoldaten erschossen.

Aus Furcht vor weiteren Konsequenzen wurde über dieses Unglück nicht mehr diskutiert. Man schluckte die bittere Pille und schwieg.

B. DIE KULTUSGEMEINDE

Nun ging man daran, für die religiösen Bedürfnisse zu sorgen und im Rahmen der Möglichkeit die Kultusgemeinde von neuem erstehen zu lassen. Aus den Wahlen ging der Gutsbesitzer Abraham Osterer als Präsident hervor. Kultusräte waren: Eisig Karpel, Schulim Haber, Jossel Schneider, Joil Klar, Hersch Goldenberg Hlinitza, S. Riegler Draczynetz, Schulim Jurrman Kabestie, Srul Axelrad und Moses Leiser Mühlstein Kostestie.

Das Amt des Sekretärs war dem langjährigen Gemeindesekretär Benno Druckmann vorbehalten. Druckmann war Gemeindesekretär in zwei Gemeinden, und auch er musste demissionieren.

Die der Kultusgemeinde unterstellten Institutionen wurden wieder instand gesetzt. Die Gemeinde selbst aber, die mit ihrem eigenen Budget zu kämpfen hatte, war nicht in der Lage, aus den ordentlichen Einnahmen auch Armen Unterstützungen zu gewähren, daher wurden auf Initiative von Schreiber dieser Zeilen mit Unterstützung von Leibole Hecht und noch anderen grösseren Spenden von Freunden, die vom Kriege heimgekehrt sind, gesammelt. Als erster wurde Boruch Lecker der mit uns zum Kriegsdienst eingerückt war, versorgt. Es folgten dann noch einige kleinere Aushilfen. Auch der Zionverein hat durch die gelungenen festlichen Veranstaltungen, die in geschickter Weise vorbereitet wurden, viel dazu beigetragen. Weiters wurde der Vergrösserung des Friedhofs ein besonderes Augenmerk gewidmet. Der Grossgrundbesitzer Kalman Fischer stellte der Gemeinde eine Parzelle zur Verfügung. Die Herstellung einer grösseren Ordnung in den Gräberreihen und ein fester Plan für die fernere Belegung des Friedhofs folgten alsbald. Die grosse Synagoge wurde renoviert. Auch das Ritualbad wurde wieder hergerichtet und in Gang gesetzt.

Nur den inneren Frieden konnte man nicht herstellen. Sogar die gefährliche politische Lage änderte nichts an den alten Schilstreitigkeiten. Schon die einseitige Bevorzugung eines „Baal-Teffilah konnte Streit hervorrufen, und schliesslich gab es neue Michusim[1], die einen Anspruch auf einen Misrachsitz[2] erhoben, was zuweilen auf lebhaften Widerspruch stiess. So kam es sehr bald zu einer Spaltung.

Ein beträchtlicher Teil der Beter entschloss sich, die alte „Panske Schil", die halb demoliert dastand und einem Nachkommen der Familie Tennen gehörte, zu kaufen. Es wurde ein Komitee gebildet, dem die Durchführung der einschlägigen Operationen übertragen wurde. Bei der grundbücherlichen Intabulierung ergaben sich Schwierigkeiten, die jedoch bald beseitigt wurden. Wider Erwarten traten hier Unstimmigkeiten ein. Es gab eine beschränkte Zahl von Misrachsitzen, für die sich zu viele Käufer meldeten, darunter auch solche, die selten beteten oder der Religion entfremdet waren. Auch für diese Streitfrage fand sich eine friedliche Lösung. Bis auf sehr wenige, deren angeborenes impulsives Auftreten zu Auseinandersetzungen führte, herrschte ein gutes Einvernehmen. Ein ständiger Vorbeter war der ungarische Schochet Esra Falkowicz, ein streng frommer, zu Fanatismus neigender ungarischer Jude. An Sabbathen trug er Streimel, hatte eine Atlas — Schipeze an, weiters eine kurze Pumphose, lange schneeweisse Strümpfe, aus dem langen schwarzgelben Talith- Katan reichten die Schaufäden bis über die Knie. Schwarze Halbschuhe und der lange Tallith mit den breiten Silberborten, rückwärts die Jarmulkie (Köpfchen), sowie das rote grosse Taschentuch, das aus der rückwärtigen Tasche hervorlugte, vervollständigten seine Kleidung. Dabei war er sauber im Hause sowie rein und koscher in seinem Fache. Das Vorlesen des Wochenabschnittes überliess man dem talmudbeflissenen Schmuel Rosenbaum (Maloch genannt); der Name Engel entsprach auch seiner Aufführung). Er war Glaser von Beruf; man

1) Vornehme.
2) Ostsitze.

konnte ihn zu den Zaddikim zählen, die auch Handwerker waren. Er beherrschte die Tonzeichen gründlich und trug die Sedre genau nach dem Dikduk vor.

Es wäre ungerecht, den Thora-Vorleser der grossen Synagoge, Moische Brückstein, unerwähnt zu lassen. Der kleine Mann schien beim Vorlesen aus der Thora über sich selbst hinauszuwachsen. Er spielte eine wichtige Rolle auf diesem Gebiete. Er schien beglückt, wenn er die „Sedre" fehlerfrei und in richtiger Betonung genau nach dem Tropp (Punktierungen) auswendig vorlas. Er hatte Gelegenheit, seine Koloraturen wirken zu lassen, sobald er den Passus vortrug, in welchem Josef, der Sohn des Patriarchen Jakob, sich dem Liebeswerben der Potifer entzog. Er brachte beim Worte „Waimuhen" die höchsten Octaven heraus. Sein Stolz stieg noch höher, wenn er die Megillah Esther zu Purim vorlas. Wenn er wieder beim Wort „Waimuhen" auf den „Schalscheleth" (Kettenpunkt) stiess, da die Königin Waschti sich weigerte, vor dem König Ahaschwerosch im Evaskostüm zu erscheinen, veränderte er den Ton bis zur Ekstase und zog zärtlich die Worte in die Länge, so dass die Zuhörer kaum das Ende erwarten konnten. Der religiöse Geltungstrieb führte oft zu Differenzen unter den Betenden, meistens ergaben sich solche bei der Verteilung der Alija (Aufruf zur Thora). Wenn einer sich gekränkt fühlte und seinem Groll Luft machen wollte, pflegte er in Ermangelung sachlicher Argumente den Gabbe (Schulvater) mit Beschimpfungen zu überschütten und ihm alles, was er, sein Vater oder Grossvater, sein Onkel oder seine Tante je in Wort oder Tat gefehlt hatten, vorzuwerfen.

In reichlicher Zahl stellten sich Gemeindemitglieder unentgeltlich als Vorbeter: wie Mendel Schächter, Jüdel Rübner des Gerschon, Srul Menachem Rosenberg und andere zur Verfügung.

Wenn auch jetzt in Stanestie die orthdoxe- jüdischen Sitten und Bräuche grösstenteils eingehalten und auch mit Eifer befolgt wurden, so griff doch bei der jüngeren Generation das freie Denken immer mehr um sich. Man konnte schon einen jüdi-

schen jungen Mann, mit dem Spazierstock in der Hand, oder mit den Büchern unter dem Arm am Samstag auf der Strasse antreffen, ohne dass er durch diese Entweihung des Sabbats ein allzu grosses öffentliches Aergernis erregte. Es gehörte auch wirklich Mut dazu.

Der Raw Itzie Meier Hager verschied im Jahre 1926 im Alter von 63 Jahren in Stanestie und wurde am dortigen Friedhof in der Nähe seines sel. Vaters beigesetzt. Seine Frau Lea starb im Jahre 1963 im Alter von ungefähr neunzig Jahren in Jerusalem.

Da seine natürlichen Erben ausgewandert waren, ging die Kultusgemeinde daran, die Rabbinerstelle neu zu besetzen. Es meldeten sich Kandidaten, die an Sabbathnachmittagen in der grossen Synagoge Druschoth (Probevorträge) hielten. Die Wahl fiel auf den Rabbiner Friedländer, einen Schwiegersohn des Turdauer Oberrabbiners. Wie auch in anderen Kehiloth sah sich das neue geistliche Oberhaupt Gegnern in den orthodoxen Kreisen gegenüber; unter ihnen befanden sich frühere Jasager. Möglich, dass seine fortschrittliche Lebensweise, — er war nämlich aus Deutschland zu uns gekommen, wo er als Rabbiner tätig war — dazu beitrug. Er beherrschte die deutsche Sprache, interessierte sich auch für weltliche Wissenschaften und war eine repräsentative Figur. Seine von der Kanzel bei offiziellen Anlässen im Beisein von Honoratioren gehaltenen Predigten und Ansprachen machten nur den fortgeschrittenen Juden alle Ehre. Ein Negativum war, dass er zu Zornausbrüchen neigte, die oft böse Nachklänge zurückliessen Doch erwies er sich als wahrhaft religiöses Oberhaupt, als er einen Kreis von lernbegierigen Männern um sich sammelte und mit ihnen in der Schul Talmudtraktate behandelte.

Ein neuer alter Schoichet, namens Jossel Wechsler, wurde aufgenommen.

XV

SOZIALHILFE UND ZIONISMUS

Nach wie vor erhielten viele Familien von ihren Verwandten in America minimale Unterstützungen. Die ehemaligen Auswanderer aus der Heimat, die dort zahlreich vertreten waren, hatten einen Verein der Stanestier ins Leben gerufen, der sich um seine Landsleute kümmerte. Im freien Amerika wusste man, dass die Krisenjahre der Wirtschaft infolge der territorialen Veränderung den jüdischen Bevölkerungsanteil weit schwerer trafen, als es die offiziellen Stellen des Landes eingestanden. Zudem war der rumänische Antisemetismus in der weiten Welt bekannt.

Segensreich wirkte sich die Tätigkeit des Joint aus. Diese Organisation verwirklichte ihr grosszügiges Wiederaufbauprogramm in vorbildlicher Weise und verfügte über schier unerschöpfliche Fonde.

Eines Tages erschien ein in der Nähe von Stanestie beheimateter Mann, der schon seit langem in Amerika lebte, namens Dawid Kaczer, in Begleitung seines Verwandten Berl Hecht beim Kultuspräsidenten Abraham Osterer, um ihm einen Plan zur Verbesserung der Lage der jüdischen Bevölkerung zu unterbreiten. Zu dieser Besprechung wurden noch einige Kultusräte zugezogen. Herr Kaczer schlug die Errichtung einer Darlehensbank vor. Der amerikanische Wohltäter, der es drüben zu Wohlstand gebacht hatte, wollte sich, wie viele seiner Landsleute, durch Spenden für wohltätige Zwecke einen Namen erwerben. Er erklärte sich bereit, eine entsprechende Summe zur Gründung einer sogenannten Kaczer- Bank unter der Bedingung zur Ver-

fügung zu stellen, dass auch die Stanestier einen entsprechenden Betrag beisteuern. Auch sollte sein Verwandter Berl Hecht in dem zu schaffenden Komitee Sitz und Stimme haben. Bald kam eine Einigung zustande, und das neue Geldinstitut begann seine Tätigkeit. Es wurden Anleihen gewährt. Aber die Freude währte nur kurze Zeit. Es wird wohl noch manche geben, welche die Erinnerung an dieses verunglückte Geldinstitut bewahrt haben mögen. Sie werden wohl zugeben müssen, dass die damalige Leitung für den Zusammenbruch dieser Bank verantwortlich war.

Wenn ich mich auch nach Kräften bemüht habe, alles Anstössige zu vermeiden, so habe ich doch bisweilen die Wahrheit nicht unterdrücken können. Mein Protest war niemals gegen die Gesinnung des A. Osterer gerichtet, die ich immer respektierte; ich kritisierte bloss einzelne Handlungen. Ich erinnere mich noch heute, wie erregt ich war, als ich die Schuld — die von amerikanischer Seite aufgeworfen wurde — an der misslungenen Führung der Kaczer-Bank bejahte. Meine Stellungnahme war nicht Ausfluss einer Animosität. In der langjährigen Führung der Stanestier Kultusgemeinde und in seiner Tätigkeit als Vertreter im Gemeinderat bleibt sein Verdienst ungeschmälert.

Auch der Grossgrundbesitzer Kalman Fischer betätigte sich in der Sozialarbeit. Er spendete zu Ostern für Bedürftige Geld und Kartoffeln. Die Verteilung geschah durch seinen Adjutanten Abraham Haber, der bei K. Fischer Persona grata war.

Sein Vertrauter Jossole Grill berichtete hinterher, wie sein humanitäres Wirken von der Oeffentlichkeit aufgenommen wurde. Der „Bal Zdoke", der mildtätige Mann stand obenan.

Ausser dem Gutsbesitzer Abraham Osterer und Frau Sabina, nahmen auch andere Leute im stillen Anteil in der Sozialarbeit.

Der Gutspächter Leibole Hecht, ein edeldenkender Mann, war als grosser Wohltäter bekannt. Bei dieser Gelegenheit soll an die zwei Brüder Srul und Leib Rauchwerger erinnert werden, die unermüdlich Spenden für Hachnasoth- Kala, (Bräuteunterstützung); Mauth-Chitin (Osterbrote) und sonstige Unterstüt-

zungen sammelten und verteilten, trotzdem sie nicht mit Glücksgütern gesegnet waren.

Doch wurden im Städtchen die Wohltäter nicht nach ihrem Reichtum, sondern nach ihrer Gebefreudigkeit eingeschätzt.

Die Werbekraft der Zionsidee schlug auch in Stanestie Wurzeln. Ein Zionverein wurde im Jahre 1919 gegründet, der schon in den ersten Wochen seines Bestandes eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern aufwies. Veranstaltungen wie Blumentage, Gartenfeste mit anschliessendem Tanzabend brachte Erträgnisse, die teils für die Ortsarmen und teils für zionistische Fonde bestimmt waren, Sehr oft kamen Delegierte der Landesorganisation, um bald die Keren-Kajemeth-, bald die Keren-Hajessod-Aktionen durchzuführen. Man darf behaupten, dass sich alle ohne Unterschied zum Nutzen der zionistischen Fonde besteuerten. Zu den zionistischen Landeskonferenzen, die im Jahre 1919 wieder zu tagen begannen wurden öfters Benno Druckmann, Efroim Neumann und Schreiber dieser Zeilen als Delegierte entsandt. Auch beim 14. Zionisten-Kongress, der im Jahre 1925 in Wien stattfand, war das Städtchen durch Schreiber dieser Zeilen vertreten. Auf dem Zionistenkongress gab es ausser den Delegierten, die entsprechend der Zahl der eingegangenen „Schekel" (Mindestbeitrag eines jeden Parteimitgliedes) entsandt worden waren, auch solche, die von gewissen Provinzkörperschaften direkt gewählt worden waren. Dort lernte ich auch bedeutende Männer, wie Rabb. Dr. P. Chajes, Leo Motzkin, Schmarjahu Lewin und Nachum Sokolow durch Dr. Reifer kennen.

Die Konstituierung des Zionvereines fand bald darnach statt, und der Arzt Dr. Emanuel Braun wurde zum Präsidenten gewählt. Nach Dr. Braun wurden Dr. Markus Sternberg und nach ihm Dr. Moritz Schiffer zu Präsidenten gewählt. Der Verein hat von dieser Zeit ununterbrochen bestanden. In den letzten Jahren vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges war die Vereinstätigkeit sehr lau. Von der Begeisterung in der Frühzeit des Zionismus war wenig zurückgeblieben, das gesellschaftliche Band war locker geworden.

Ich bitte um Nachsicht, wenn ich in einer persönlichen Sache einiges bemerke. Ich war nicht nur einer der Gründer des Stanestier Zionvereines, sondern bemühte mich auch mit sichtbarem Erfolg um dessen Entwicklung und Erhaltung. Meine zionistische Tätigkeit begann nicht erst nach Begründung des Zionvereines in Stanestie. Noch im Ersten Weltkrieg sammelte ich an der italienischen Front zusammen mit dem Prof. Beinisch, der heute noch im Keren-Kajemeth Dienst macht, und mit Prof. Hübscher s.A. für den Keren-Kajemeth. Prof. Hübscher liess fünf Bäume im Herzl-Wald durch das Zionistische Aktionskomitee in Wien auf meinen Namen pflanzen und mir hierüber ein Diplom zukommen. Auch nach meiner Heimkehr opferte ich meine freie Zeit dem Verein. Keine Sammlung für zionistische Fonde wurde ohne meine Mitarbeit durchgeführt. Wenn es galt, in die Tasche zu greifen und zu spenden, war ich stets unter den Ersten. Nie beanspruchte ich ein Ehrenamt und nie trat ich an die zionistische Landesorganisation mit einem persönlichen Anliegen heran. Ich beklagte mich nie darüber, dass meine Einstellung zur zion. Partei mir Schwierigkeiten bei den Rumänen verursachte und mich materiell schädigte. Ich nahm mich dieses Amtes sehr eifrig an, ich hatte mit Vernachlässigung meiner eigenen geschäftlichen Angelegenheiten meine Zeit ausschliesslich diesen Agenden gewidmet. Trotzdem wurde mir von offiziellen Zionisten ein unvergesslich schweres Leid angetan, unter welchem ich heute noch leide. Als im März 1944 das Schiff "Milka" nach Rumänien kam, um nur zionistische Vatikim, für die die Sochnut alle Spesen bezahlt hatte, — was vor dem grauenvollen Ende durch nazistische Mörderbanden oder durch das Bleiben hinter dem Eisernen Tor zu bewahren, wurde mir zugesichert, dass ich auf die Liste der Ausreisenden gesetzt werde. Es wurde noch betont, dass mein Anspruch vollauf — berechtigt war, da ich unter den Vatikim figurierte, die letztens unterstützt worden waren. Einige Tage vor Abgang des Schiffes wurde mir und Erfraim Neumann s.A., der sich damals in der gleichen Situation befand wie ich, seitens dieser Herren, in deren Macht es damals lag, über Leben und Tod zu entscheiden,

eröffnet, dass für uns kein Platz im Schiff mehr vorhanden war. Wir könnten jedoch beruhigt sein, wir würden mit dem nächsten Schiff, das bereits unterwegs sei, fahren. Und dies, trotzdem sie wussten, dass sie logen, Es stellte sich nachher heraus, dass unsere Plätze von Nichtzionisten sowie von Juden, deren Zugehörigkeit zu unserem Volke berechtigte. Zweifel hervorrief, belegt worden waren, aus dem einzigen Grunde, weil diese hierfür mit barem Geld zahlten.

Ich erlaube mir daher, an diese Herren, die in der Zeit höchster Not mit unseren Zertifikaten Geschäfte machten, die Frage zu richten: „Ist Euch nicht, die Ihr im Lande als Repräsentanten der ehemaligen Bukowiner Zionistischen Organisation gelten wollet, während des Kastnerprozesses die Schamröte ins Gesicht gestiegen? Ihr habet es auch verschuldet, dass uns infolge Terminverlustes die Zuerkennung der Entschädigungsgelder strittig gemacht wird."

Zuletzt wurde die Leitung der zionistischen Ortsgruppe, wie folgt, zusammengesetzt: Präsident war Dr. Jakob Herer; seine Mitarbeiter waren: Efroim Neumann, Ing. Friedrich Osterer Benno Druckmann und ich. Von der Jugendgruppe gehörten Gerschon Karpel und Fritz Liebster der Leitung an. Oft wurde auch mir die Leitung der zion. Ortsgruppe angeboten, aber ich lehnte dies immer ab.

Eine hebräische Schule wurde gegründet, die den Namen „Safa Iwria" trug. Geleitet wurde sie vom Pädagogen Chaim Czernostrovski und einer Lehrerin, namens Perl Sandler, die eine Tochter von Ratze Sandler war. Zur Erhaltung dieser Schule steuerten die zahlungskräftigen Vereinsmitglieder durch Monatsbeiträge bei. Ausserdem wurden oft von der Jugend Dilettanten-Vorstellungen arrangiert, mit dem Zwecke, Gelder für die Schule zu beschaffen. Besonders zeichnete sich die Verbindung „Gordonia" aus, die mit eigenen Kräften die Hauptrollen besetzte; ihr dramatisches Talent, hatte vollen Erfolg. Diese Dilettanten konnten es mit so manchem Berufsschauspieler aufnehmen.

Im Orte gab es ungeweckte junge Talente eine jüdische Volkskraft, die nach Ausdruck verlangte. Man veranstaltete auch

Kultur- und Rezitationsabende, die nachhaltigen Eindruck hinterliessen. Die jungen Künstler legten allmählich ihre Schüchternheit ab.

Die Reinerträgnisse dieser Veranstaltungen dienten ausschliesslich wohltätigen Zwecken. Dass sich unter den Mitwirkenden viele befanden, die selber Not litten, lässt ihren Eifer umso löblicher erscheinen.

Auch für den Sport interessierte sich die Jugend. So wurde fast jeden Sonntag Fussballspiele auf der Wiese neben der Mühle Osterer Wagner abgehalten. Blumentage wurden zu Gunsten der Armen durchgeführt. Besondere Attraktion übten auf die im Garten des Fischer'schen Schlosses veranstalteten Gartenfeste.

Ein Grossteil der Jugend schloss sich der Haschomer-Hazair-Bewegung an. Besonders zeichneten sich Anczel Osterer und Itzi Burg, auch Kitzki genannt, als Idealisten der Bewegung aus. Ersterer dadurch, dass er in der Tat ein ausserordentlich begabter Redner ist, der es versteht, die Zuhörer zu fesseln und hinzureissen. Letzterer wanderte auch bald nach Israel aus, wo er erster Chaluz (Pionier im Kibbutz Massada, dem bekannten Symbol nationaler Tätigkeit), Aufnahme fand und sich ganz dem Kibbutzleben hingab. So oft er von seiner Familie aus Amerika Geschenke in Geld oder in anderen Werten erhielt, stellte er sie dem Kibbutz zur Verfügung. Letztens stiess ihm ein grosses Unglück zu. Sein einundzwanzigjähriger Sohn Nadiv Burg büsste in Ausübung eines Dienstes bei der „Zawah" sein Leben ein. Auch er gehört zu den Opfern, die für die Auferstehung Zions fielen.

Es verlautet, dass aus dem Dorfe Karapczui in der Nähe von Stanestie eine Gruppe von ungefähr zwanzig Jugendlichen im Kibbutz die ersehnte Heimat fanden. Sie verdanken dies der jungen Pionierin Lili Nervin aus Stanestie, die sich um ihre Erziehung vorbildlich gekümmert und ihre Auswanderung ermöglicht hatte.

Mitglieder des „Haschomer-Hazair" verbrachten ihre Hachscharah in Stanestie und Umgebung. Es kam wiederholt zu

unliebsamen Zwischenfällen, als Inflitranten kommunistische Broschüren einschmuggelten. Eines Tages wurden bei einem dieser Hachscharahmädchen, Klara Süssmann, Tochter von Tulie Süssmann, (sie lebt jetzt in Israel) von einer Gendarmariestreife kommunistische Bücher gefunden. Bekanntlich war für die rumänischen Behörden kommunistische Literatur das rote Tuch. Es gab hochnotpeinliche Untersuchungen mit den grausamsten Folterungen. Der Zufall wollte es, dass ich gute Beziehungen zum Storozynetzer Gendarmerie-Kommandanten unterhielt; doch war eine Intervention immerhin gefährlich. Ich wagte es und hatte Erfolg. Die Inhaftierte wurde in Freiheit gesetzt.

Ausser der Schomer-Hazair Bewegung waren auch Jugendliche, die anderen Parteien angehörten, u. z. Poalei Eretz-Israel, Revisionisten und Kommunisten und andere, deren Exponenten im Stillen ihre Arbeit durchführten. Zu diesen gehörten: Dr. Schulmann H., Osterer Schulziu, Rauchwerger Moses, Wald Nuchim, Wolloch Bubi, Hermann und Bubi Grill, Hager Sohn der Neche, Einhorn Karl, sowie der allgemein beliebte Feibisch Maimann, der bei allen Parteien gern gesehen war, Isiu Grill, Goldhagen, Gutmann und andere, die meinem Gedächtnis entfallen sind.

Private Wohltätigkeit übten in besonderem Masse jüdische Hausmütter. Zunächst sei an Frau Binemke Endelmann gedacht, die sich als Almosenierin, die zur Linderung der Not bedrängter Familien beitrug. Sie sammelte Spenden und pflegte jeden Freitag Challes (Weissbrot) unter die Notdürftigen verteilen, wodurch sie sich ein unvergessliches Andenken in den Herzen der Armen errichtet hat. Frau Scheindel Weissmann ebenso ausgezeichnet durch Vorzüge ihres Herzens wie des Geistes. Sie war von einer seltenen Bescheidenheit. Sie kannte keinen Egoismus. Uneingeschränkte Unterwerfung unter den Willen Gottes war das Hauptmerkmal ihres Wesens. Sie verstand es, das Interesse auch anderer Frauen wachzurufen. Nicht weniger bekannt war Frau Sara Haber, die nicht mehr unter den Lebenden weilt; doch die edlen Werke, die sie zu Lebzeiten geübt, bleiben unvergesslich. Sie hatte nicht Bedenken, an einem Waisen-

kind die Mutterpflicht zu erfüllen, eine wahrhaftige „Eschet Chajil" (wackeres Weib). Sie pflegte auch stille Bedürftige mit Schonung und Würde ohne äusseren und inneren Zwang zu unterstützen, dabei war sie eine mustergültige Wirtin. Ferner zeichneten sich die Frauen Sabina Osterer, Taube Katz, Ettel Osterer und die Frau Henie Surkis und viele andere durch ihre Wirksamkeit aus. Die Frau Henie Surkis war auch gleichzeitig die Chronik der jüdischen Gemeinde.

Die Frauen begannen im allgemeinen an der Sozialarbeit und im zionistischen Leben lebhaften Anteil zu nehmen. Auch gab es eine Zweigstelle der Wizo, die eine bescheidene Tätigkeit entfaltete. Aus jener Zeit sind glänzende Namen in unserer Erinnerung verblieben. So wäre eine Frau Czarny Schwarz, geb. Teller zu erwähnen, eine besonders begabte Frau, sie verblieb nach dem 1. Weltkriege in Wien und stellte sich dem Institut der bekannten Sozialfürsorgerin Anitta Müller zur Verfügung Eine Frau von steltenen Gaben des Gemütes, von liebenswürdiger Erscheinung, eine Frau die wohl allen, welche sie kannten, in freundlichsten Andenken steht. Besonders bemühte sie sich um ihre Stanestier Landsleute, wie im Falle des Zindel Burg, der sich im Wiener Spital einer Operation unterzog. Frau Schwarz nahm sich seiner an und ermöglichte ihm die Heimfahrt.

Ein lebhaftes Gefühl der Solidarität und Schicksalsgemeinschaft verbindet alle Juden in der Not.

Noch eine Erscheinung verdient hervorgehoben zu werden. Gegen verschämte Arme, gegen Leute die einst zu den Wohlhabenden gehörten und nachher gesunken sind, herrschte im Städtchen eine wahre Ritterlichkeit. Diese erfreuen sich noch immer eines Ansehens, und eine Verschwägerung mit ihnen wird eben so gesucht, wie mit gelehrten Familien.

XVI.

EINZELSCHICKSALE IM STAEDTCHEN

Die rumänischen politischen Parteien wollten sich die jüdischen Stimmen bei Wahlen nicht entgehen lassen. Sie nahmen daher formell auch Juden auf und köderten diese, in dem sie ihnen bescheidene Funktionen zuwiesen. Der Anschluss an die rumänischen Parteien konnte persönliche Ambitionen befriedigen, hatte jedoch keinen Effekt. Der Streber blieb in den Augen der Rumänen immer der Jude, und zur Verschiedenheit der Rasse kam noch die der Religion hinzu, Umstände. die ihn von der übrigen Bevölkerung trennten. Wenn eine neue Partei ans Ruder kam ,wurden die Funktionäre ausgetauscht. Dies führte zu einer Demoralisierung im öffentlichen Leben der Juden. So wurden in den Kultusgemeinden seitens der jeweiligen Regierung ihre jüdischen Parteimitglieder zu Kultusgerenten eingesetzt. Diese mussten im Falle eines Regierungswechsels anderen Platz machen. Die Rumänen duldeten keine religiöse Autonomie. Die Folgen dieser neuen Methode liessen nicht lange auf sich warten. Als im Jahre 1928 die National-Zaranisten ans Ruder kamen, setzten sie den gewählten Präsidenten ab und ernannten ihren Exponenten Jüdel Rübner zum Kultusgerenten. Er war durchaus nicht bösartig, im Gegenteil, es wohnte in ihm eine gewisse Gutmütigkeit; wenn aber sein Interesse in Frage kam, hatte er keine Bedenken, ihm fehlte die Fähigkeit, Recht und Unrecht zu unterscheiden. Die Schwäche seines Charakters wurden gewissermassen verdeckt, zumindest erträglich gemacht, durch seine joviale Art und durch schlaue Umgangsformen. Von nun an gelangten ambitiöse Streber ohne Rückgrat, die sich in die

rumänischen Parteien einschrieben, zu politisch unbedeutenden Posten. Als nach geraumer Zeit wieder ein Regierungswechsel eintrat, fanden auch für die Kultusgemeinde Neuwahlen statt, bei denen Jüdel Rübner mit seiner Kandidatenliste zum Präsidenten gewählt wurde und die sogenannte liberale Liste, wo als Listenführer Abraham Osterer figurierte, unterlag. Ich will bei der Beurteilung seines Wesens Zurückhaltung üben. H. Osterer hatte Vorzüge und Fehler. Bei aller Wertschätzung seiner politischen Qualitäten wollten übelwollende Kritiker ihm autokratische Allüren nachsagen. Er muss sich den Vorwurf gefallen lassen, weil er der Psychologie des Wählers wenig Verständnis zollte; der Wähler, der weiss, dass er die ganze Legislaturperiode hindurch nichts zu sagen hat, will wenigstens vorher vom Kandidaten um seine Stimme gebeten sein.

In der letzten Zeit wurde der Arzt Dr. Jakob Herer zum Gerenten der Kultusgemeinde ernannt, ein Mann von grossem Geltungstrieb und langjähriger Präsident des Stanestier Zionvereines. Oft exponierte er sich für jüdische Interessen und legte ein gefälliges Wesen an den Tag, das besonders Frauen bezauberte. Am Abend versammelte sich im Hererschen Hause sehr oft ein Kreis von Bekannten; von diesen eingeführte Gäste waren stets willkommen.

Ich fühle mich zu tiefst verpflichtet, in Pietät des Mannes zu gedenken, mit dem ich in herzlicher Zuneigung Jahre meines Lebens verbunden war. Unvergesslich bleibt mir die Hilfe, die er und seine edle Gattin uns in den schweren Ghettotagen in Czernowitz im Jahre 1941 gewährten. Wir waren wohl nicht immer eines Sinnes, zumal er leicht aufbrausend einer zweiten Denkart oftmals missbilligte. Aber in Fragen unserer zionistischen Anschauungen und in unserer politischen Einstellung waren wir stets einig. Die Nachricht, dass er inzwischen in Bacau aus dem Leben schied, bedeutet für uns einen schweren Schlag. Ich will die Erinnerung an ihm in meinem Herzen pflegen, die Erinnerung an einen edlen Mann und ganzen Menschen.

Seine Beiräte im Kultusvorstand waren Eisig Karpel, Ing. Friedrich Osterer, Chaim Kreisel, Jossel Liebster und Schreiber

dieser Zeilen. Sehr oft ergaben sich bei den Sitzungen Meinungsverschiedenheiten. Wie man bei vielen Leuten Licht- und Schattenperioden findet, so auch bei Dr. Herer.

Als im Jahre 1931 die Jüdische Reichspartei Rumäniens beschloss, für die Parlamentswahlen eine selbständige Kandidatenliste aufzustellen, kamen Dr. Meier Ebner, Dr. Josef Fischer und Prof. Dr. Manfred Reifer nach Stanestie, um in der grossen Synagoge zur Wählerschaft zu sprechen, sie waren meine Gäste, und ich versprach möglichst viele Stimmen für die Liste zu gewinnen, obwohl meine privaten Interessen in den Beziehungen zu den lokalen Behörden dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Am Wahltage wurden im Städtchen mehr Stimmen für diese Liste abgegeben, als die Zahl der Juden betrug. Dieses merkwürdige Wahlresultat wurde seinerzeit auch im Czernowitzer Cafe del Europe am „Ebnertisch" lebhaft diskutiert. Wie dies möglich war, wussten nur die Beamten, die im Zentralkomitee beschäftigt waren, von denen manche hier leitende Stellen bekleiden. Auch der sel. Wagner Nati trug viel dazu bei.

Auch im Cafe „Feiwel Laufer" fanden angeregte politische Geplänkel statt. Die Konversation war geistvoll und stand auf der Höhe. Hier verkehrte auch ein rumänischer Bezirksrichter, namens Floresteanu, der sich unter den jüdisichen Stammgästen wohl fühlte und sehr oft mit Juden Schach und Karten spielte. Er war ein liebenswürdiger, hilfsbereiter Mann, ein ausgesprochener Judenfreund und als solcher ein weisser Rabe. Feiwel Laufer flüchtete in der Zeit der grossen Katastrophe in einem als Strohtransport getarnten Fuhrwerk, wurde jedoch in Komarestie von ukrainischen bäuerlichen Banditen herausgeholt und auf der Stelle meuchlings ermordet.

Alles strebte hoch hinaus. Es begann eine Jagd nach Besitz. Ein Teil jüdischer Händler wechselte in die Klein- und Grossindustrie über. So wurde von Josef und Mordcho Hersch Liebster eine Mühle käuflich erstanden, eine andere von Jüdel Osterer aufgebaut und eine dritte von Jankel Klemmer und Hersch Kaisch von Nazi Wagner und der Witwe nach Mechel

Leib Osterer übernommen. Eine primitive Oelpresse setzte Leiser Hübner in Betrieb. Die Brüder Abraham und Osias Haber und Schreiber dieser Zeilen errichteten ein Sägewerk am Wiwos. Der seit dem Zusammenbruch der Monarchie darniederliegende Holzexport erlebte wieder eine Zeit der Blüte. Um mit der Zeit Schritt zu halten, bedurfte es stets neuer Investitionen, wozu jedoch nur ein Teil der Kaufmannschaft imstande war, während der grösste Teil der Konkurrenz nicht standhalten konnte und ins Hintertreffen geriet. Trotzdem konnten die im Zentrum des Marktplatzes im Hause des Eisig Karpel untergebrachten Geschäftslokale ihren Betrieb aufrecht erhalten und ihre Besitzer bescheiden ernähren. Leib Fünkenthal der in der Jugend Spiritus-Brenner bei dem ersten Gutspächter war und später eine Tochter des alteingesessenen Stanestier Bürgers, namens Schaje Goldner ehelichte, hatte vier Söhne und drei Töchter. Sie führten ein bescheidenes bürgerliches Leben. Sie waren verschlossen und in sich gekehrt. Alle waren sie strebsame und rechtschaffene Leute, die ihre eigene Wege gingen. Wer sich ihnen anbiedern wollte, begegnete keinen sehr freundlichen Blicken und musste den Versuch als aussichtslos aufgeben. Von den zwei älteren Brüdern war Gedale Solizitator beim Notar und Josef bei Dr. Sternberg und Dr. Philip Sobel, während Mendel und Simon Kaufleute waren. Leider sind nur wenige Mitiglieder der Familie am Leben geblieben. Unter den Zurückgebliebenen wäre zu erwähnen die Tochter des Mendel, Rita, die an einem ersten Gesandtschaftssekretärn in Israel Jizchak Schwarz verheiratet ist, und die Tochter der Frau Linker Bertha befindet sich in Amerika. Ausserdem leben noch Kinder von Josef und einer Tochter, die in Suczawa wohnte.

Im Bilde der Vergangenheit, die mir noch jetzt lebendig vor Augen steht, haftet meine Erinnerung insbesondere an einer Reihe von Personen, die durch ihre Originialität auffielen. Im Grunde genommen waren alle Juden Individualitäten. Wegen der Unmöglichkeit, jeden Einzelnen dieser Leute zu charakterisieren, beschränke ich mich bloss auf wenige. Unter den originellen Figuren des Städtchens nahm Awram Itzie Weber einen

besonderen Platz ein. Er war der Besitzer eines Pferdegespanns, mit dem er die Verbindung zwischen dem Städtchen und der Eisenbahnstation Berbesti aufrecht hielt.

Wenn Weber Verspätung hatte und er die Pferde antrieb, so beutelte, schüttelte und rüttelte es und an holprigen Stellen der Landstrasse flogen die Glieder der Reisenden herum. Wer sprach, war in Gefahr, sich die Zunge zu beissen. Der Personenzug wartete bisweilen einige Minuten auf sein Eintreffen. Er stand mit jedem auf gutem Fuss.

Selten tat er jemandem Unrecht. Er war auch ausserhalb der Ortschaft Stanestie bekannt. Seine Popularität verdankte er seinem gesunden Humor. Er betrachtete einen jeden seiner Fahrgäste als Parschoin (geachteter Fahrgast) Diese Bezeichnung machte im Städtchen die Runde, wurde oft wiederholt und stets belacht. Belustigend war eine Fahrt mit ihm an den Zwischenfeiertagen. Da war er froh gelaunt, näselte, um andere zu erheitern und parodierte Gebetsabschnitte, die man tagszuvor aus dem Munde des Chasans (Vorbeter) gehört hatte. Während er die Pferde antrieb, bedachte er sie bald mit zärtlichen Kosenamen, bald erschreckte er die Tiere, wenn sie nachliessen, mit seiner Stentorstimme, zeichnete mit der Peitsche Arabesken in die Luft, um schliesslich in einer plötzlichen Erinnerung Gebetstellen im Singsang des Vorbeters zu zitieren, wobei er voll Anerkennung für dessen Leistung ausrief: „Oi hot er git gedawent."

Ein Unikum war Refuel Engel. Dieser Mann darf in unserer Darstellung nicht übergangen werden. Er gehörte nicht der chassidischen Orthodoxie an, und trotzdem war er ein eifriger Verfechter religiöser Wahrheiten und beobachtete alle Zeremonien und Bräuche mit Gefühl und Herz. Seltene Frömmigkeit und vertiefter Gottesglaube hatten seinem Lebenswandel eine besondere Prägung gegeben und den ganzen Menschen erfasst. Er kannte weder Frohsinn noch Zeitvertreib und tat keinem Menschen weh. Er würde keiner Fliege mit Absicht ein Leid zugefügt haben. Vom vielen Fasten hatte er den Körper eines Asketen. Mit den ausgemergelten Beinen und den bleichen Ge-

sicht die Augen von den Schläfenlocken halb zugedeckt, fiel er durch seinen schlottrigen und hastigen Gang auf. Er ging rasch, machte aber zu kleine Schritte, ohne die Beine entsprechend voneinender zu entfernen, weshalb seine Pantalons aneinanderschlugen und an dieser Stelle stets beschädigt waren. Seine Schaufäden reichten bis zum Boden. Er nahm für sich keinerlei Würde in Anspruch.

Dieser Mann konnte wahrhaftig zu den Zaddikim gezählt werden, welche die 248 Gebote, deren Zahl der der Knochen gleichkommt, und die 365 Verbote, die an Zahl den Adern des Menschen gleichen, streng beobachten. Er war in die Tiefe der Kabbala eingedrungen und schien einer der sechsunddreissig Gerechten zu sein, die nach dem Volksglauben unerkannt als Bauern, Handwerker Last oder Wasserträger auftreten, aber um ihretwegen lässt Gott die Welt bestehen. Er war, wie es im Buche Hiob heisst" Ein frommer und gerechter Mann, gottesfürchtig und dem Bösen abgewandt."

Selbst Eisig Karpel, der ungefähr gleichaltrig mit ihm und im Talmud ziemlich bewandert war riss sich von seiner Arbeit los und ging mit der Gemorah unter dem Arm zu Rafael Engel, um im Umgang mit ihm sein Wissen aufzufrischen. Auch Mendel Fünkenthal folgte seinem Beispiel.

Auch gab es in Stanestie eine Frau, die durch ihre Frömmigkeit Aufsehen erregte. Es war die fromme Ratze, die Gattin des Schusters Jankel Sandler, die von früh bis spät zu beten und Psalme zu rezitieren pflegte. Nach dem Tode ihres Mannes widmete sie sich dem Handel mit Fischen. Um die Fische abzusetzen, musste sie wiederholt nach Czernowitz fahren. Da sie jedoch unterwegs die vorgeschriebenen Gebete verrichtete, und während sie ihre Hornbrille von der Nase in das „Deutschchumesch" hineingeschoben hatte und dieses wieder mit einem andächtigen Kusse geschlossen hatte, geschah es oft, dass der Zug der in Berbestie hielt, abfuhr, ehe sie zu beten aufhörte. Aber kein Ungemach erschütterte ihre Frömmigkeit. Trotzdem sie sich in einer misslicher materiellen Lage befand, nahm sie sich eines unehelichen und weggelegtem Kindes an, (wenn ich

mich recht erinnere, soll der Vater ein Nichtjude gewesen sein), und liess es „jüdischen" (beschneiden). Als der Junge 13 Jahre alt wurde, veranstaltete sie für ihn eine Bar- Mizwah- Feier. Sie wagte es nicht, das Wort „Gott" auszusprechen und bediente sich aus Ehrfurcht vor dem Schöpfer alles Seins einer Umschreibung: „Ich bin nicht wert, sein lieben Numen unzurifen! „Sie wurde nie müde," in ihren Lobreden oft Gesagtes zu widerholen, wie „Leben sollt ihr und gesund sollt ihr sein!"

Sie betrachtete es als „Mizwah" d.i. als gottes dienstliches Werk, die himmlische Speise, das Menü am Sabbath und Feiertag, sehr opulent zu gestalten, und man hörte aus ihrem Munde nicht selten: „Meine guten Schabbossim und Jamimtowimtische sollen mir auf jener Welt beistehen."

Im Gegensatze zu der bigotten Ratze waren einige Frauen der Ortschaft ausgesprochene Klatschbasen, die Gerüchte in Umlauf setzten.

Der Aberglaube war in Stanestie religiös verbrämt. Wenn beispielsweise Hunde in der Nachbarschaft in der Nacht unablässig heulten, pflegte man kopfschüttelnd und besorgt zu sagen. „Dies ist ein Zeichen, dass der Malach-Hawawet (Todesengel) sich dort zu schaffen macht."

Die Verkehrsverhältnisse in Berbestie waren recht unerfreulich. Der Zug, der mit der qualmenden Lokomotive in die Station einfuhr, erfüllte den Perron mit dickem Rauch und beissendem Russgestank. Dazu kam ein charakteristischer Staub und Fellgeruch, der von der Huzulen und ihrer schmackhaften und appetiterregenden Brinza (Schafskäse) herrührte, den sie als Passagiere dieses Lokalzuges nach Czernowitz mitführten. Im Wageninnern war die Luft zum Schneiden dick, und der Geruch liess sich nicht beseitigen, zumal da man die Fenster, deren Gurten verbraucht waren, nur sehr selten öffnen konnte und überdies die hereinfliegenden Kohlenteilchen das Oeffnen während der Fahrt nicht ratsam erscheinen liessen. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, stiess die Lokomotive neue gewaltige Rauchwolken aus. Es gab auch Schwarzfahrer, die sich das Reisegeld ersparen wollten. Sie wurden blass, wenn der jüdische

Kontroller Grünberg, vor dem alle Angst hatten, auftauchte. Da half kein Versteck.

Es werden sich auch so manche noch an den Brezelverkäufer erinnern man nannte ihn Schloime mit den Begel — mit seinem langen Bart, in der einen Hand den Psalm, aus dem er andächtig lautlose Worte sprach, und mit der anderen bot er „Frische Beigolich" an. Für bestimmte Reisende hatte er in seinem Korb eine Flasche Alkohol mit.

Es wird erzählt, dass Eisig Geisinger sich einmal vor Abfahrt des Zuges an den Kontroller Grünberg mit der Frage wandte, ob er in diesem Zuge mitfahre. Auf die im strengen Amtston gegebene Antwort, was ihn das angehe, erwiderte Geisinger: „Wenn Sie fahren, dann fahre ich nicht".

Schloime Tkacz war ein Heimkehrer aus Amerika. Einmal geriet ein vollbesetzter Zug ins Schleudern und alle Passagiere erschraken, am meisten jedoch Tkacz, der vor Todesangst das „Schma Israel" zu murmeln begann. Auf die Frage, warum er sich besonders fürchte, da doch alle in der gleichen Lage wären, antwortete Tkacz: Sie alle haben leicht reden, denn keiner hat, wie ich, einen Korb mit Eiern im Gepäck.

Als derselbe Schloime Tkacz einmal spät in der Nacht heimkehrte, klopfte er an die Tür seiner Mutter, sichtlich erregt über das bevorstehende Wiedersehen. Die Frau öffnete nicht so gleich die Türe und wollte wissen, wer der Ankömmling sei. Daraufhin nickte Schloime mehrmals und wunderte sich, dass die Tür nicht aufging.

Viele Stanestier werden sich gewiss noch an die verhuzelte Frau Schamschn Mendleche erinnern. Sie schaute älter aus, als sie in Wirklichkeit war. Das wahre Alter jedoch, wollte sie nie verraten. Die Gestalt war klein und gebückt dabei schüttelte sie oder nickte beständig mit dem Kopfe wie im Selbstgespräch. Sie hatte Falten und Runzeln im Gesicht, einen zahnlosen Mund triefende Augen. An ihrem schlottrigen Gang und den zitternden Armen war sie schon von weitem kenntlich. Trotzdem sass sie bei jedem Wetter, Winter und Sommer, in ihrem Marktstand, der aus angefaulten alten Brettern auf ebenso morschen Stützen

bestand, beide noch aus der Zeit ihrer Jugend. Sie hockte auf einem wackligen Stühlchen, hielt, wenn in der Winterkälte ihre Hände vom Frost starr wurden, die zittrigen Finger über einem mit glimmenden Kohlen gefüllten Topf und verkaufte an ihre meist weibliche Kundschaft Weihrauch, Farben, Essenzen und Gewürze sowie Kräuter für den Hausgebrauch oder zum Gebrauch von Wahrsagern. Sie lebte sehr bescheiden und fiel keinem Menschen zur Last. Ihr Mann Schamschn Mendel war fromm und galt als ausgezeichneter Vorbeter.

Bemerkenswert war das plötzliche Auftauchen des erwähnten Rabbi Jankole Bizinauer. Man wusste, dass er längere Zeit beim Storozynetzer Rabbiner Schulimki Kinderlehrer war. Allem Anscheine nach hat er sich dort die rabbinischen Methoden gut eingeprägt. Als er nach Jahren in seinen Wohnort im Walde Kruschnei heimkehrte, etablierte er dort seinen „Hof". Zunächst ernannte er irgend einen Batlen (frommen Müssiggänger) zum Gabbe (Kassier) und nahm das Gehabe eines Wunderrabbi an. Ein grosser Gelehrter war er nicht; was er jedoch besass, waren seine unumstrittene Frömmigkeit und Ausdauer im Kampfe mit der Armut. Im Winter bei starkem Frost zerschlug er in dem vor seinem Hause fliesenden Bach Brusnitza die Eisdecke, um ein Tauchbad zu nehmen (Ersatz für die Mikweh.)

In Czernowitz hatte er einige Anhänger, die er zu besuchen pflegte, und dabei bekam er einen angemessenen Pidjen (Honorar). Sein Steckenpferd war, Eheleute zu einer höheren Art von Moral zu bekehren. Wenn er einen Besuch machte, pflegte er beim Weggehen im Schlafzimmer die Betten so zu verschieben, dass sie einen rechten Winkel bildeten, und wollte sie auch durch einen Vorhang getrennt wissen. So verlangte es die streng chassidische Auffassung von der Heiligkeit der Ehe. Seine Eigenart zeichnete sich schon in seiner äusseren Erscheinung ab. Er war von hohem Wuchs, mager, und sein langer Bart und die gekräuselten Schläfenlocken, die oft noch feucht vom Bade waren, gaben seinem Antlitz einen fremdartigen Charakter. Er trug einen schwarzen seidenen Kaftan, an dem der letzte Kot in ausgetrockenen Resten noch haftete, mit einem Plüschkragen

und einem breiten schwarzen „Gartel" (Gürtel). Beim Beten geriet er in Ekstase, und sein Körper schwänkte wie ein Schilfrohr im Winde nach vorne und nach hinten, wobei er die Arme nach oben zum Schöpfer der Welt beschwörend aussteckte.

So oft ich auf dem Wege zur Säge am Morgen durch das Städtchen ging, beobachtete ich das übliche Ritual, das sich täglich wiederholte: Die Geschäftsleute, insbesondere Schmiel Eismann, der Frühaufsteher, hängten an die Türen ihre Schaukästen, dann schichteten sie leere Kisten vor der Tür auf. Der Bäckerbursche führte auf einem Handwagerl das frische appetitliche Gebäck für die Verschleisser. Benjamin Teller der vermutlich diese Gewohnheit von seinem Vater S. L. Teller geerbt hatte, ging mit dem Handtuch auf der Schulter zur Brusnitza baden. Eisig Karpel und S. Eismann liefen mit dem Tallith und dem Tfillinsack ins Bet- Hamidrasch. Abraham Itzie Weber fütterte die Pferde und redete dabei auf die Tiere ein, als ob sie ihn verstünden. Eisig Geisinger instruierte seine Mitarbeiter, wie sie mit den Viehstücken umzugeben hätten, um den Verkauf zu ermöglichen. Schliesslich hörte man auch Lea Alters, wenn sie die Kuh melkte und das Tier laut zum Stillstehen mahnte.

Zu den Stanestier Sonderlingen gehörte auch Moses Kielstock, der jede an ihn gestellte Frage mit einem vieldeutigen und passenden Witz wie auch mit einem zutreffenden Beispiel beantwortete. Er fühlte sich besonders wohl in Gesellschaft von Fortschrittlichen, vor denen er seine besondere Theorien entwickelte. Wenn auch so mancher der Zuhörer sich von seiner Art getroffen fühlte, so erntete der Witzbold trotzden Beifall.

Auch über Mechel Tauber sollen einige Worte geschrieben werden. Er war das einzige Kind, das seine Eltern verzärtelten, trotzdem sie in Unfrieden lebten. Die Fehler seiner Erziehung wirkten sich in seinem späteren Leben aus. Er war ambitiös doch inkonsequent. Er war wenig konziliant und dies war sehr hinderlich. Ich weiss, dass er für gebildet gehalten wurde weil er, so oft er an talmudischen Vorträgen teilnahm, in die Diswussion lebhaft eingriff.

XVII.

DER ANFANG VOM ENDE.

Der Untergang der Bukowiner Judenschaft warf seine Schatten voraus. Die Judenpolitik Deutschlands gab dem rumänischen Judenhass einen neuen Auftrieb. Im Jahre 1938 versuchte der König seinen wankenden Thron zu stützen, indem er mit Deutschland zu liebäugeln begann, und er betraute die zwei berüchtigten Führer der revolutionären, die Ausrottung der Juden propagierenden Bewegung, den Antisemitenhäuptling Cuza und den „Dichter" Goga mit der Regierung.

Der Pöbel, seit eh und je in brutalem Judenhass aufgewachsen, griff mit Freude die Parolen der neu entfachten antijüdischen Propaganda auf und ergab sich gefährlichen Gelüsten: sie hofften auf die längst ersehnte Bereicherung durch Ermordung der Juden. Der Hass weckte die räuberischen Instinkte. In Stanestie verstanden die ukrainischen Bauern sofort die Losungen der rumänischen Mordgesellen und befreundeten sich mit ihren Gedankengängen. Im Judenhass wollten sie nicht zurückstehen.

Der Advokat Boca, damals Bezirkspräfekt bereiste unter anderen auch unser Städtchen, um die Vernichtung der „Jidani" (Judenschweine) zu predigen. Am Sonntag und an Markttagen erschienen die Bauern in Massen mit den Hackenkreuzfahnen und forderten offen die Aufteilung des jüdischen Vermögens zu ihren Gunsten. Die Versammlungen wurden unter freiem Himmel abgehalten, die Hetzreden und die direkte Aufforderung zu Ausschreitungen und Plünderungen nahmen kein Ende. Wieder

war es der ukrainische (ruthenische) Mob, der zu jeder Zeit bereit war, Juden zu überfallen, und mit Lust Hassausbrüche inszenierte. Nach jeder Versammlung wurden die Hasstiraden in die Tat umgesetzt. Die Juden zogen sich in ihre Wohnungen zurück und schlossen die Läden. Sie machten sich mit dem Gedanken an eine Auswanderung vertraut. Doch wusste niemand zu sagen, wohin sie sich wenden konnten. Sie sassen in der Falle.

Die ruthenischen Bauern von Stanestie kannten kaum die antisemitischen Rowdies der Rumänen. Selbst wenn sie sie kannten. hatten sie für die Rumänen nicht das geringste Verständnis und hassten sie nicht weniger als die Juden. Aber die Hetze gegen die Juden wurde von ihnen bereitwillig aufgenommen und gab den Anstoss zur Bildung einer Partei mit antisemitischem Programm. Czewik hiess der Importeur des Antisemetismus nach Stanestie. Als Partei hatten die Judenfresser noch keinerlei Ansehen. Die besseren Bauern und die Halbgebildeten schämten sich noch, zu ihnen gezählt zu werden. Gefährlicher für die Juden war der wirtschaftliche Boykott, der gegen sie geübt wurde.

Damals oder ein wenig früher, in einer ähnlichen Situation, sahen wir uns genötigt, Ing. F. Osterer und meine Wenigkeit, beim Gerichtspräsidenten der höchsten Instanz des Städtchens, vorstellig zu werden, wobei er uns versicherte, dass keine Ueberfälle vorkommen würden.

Doch durften die Juden bald erleichtert aufatmen. Denn eine lange Lebensdauer war dieser Regierung nicht beschieden. Schon nach sechzig Tagen hielt es der König für opportun, sie zu entlassen, weil sie die Volkswirtschaft an den Rand des Abgrundes gebracht hatte. Die alte „Ordnung" kehrte zurück. Doch sahen nicht alle Juden in dem Cuza-Goga-Experiment der rumänischen Krone eine letzte Warnung vor der Katastrophe. Viele gaben sich einem ungerechtfertigten Optimismus hin und dachten wieder an das Geschäftemachen, anstatt die gewährte Pause zur Emigration zu benützen.

Die sich überstürzenden Ereignisse trafen eine wehrlose Judenschaft an, und damit begann die grosse Tragödie. Es waren

dies die Niederlage Polens, der Pakt Rumäniens mit Nazideutschland, wodurch Rumänien ein Trabant des deutschen Verbrecherstaates wurde, und die drohende Gefahr seitens der kompromisslosen Sowietmacht. Jedenfalls herrschte schon vor dem Ausbruche des Krieges eine nervöse Stimmung, die den herannahenden Sturm ahnen liess.



Vorne sitzend, von liks nach rechts: Jente Maiman, Sali Einhorn. Stehend: Feigole Pikowski, Sali Singer, Bertha Müller, Bertha Dermer, Fenia Fleischhacker.
Rückwärts stehend: Zalman Rosenberg, (?) zu Gast weilend, Schulziu Osterer, Fritz Liebster, Apotheker Geller, Rosa Müller.

Das Treffen einer Jugendgruppe.

XVIII.

DIE ERSTE BEKANNTSCHAFT MIT DEM KOMMUNISMUS

Als am 29. Juni die Sowjets die Nord-Bukowina besetzten, waren die Juden Stanesties geteilter Meinung. Während der vermögende Teil um die Zukunft besorgt war, glaubte der andere Teil, — unter ihnen auch solche, die in einem gewissen Sinne politisch nicht orientiert waren — dass die Sonne jetzt auch für sie scheinen und das neue Regime eine Verbesserung ihrer tristen Lage mit sich bringen werde. Aber schon nach kurzer Zeit änderten sie — bis auf gezählte Propagandisten — ihre Einstellung zum Regime und waren bitter enttäuscht. Die Gründe hiefür sind allzu bekannt, als dass es noch weiterer Ausführungen bedürfe.

Zunächst mussten alle mit der Vergangenheit brechen und versuchen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Es galt, irgend eine Beschäftigung zu finden, erstens um den Lebensunterhalt für sich und die Familie zu sichern, und zweitens, wie es allgemein befürchtet wurde, um sich gegen die drohende Deportierung nach den Schneefelden Sibiriens zu schützen.

Der amtierende Naczalnik und die ihm unterstehende Miliz, die über das Schicksal der Ortsbevölkerung entschieden, reorganisierten alles nach dem Sowjetsystem. Zuerst kam die Abschaffung der Privatinitiative mit dem Verbote, Handel zu treiben. Darauf folgte die Nationalisierung der Läden, Fabriken, des Grossgrundbesitzes des Vermögens der kleinen Grundbesitzer und sonstiger Unternehmungen, die Arbeiter beschäftigten. Als

Chasai (Besitzer) des Sägewerkes am Wiwos wurde Schreiber dieser Zeilen aufgefordert, am folgenden Tag in der Säge zu erscheinen. Niemand war sich der Tragweite dieses Befehles bewusst. Denn obwohl Stanestie unweit von der Grenze des von den Sovjets besetzten Teiles Polens lag, und oft Flüchtlinge herüberkamen, die über die dort herrschenden Verhältnisse erzählten, war man trotzden nicht genügend informiert. Andernfalls hätten viele Leute die Bukowina verlassen. Die Arbeiter kamen in die Säge, auffälliger Weise an einem Werktag in Sonntagskleidung. Hierauf erschienen der Naczalnik und ein vom „Trest" dazu delegierter Nationalisierungsbeamte in Begleitung der Miliz mit dem bekannte Gruss „Zdraskiuki Towareschii". In seiner Begrüssungsrede wandte er sich an die versammelten Arbeiter mit Nachdruck, wies auf mich mit dem Finger und sagte wörtlich: „Bis jetzt habet ihr für ihn gearbeitet, von jetzt an gehört das Sägewerk euch und nur euch wird der Nutzen zufallen." Das Herz stand mir in diesem Augenblick still, doch liess ich es nicht merken. Also wurde über das Industriewerk, das ich unter unsäglichen Mühen begründet, in die Höhe gebracht und dem ich einen grossen Teil meiner Lebensarbeit geopfert hatte, entschieden. Ich ging leer aus, und mein Leben war verwirkt. Nun wurde mir befohlen, die Versammlung zu verlassen. In meiner Abwesenheit wurden die Arbeiter über mein Verhalten ihnen gegenüber ausgefragt. Es sollte entschieden werden, ob ich getötet werden oder am Leben bleiben sollte. Wie ich später erfuhr, trat anfangs ein tiefes Schweigen ein, hernach erklärten die Arbeiter, dass ich sie nicht ausbeutete und mich besonders gut zu ihnen stellte. Sie gingen noch einen Schritt weiter, und als die Wahl des zukünftigen Direktors zur Debatte stand, wie es unter den Sovjets üblich ist, wurde ich seitens der Arbeiter für diesen Posten vorgeschlagen, was natürlich der Naczalnik und seine Begleitung brüsk ablehnten. Ich war wieder anwesend, mein Herz klopfte wie nie zuvor und Schweissperlen tropften von meiner Stirn.

Nach Unterzeichnung der Nationalisierungsakte nahm ich Abschied von meinem unvergessenen „Städtele" Stanestie.

Ich hatte auch Gegner, die nicht ungern mein Unglück mitansahen, doch wurden sie bald durch eigenen Schaden eines Besseren belehrt. Wieder kann ich vom Glücke reden, dass ich gleich darauf Stanestie verlassen habe; denn am 15.Juni 1941 wurden die Familien Eisig Karpel, Schmil Eismann und Josef Liebster in der Nacht gewaltsam aus den Betten ausgehoben und nach Sibirien deportiert. Manche von ihnen wurden obendrein von ihren Familien getrennt und im verschiedene Arbeitslagern verschickt, wo sie alsbald zugrundegingen.

Um Missverständnissen vorzubeugen, will ich hier betonen, dass meine Kritik nicht gegen das Regime an sich oder die kommunistische Ideologie als solche gerichtet ist, sondern nur gegen gewisse Härten des Systems, die, wie wir hoffen wollen, im Laufe der Zeit verschwinden werden.

Aus den letzten politischen Aenderungen in der Sowjetunion kann man schliessen, dass sie ihre früheren Fehler gut machen wolle, und es wäre dabei erwünscht, dass sie jenen Leuten, denen sie in den Jahren 1945/46 laut der Jalta-Konvention die freie Wahl zur Auswanderung aus der Bukowina gewährte, auch eine Entschädigung für ihr zurückgelassenes Vermögen gewähre.



Jüdische Kinder in der rum. Volksschule.

XIX

OPFER DES TERRORS

Die Kriegserklärung Deutschlands an Russland am 22. Juni 1941 hatte auch in Stanestie wie ein Blitz eingeschlagen. Unter der Judenschaft machte sich eine tiefe Depression bemerkbar; man sah eine schwere Zeit voraus, nur gab es keine Möglichkeit, dem Unheil zu entrinnen.

Unter dem Eindruck des deutschen Vormarsches räumten die Russen die Bukowina. Mit den russischen Beamten, die Stanestie verliessen, gingen auch einige Juden mit ihren Familien mit. Die meisten verblieben, weil sie naiv glaubten, sie hätten sich nichts zuschulden kommen lassen und hätten daher keinen Grund zur Angst. Noch unter den Sovjets faselten einige ukrainische Rädelsführer — deren Namen uns allen bekannt sind sie jedoch hier zu verewigen, entbehrt jeder Räson, — dass die Juden die Sowjets gebeten haben, die Bukowina zu besetzen. Nichts ist zu widersinnig als dass es nicht irgend jemand geben könnte, der daran glaube. Der unwissende primitive Ukrainer ist der Leichtgläubigste für alle Hirngespinste, was ihn stark beeinflusste. Wie sich nachher herausstellte, unterhielten die Orts-Ukrainer mit der deutsch-rumänischen Heeresleitung durch Spitzel die wahrscheinlich auch Spione waren, eine Verbindung, noch bevor die deutsche Kriegserklärung an die Sowjets erfolgte. Sie begingen zahlreiche Sabotageakte, hauptsächlich durch Sprengung von Brücken, und dafür wurde ihnen vermutlich versprochen, drei Tage lang in den jüdischen Quartieren straflos morden und plündern zu dürfen. Es besteht eine Kluft zwischen den Brudervölkern der Russen und der Ukrai-

ner, und die letzteren emfanden daher Sympathie für die Deutschen und traten gerne in deutsche Dienste. Im Judenhass standen sie hinter den Deutschen kaum zurück. Schon fünf Tage nach Beginn der Feindseligkeiten, also am 27. Juni 1941, versammelte sich die ukrainische Bevölkerung bewaffnet in der Kirche. Die Kirchenglocken läuteten, angeblich, um einem Gottesdienst zu veranstalten, — obwohl es ein gewöhnlicher Freitag war — in Wirklichkeit, um über den geplanten Judenpogrom zu beraten. Kein Mensch ahnte die heranschleichende Katastrophe. Niemand wusste, dass ein so ruchloser blutrünstiger Judenhass in den Seelen dieser gelegentlich lächelnden Slaven wohnte, mit denen die jüdische Bevölkerung fast ein ganzes Jahrhundert auf politischem, wirtschaftlichem und auch auf gesellschaftlichem Gebiete zusammen lebte. In der Stunde der Not wurden sie aus Menschen wilde Bestien. Wenn es noch eines Beweises bedarf, so könnte der Fall des Dr. Herer dazu dienen. Nachdem die Sowjets abgezogen waren, lud der Arzt Dr. Jahrhundert auf politischem, wirtschaftlichem und auch auf zu übersiedeln. Da näherten sich ihm mehrere Ukrainer — unter ihnen waren auch Halbgebildete- und gaben ihm den Rat, in Stanestie auszuharren, damit die Juden in der ernsten Zeit nicht ohne Führer blieben. In Wirklichkeit war der Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung schon beschlossen und die heuchlerischen Worte der Ratgeber hatten nur den Zweck, den Arzt in ihre Hände zu bekommen, ausserdem sich seine Möbel nicht entgehen zu lassen. Hinter der höflichen Maske lauerten die atavistische Raublust und die anerzogene Tücke. Der 28. Juni war als Stichtag für die Ermordung der Juden in Aussicht genommen worden. Den jüdischen Männern wurde befohlen, sich ins Gerichtsgebäude zu verfügen, und viele ihrer Frauen kamen freiwillig mit, weil sie ihre Männer und Söhne nicht allein lassen wollten. Sie sahen instinktiv die drohende Gefahr voraus. Kaum waren die Juden angekommen, als alle Ausgänge geschlossen wurden. Gleichzeitig tagte im Gemeindehaus ein von den Mördern eingesetztes sogenanntes „Gericht", um dem geplanten Raubmord einen legalen Aspekt zu geben. Die entmenschten Ver-

brecher hatten sich selbst zu „Richtern" ernannt. Bis auf einige Greise wurden alle im Gerichtsgebäude gefangen gehaltenen Personen zum Tode verurteilt.

Um dem Urteil Nachdruck zu geben, wurde die Exekution sofort vorgenommen. Der 28. Juni fiel auf einen Sabbath, und dieses Datum wird für alle Zeiten in der Geschichte der Stanestier Juden schwarzumrandet sein.

65 Juden unter ihnen auch mehrere Frauen und einige Jünglinge, wurden in Gruppen, teils auf den bereits erwähnten Hügel oberhalb des Fischerschen Gutshof eskortiert, teils zur Wiwoser Schapira'schen Säge hinaufgeführt und auf bestialische Weise mit Hacken sowie mit anderen Hausgeräten ermordet.

Die Opfer waren wehrlos gemacht worden. Sie wurden von den Mördern zur Mordstelle gebracht, im Angesicht der bis zur Sprachlosigkeit entsetzten Frauen und Kinder, die hinter den Fenstervorhängen und Mauerritzen aus der Ferne das grausige Schauspiel verfolgten. Die feigen Mörder verrichteten ihr Handwerk unter freien Himmel, und die Todesschreie der Opfer erreichten so manche ihrer Familienmitglieder.

Während die blutgierigen Bestien mit atavistischer Gier über ihre wehrlosen Opfer herfielen, wehklagten die Frauen in ihren Häusern, ihre Hände brechend und wehrschreiend „Gewalt, Riboino schel Olam, warum strafts Du uns so sehr?" Und die Kinder weinten zusammen mit ihren Müttern. Als der Tag verging, trat der Mond aus dem düstern Gewölk hervor und bestrahlte die zerfleischten Körperteile, von denen noch Bluttropfen rieselten.

Ausgehungerte Hunde — unter denen auch solche, die nach ihren Herren schnüffelten — irren umher und scharren halbvergrabene Menschenleichen aus. Auch die Krähen und Raben kreisten in der Luft. Ich schaudere noch jetzt bei dieser Erinnerung, und ein unendliches Mitleid erfüllt mein Herz beim Beschreiben dieser teuflischen Verbrechen an unseren lieben Stanestiern.

Niemand kann sich ausmalen, wozu der Mensch fähig ist,

wenn er nur vermutete, dass ihm die Macht über den Mitmenschen gegeben ist.

Unberechenbar ist das Schicksal. Auch bei dieser Katastrophe gab es einen Fall von Rettung aus Not und Tod. Es handelt sich hier um einen mutigen und auch physisch starken Juden, namens Abraham Süssmann, der heute mit seiner Familie in New-York lebt. Es ist möglich, dass er die Erinnerung an sein Erlebnis, soweit als möglich, zu vergessen sucht, aber in der Geschichte der Judenkatastrophen verdient der Fall Erwähnung. Bevor er an die Reihe kam, hingerichtet zu werden, wurde er gefesselt und zu Boden geworfen. Es war schon spät in der Nacht, und während die bereits ermüdeten Mörder sich entfernten, versuchte er mit aller Kraft, die Fesseln zu lockern; zu gleicher Zeit beobachtete ihn eine jüdische Frau aus der Nachbarschaft des Gemeindehauses, namens Esther Liebster, vom Fenster aus und half ihm, die Fesseln abzustreifen. Halbnackt sprang er durch das Fenster und lief ohne Unterbrechung durch Feld und Wald über den Borgivskei nach Lukawetz einen Weg von ca. 20 Kilometern. Dort erwischten ihn wieder Bauern, die ihn verprügelten, doch zum Schluss gelang es ihm, sie abzuschütteln und zu entkommen.

Die zwei letzten Opfer waren Peisach Schulmann, der am Dienstag, in den ersten Tagen des Monates Juli 1941, auf der Strasse mit einem Hausgerät ermordet wurde. Der Viehtreiber Simjon kühlte sich noch an diesem Tage sein Mütchen an seinem Arbeitsgeber Moses Rübner.

Die Morder waren zumeist ukrainische Hirten, die durch viele Jahre bei ihren jüdischen Brotgebern Arbeit fanden. Sie waren als „Schabbesgoim" mit jüdischen Bräuchen vertraut. überwachten am Versöhnungstage das Brennen der Kerzen im Bethause und hatten oftmals auch die „jidische Sprache" erlernt. Sie waren gutmütig, dienstbeflissen und schienen zufrieden zu sein. Wie es sich nun herausstellte, waren sie bloss gezähmte Bestien, bei denen die Urtriebe hervorbrachen.

Legendär ist die Rettung von Druckmann, der in der Mühle des Josef Liebster beschäftigt war. Er stand bereits auf der

Richstätte und musste mit eigenen Augen der Ermordung der anderen zusehen. Als er an die Reihe kam, soll ihm einer der Mörder, ein Bauernbursche, mit Namen Moskaliuk, zugeflüstert haben, dass er sich zu Boden werfen möge. Er tat dies und stellte sich leblos. Nachher soll derselbe Bursche ihn in seinem Hause versteckt gehalten haben.

Ein aus Russland zugewanderte Jude, Benjamin Kulekowski, der später in Sao-Paulo sich eine gute Position geschaffen hat, war der Typus des bezaubernden Russen; voller Freundlichkeit und Höflichkeit, geistreich und witzig in der Unterhaltung, immer hilfsbereit für andere und heute ein „Klal Tuer, unterhielt er in Stanestie Beziehungen zu den Ukrainern und war immer bestrebt, eine Versöhnung herbeizuführen, aber seine Bemühungen scheiterten. Zwischen den Nachkommen der Judenschlächter Cchmelnitzki, Petliura und Bendera und den Juden konnte ebenso wenig Friede herrschen wie zwischen dem bösen Wolf und dem gütigen Schaf.

XX.

DIE DEPORTIERUNG.

Am 28. Juli 1941 wurden alle Ueberlebenden des ukrainischen Mordanschlages, meist Greise, Witwen und Waisen, von der rumänischen Gendarmarie gesammelt und zu Fuss nach der Sammelstelle Waschkoutz eskortiert. Nach einigen Tagen wurden sie von uniformierten Bestien nach Jedinetz in Bessarabien getrieben. Sie bekamen keinen Trunk Wasser, keinen Bissen Brot. Wer diese Strapatzen nicht ertragen konnte und zusammenbrach, wurde im Strassengraben zurückgelassen oder in den Fluss geworfen. Bei diesem Todesmarsch fand der Zaddik Refael Engel auf grausamste Art sein Ende. Er wurde in einem Gebüsch lebend verbrannt. Von Jedinetz wurden sie dann weiter ins Innere Transnistriens gejagt. Die Lebenden beneideten die Toten. Ein Teil kam in Moghiliow an, andere wurden nach Berschad, Murava, Tulzcyn, Wapniarka und nach anderen Dörfern verschickt.

In diesen Todeslagern waren die rumänischen Gendarmarie-Kommandanten Herren über Leben und Tod. Die Torturen, denen die Verbannten ausgesetzt waren, glichen jenen in Auschwitz, Maidanek und Treblinka, nur waren sie weniger organisiert als drüben. Im übrigen gingen sie, bei Aushebung von Arbeiterkompanien aus Tulczyn nach dem Bug hinüber, Hand in Hand zusammen. Die Todeskandidaten wurden in Baracken, in längst verlassenen und halb demolierten Häusern, in verseuchten Kasernen und in Scheunen untergebracht Auf Verlassen des Lagers stand Todesstrafe durch Erschiessen. Der Verkauf ihrer mitgeschleppten Habseligkeiten, die die rumänischen

Gendarmen ihnen gelassen hatten, an die Bauern der Umgebung bildete das einzige Mittel, um sich vor Verhungern zu schützen. Diese Transaktionen wurden in der Nacht, da die Bauern sich ins Lager wagten, gegen Kartoffeln und Brot durchgeführt.

Als die Vorräte an Kleidern erschöpft waren, begann man, die Kleider, die die man anhatte, Stück um Stück gegen schon minderwertige Nahrungsmittel abzugeben. Als das letzte Stück verkauft war, baten die Wenigen, die noch arbeiten konnten, die Bauern, sie zu hause in der Feldarbeit zu verwenden, wofür sie zu essen bekamen. Die nicht arbeiten konnten oder keine Arbeit fanden, gingen auf die Suche nach Kartoffelschalen und Kräutern. Die Unglücklichen wühlten in Mistgruben, bis sie an der Auszehrung, den Seuchen und an Erschöpfung zugrunde gingen. Die Winterkälte war nicht weniger mörderisch.

Die Fetzen, die sie noch anhatten, bedeckten kaum ihre Blösse und waren überdies verlaust. Es gab durch Monate keine Waschgelegenheit, kein Bad. Die Folgen waren Seuchen aller Art, besonders wütete der Flecktyphus. Es gab nur wenige Aerzte, die beim Mangel jeglicher Medikamente die Epidemie nicht wirksam bekämpfen konnten, und oft ereignete es sich, dass der Arzt selbst ein Opfer der Krankheit wurde. So erging es dem Stanestier Arzt Dr. Krämer. Für die Ausgesetzten gab es kein Spital, keine menschliche Hilfe. Das unvermeidliche Massensterben, welches dazu führte, dass jeden Morgen der Mistwagenlenker vor jedem Hause vorfuhr und sich nach den Toten erkundigte, kam den rumänischen Behörden und den deutschen Drahtziehern hinter den Kulissen sehr willkommen. Man kam der „Endlösung" mit jedem Tag näher.

Das Verhalten im menschlichen Zusammenleben war beim überwiegenden Teil der Juden, sowohl in Stanestie als auch in Transnistrien, voll Mitgefühl. Z. B. fühlten sie mit ihrem Nachbar in Freud und Kummer, an Frohsinn und Trauer, mit.

Es soll nicht vergessen werden, dass Eisig Geisinger, der das Glück hatte, von der Katastrophe in Stanestie verschont zu blei-

ben, auch in Transnistrien sich durchsetzen konnte und viele Hilfsbedürftige mit Nahrung und Unterkunft versorgte.

Die Juden der Nordbukowina wurden auch in Transnistrien schlechter behandelt als die des südlichen Teiles, weil man ihnen die Schuld an der Besetzung der Nordbukowina durch die Sowjets im Jahre 1940 zuschrieb.

Es ist nicht wahr, dass sich die menschliche Moral nach oben entwickelte. Das Zeitalter der Technik erlebte im Zweiten Weltkrieg den Zusammenbruch menschlicher Gesittung.

Als ich 18 Jahre alt war, verlor ich bei einem Gange durch den Wald an einem Wintertage, als alle Flächen mit Schnee bedeckt waren, die Orientierung. In meiner Verzweiflung begann ich zu rennen und stiess endlich auf Fussspuren im Schnee. Nun glaubte ich den Weg ins Dorf gefunden zu haben. Zu meinem grossen Entsetzen merkte ich bald, dass die Spuren im Schnee die eigenen waren und dass ich, ohne es zu merken, mich im Kreise bewegt habe.

In einer ähnlichen Lage befindet sich die Kulturmenschheit in unseren Tagen. Technisch sind wir wohl aufgestiegen, aber moralisch lange nicht.

Vergleiche anzustellen, wie die Auswirkung der Nichtangleichung sich bewährte, könnte man beim Aufstand des Judentums, das sich damals systematisch von der Welt abschloss, um sich seinem Bezwinger entgegenzustellen, wo der römische Gott Jupiter den Gott Judäas besiegte. Wir zitieren hier einen Auszug aus der Feder von Kurt Weisskopf, der im „Weltgericht über den Judenhass" im Jahre 1933 in Prag erschienen ist:

Dem Antisemitismus begegnen wir zuerst im alten Rom, er ist somit römischen Ursprungs, und es ist nicht uninteressant, dass sich die modernen Antisemiten gern auf Tacitus berufen, um sagen zu können: „Seht, schon damals..." Denn in so rosigem Lichte Tacitus die Germanen schildert, so wenig hat er für jenes zähe kleine asiatische Völkchen übrig, das mit fanatischem Mut wagt, dem mächtigen römischen Imperium entgegenzutreten, das nicht käuflich, wie die germanischen Stammesfürsten, kaum unterworfen wieder zu neuer Rebellion aufsteht. Seine endgültige Unterwerfung ist nur durch Vertreibung aus seinem Vaterland möglich. Die Abneigung des Tacitus gegen die Juden ist also nicht rassischer, sondern imperialistischer Natur, nicht der „Krämergeist" ist es, der

ihn gegen die Juden erbittert, sondern das Heldische an ihrer Haltung. Dieser kleine Staat am Mittelmeer, militärisch unbedeutend und daher auch politisch machtlos, war dennoch geistig von überragender Bedeutung und den Römern unbequem. Für die Römer mit ihren machtpolitischen Eroberungen und Freiheitsunterdrückungen, besonders der kleinen Völker, war dieser Staat mit seinem ethisch-religiösen Prinzip der Macht des Rechtes ein störender Faktor. Das soziale Ethos des Judentums, sein ausgesprochener Sinn für Recht und Gerechtigkeit hatte in der römischen Weltanschauung keine Resonanz finden können. Für die Römer galten die Juden als Barbaren, die in ihrer Abgesondertheit verharrten und hartnäckig an ihren alten, ja veralterten Bräuchen und Heiligtümern festhielten und sich mit aller Entschiedenheit von der Kulturwelt der Heiden abzuschliessen versuchten. Es war daher die Absicht Roms gewesen, das jüdische Volk zu erniedrigen und durch eine Reihe von unrechtmässigen Massnahmen so zu verbittern, dass ihm kein anderer Ausweg als der des Aufstandes übrigblieb, ein Aufstand, der bekanntlich mit Feuer und Schwert blutig erstickt wurde. Bald hatte auch der Krieg gegen Rom allen Ernstes begonnen.

Vier Jahre lang dauerte der blutige Krieg, den das kleine, verarmte, aber zähe und freiheitsliebende Volk Judäas gegen die militärische Grossmacht Rom geführt hat. Die Römer wollten unter allen Umständen den unbesiegbaren Tempel völlig zerstören. Hier lag auch zweifellos der Grund zu dem Befehl Titus', das Heiligtum in Brand zu stecken. Es galt dem Judentum den Todesstoss zu versetzen. Trotz der Niederlage — der Geist des Volkes war nicht gebrochen. Das Volk bereitete sich jetzt auf einen langen Weg vor, einen Weg durch Jahrhunderte der Leiden und Nöte, der Drangsal und Qual, aber im tiefen, unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache und an die kommende Erlösung und Aufrichtung Zions. Das geschlagene, gefangene Judäa hat das siegreiche Rom überdauert.

Und so kamen also auch die Juden in die Diaspora. Eiserner Zwang veranlasste sie, ihre Heimat zu verlassen. Das kleine Land war Kampfobjekt der rivalisierenden Grossmächte, weil es einen wichtigen strategischen Knotenpunkt darstellt. In den unaufhörlichen Kämpfen wurde die Bevölkerung teils aufgerieben, teils in die Sklaverei verschleppt. Während jedoch die Angehörigen anderer Nationen im gleichen Falle sich an die Bevölkerung des Landes, in das sie verschlagen wurden, assimilierten, blieben jüdische Sklaven ihrer Religion und damit auch ihrem Volke treu. Die freigelassenen Sklaven bildeten die ersten jüdischen Gemeinden in den Ländern der Diaspora. Die römischen Feldherren brachten jüdische Sklaven in alle Welt.

Kaum ein Zeitabschnitt verstrich, in dem nicht ein Heiden-

könig unter Zwang und mit Waffengewalt versucht hatte, unser Volk als Juden oder wegen unserer Lehre zu vernichten. Amalek und Sisera, Sanherib und Nebukadnezar und viele andere bilden die Reihe derjenigen, die das göttliche Gefüge mit Gewalt zu brechen versuchten. Ihre Geschichten sind wohl genügend bekannt.

Hierüber erzählt uns der Historiker Prof. Dr. Emil Schürer in seinem Buche „Die Geschichte des Jüdischen Volkes" folgendes: Nebukadnezar, der König von Assyrien, fordert die Völker Vorderasiens, darunter auch die Bewohner Palästinas auf, ihm Heerfolge zu leisten in seinem Kriege gegen Arphaoad, den König von Medien. Da die Aufgeforderten dem Befehle nicht gehorchen, sendet Nebukadnezar nach Besiegung des Arphaoad seinen Oberfeldherrn Holofernes mit grosser Kriegsmacht gegen jene Völker des Westens, um sie wegen ihres Ungehorsams zu züchtigen. Holofernes führt den Befehl aus, verwüstet die Länder und zerstört die Heiligtümer, damit man den Nebukadnezar allein als Gott verehre. Als er bis in die Ebene Esdrelon vorgedrungen ist, rüsten sich die Juden, die eben erst aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sind und ihren Kultus neu eingerichtet haben, zum Widerstand. Auf Anordnung des Hohepriesters Joakim versperren sie dem Holofernes bei der Festung Betylna den Durchzug nach Jerusalem. Während nun Holofernes Betylna belagert und die Not in der Stadt bereits aufs höchste gestiegen ist, beschliesst Judith, eine reiche schöne und fromme Witwe, durch eine mutige Tat ihr Volk zu retten. Nur von einer Sklavin begleitet, geht sie, schön geschmückt, hinaus in das feindliche Lager und verschafft sich durch Vorspiegelung, dass sie den Feinden den Weg nach Jerusalem zeigen wolle, Zugang zu Holofernes. Holofernes schenkt ihr Vertrauen und wird durch ihre Schönheit gereizt. Nach dreitägigem Verweilen im Lager muss sie an einem Trinkgelage teilnehmen, nach dessen Beendigung sie mit Holofernes allein im Zelte zurückgelassen wird. Holofernes ist aber vom Weine so trunken, dass Judith nun ihr Vorhaben ausführen kann. Sie nimmt das eigene Schwert des Holofernes und schlägt ihm damit das Haupt ab. Unbehelligt entfernt sie sich aus dem Lager, das Haupt des Holofernes lässt sie von ihrer Sklavin in einem Sacke mitnehmen. So kommt sie zurück nach Betylna, wo sie mit Jubel empfangen wird. Als die Feinde merkten was geschehen war, flohen sie nach allen Seiten auseinander und wurden von den Juden mit Leichtigkeit niedergemacht. Judith aber wurde von ganz Israel als Retterin gepriesen.

Die Geschichte der Juden könnte in sechs grosse Perioden eingeteilt werden: Die erste ist die ihrer nationalen Selbständigkeit, während die zweite ihre Zerstreuung und Wanderung enthält, die dritte trägt die Signatur der assyrischen, phönizischen, griechischen, römischen und byzantinischen Leiden und Verfolgungen; ihr folgt die vierte Periode, die der allmählichen und endlichen

Befreiung. Ein entsetzliches Bild bietet die auf ihren Höhepunkt gelangte fünfte Periode, die beispiellosen Schrecken der Nazibarbarei. Es begann die Tendenz, die Juden mit allen Mitteln zu vertilgen. Ihr Vermögen wurde geraubt, ihre Bücher verbrannt. Nur das eine Buch konnte das Hitlerungeheuer den Juden nicht rauben, das Buch, das ihren Schutz und Trost bietet, die Bibel. Die letzte Periode, die sechste, hat uns die Rückerwerbung des alten Bodens gebracht. Es wäre erwünscht, dass sie die letzte bleibe. Die neue Staatlichkeit, von Propheten geweissagt, beglückt und verpflichtet uns.



Die „L". Karte mit dem Judenstern als Identitätsschein ausgegeben im Jahre 1942.

XXI

DIE ANGLEICHUNG BRACHTE NICHT DIE LOESUNGSFORMEL

Und jetzt gelangen wir zu einem Thema, das nicht an Zeit und Ort gebunden, sondern immer aktuell ist und bleiben wird. Welch eine Sinnesänderung in einem Volke — mit einer so grossen Vergangenheit in bloss einigen Jahren eintreten konnte, hat unser Zeitalter schaudernd erlebt. Im Jahre 1924 schrieb der deutsch-jüdische antizionistische Philosoph Hermann Cohen im zweiten Band der „Schriften zur jüdischen Zeitgeschichte": „So sind wir in diesen Zeiten eines epochalen Völkerschicksals auch als Juden stolz darauf, Deutsche zu sein, denn wir werden uns der Aufgabe bewusst, die alle unsere Glaubensgenossen auf der Erdenrunde von der religiösen Bedeutung des Deutschtums, von seiner Einwirkung, von seinem Rechtsanspruch auf die Juden aller Völker, und zwar ebenso für ihre religiöse Entwicklung wie für ihre gesamte Kulturarbeit überzeugen soll. So fühlen wir uns als deutsche Juden in dem Bewusstsein einer zentralen Kulturkraft, welche die Völker im Sinne der messianischen Menschheit zu verbinden berufen ist; und wir dürfen den Vorwurf von uns abweisen, als ob es unsere geschichtliche Art wäre, die Völker und die Stämme zu zersetzen. Wir wollen als Deutsche Juden sein, und als Juden Deutsche. Dieses Ziel unseres Kulturlebens dürfte vielleicht auch eine Eigenart des deutschen Judentums sein.

Man nennt die deutsche Kriegsführung barbarisch. An das Humanitätszeitalter unseres klassischen Weltbürgertums schloss sich das Zeitalter der Befreiungskriege an. Und während Denker

und Dichter die Begeisterung für Deutschland wachrufen, standen mit ihnen Denker der Schlachten auf."

Welche Opfer die Juden für ihr deutsches Vaterland zu bringen bereit waren, erzählt uns in seiner Broschüre der deutsche Dichter jüdischen Glaubens Berthold Auerbach, der trotz Aufgehens in deutsches Leben und deutsches Geistesleben nicht vergass, dass er ein Jude war. Gestützt auf das unveränderliche Palladium unseres Glaubens und auf die in der Nation lebende Sitte, streben und hoffen wir, die Verirrungen der Zeit nach Kräften zu heilen. Wir stützten uns auf die in der Nation lebende Sitte, ja, wir achten in dieser deutsche Sitte und deutsches Herz. Denn es ist auch unsere Sitte, unser Herz. Ich lebe der frohen, zuversichtlichen Ueberzeugung, die Gesinnungen der ganzen jungen Generation der Juden auszusprechen, wenn ich hinzufüge, erprobt uns in der Feuertaufe der Gefahr und ihr werdet uns rein finden von allen Schlacken des Egoismus und raffinierter Unsitte. Gebt uns das Vaterland, dem wir durch Geburt, Sitte und Liebe angehören, und treulich legen wir Gut und Blut auf seinen Altar. Vergesset und lehret uns vergessen der finsteren Scheidewand, die uns trennte, und ersparet uns die schmerzlich Mühe, gegen Euch in die Schranken zu treten, weil ihr so oft eure vaterländischen Bestrebungen dem Dämon des Judenhasses beigestellt."

Nachdem eine Kabinettsorder vom Jahre 1813 auch den Zutritt der Juden zum preussischen Heere gestattet hatte, beteiligten sich jüdische Freiwillige an den Befreiungskriegen. Der Gedanke, das deutsche Vaterland zu verteidigen, hielt sie nicht ab, gegen Napoleon, der den Juden Ehre und bürgerliche Freiheit gewährt hatte, zu kämpfen. Tausende Juden haben für christliche Interessen auf verschiedenen Schlachtfeldern der kriegführenden Staaten gegeneinander gekämpft.

Die Zeit regt an, Vergleiche zu ziehen. Ein Vergleich zwischen dem geistigen und moralischen Zustand der jüdischen Gelehrten in Deutschland — das gilt auch für das Judentum Europas — und den deutschen Wissenschaftlern. Das Judentum Europas hat im neunzehnten und im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts eine Höhe der Entfaltung seiner geistigen, seiner kulturellen

Fähigkeiten erlebt und die Menschheitskultur mit einer Fülle bedeutender Anregungen und Leistungen bereichert, die nur mit wenigen Vorgängen in der Geschichte anderer Völker vergleichbar sind. Unerschöpflich wäre die Liste hervorragender jüdischer Forscher und Wissenschaftler gerade in der Physik, der Mathematik und Chemie, während die deutschen Wissenschaftler und Mediziner im Kriege durch eine verrohte Wissenschaft auf dem Gebiete der Menschenvernichtung durch erforschte toxische und kristallisierte Blausäure, Cyklon B sich auszeichneten.

Alle Mittel waren heilig, — sogar Unwahrheiten — um den Antisemitismus zu schüren. So hat im Jahre 1875 der Ing. Siegfried Markus in Wien das erste Automobil fertiggestellt, vermochte sich aber wegen Mangels an finanzieller Förderung nicht durchzusetzen; Henry Ford, der an dieser Erfindung Hunderte von Millionen erwarb, erzählte seinerzeit, als er noch Antisemit war und berühmt werden wollte, das Märchen von der jüdischen Weltherrschaft und jüdischer Ausbeutung.

Auch an den Wetteifern um den Ruhm, Amerika entdeckt zu haben, dürfen sich die Juden getrost beteiligen. Durch zahllose Schriften wird bewiesen, dass Christoph Columbus der Sohn einer frischgetauften jüdischen Familie war. Im Jahre 1914 fand der Forscher Ceslo Gorcia de la Riega Urkunden, die von einem Domingo Colon und seiner Frau Susanna Fonterosa, ihren Kindern, darunter einer mit dem Namen Cristobo, der später sich Cristobal Colon nannte, erzählen.

XXII

DIE ETHIK DES JUDENTUMS IM WANDEL DREIER JAHRHUNDERTE:

Chassidismus, Pantheismus, Zionismus und Revisionismus

A. ISRAEL BAALSCHEM

Das Judentum hat in seiner Geschichte viele Fromme und Geistesgrössen aufzuweisen. Unter diesen war der Schöpfer des Chassidismus Israel Baalschem, der im düsteren Podolien, das Licht der Welt erblickte. Sein Vater tat Dienst bei einem König in einem fernen Lande. Er zeugte ihn, als er hundert Jahre alt war und starb kurz darauf. In der armseligen Hütte seiner Eltern verlebte er seine Kindheitstage. Baalschem war fast der erste im Ghetto, der den Weg zur Jugend, zum Frohsinn und zur Heiterkeit der Jugend zurückfand. Er verliess das Schulhaus und flüchtete ins Freie, in die Felder und die Wälder, in die Täler und die Gärten. Stunden-, tage-, ja wochenlang pflegte er hier zu wandeln und die Geheimnisse der Natur zu belauschen. Hier offenbarte sich ihm auch sein eigenes Ich — ihm und der Welt. Die Chassidim pflegten zutreffend zu behaupten: „Der Baalschem ist *nitgaleh geworden*", das heisst, der Baalschem hat sich offenbart.

Es lag sicherlich Absicht darin, dass Israel Baalschem frühzeitig die Stelle eines Unterlehrers in einem Kinderschulhause annahm. Das entsprach offenbar seinem tiefempfundenen Verlangen, sich der Erziehung der Kinder zu widmen. Jeden Morgen holte er die Kleinen vom Hause ab, und jeden Abend begleitete er sie wieder nach Hause. Er sammelte die Kleinen um sich, und

in geordneten Reihen führte er sie singend und jubilierend durch die engen Gassen des Städtchens Miedzyborz bis zum Schulhaus. Der Baalschem sang, und der Kinderchor sang mit. Vor ihm und nach ihm hat man ähnlich Erhebendes im Ghetto nie gesehen. Er wollte die Kinder zur Göttlichkeit erziehen, und er lehrte sie das Lachen. Er behauptete, dass das Gebet ein innerer Sang sein solle, von solcher Kraft, dass es den Körper zu rythmischen Bewegungen zwinge. „Alle Glieder sollen beim Gebet sprechen", pflegte Baalschem zu sagen. Zur selben Zeit, als man anderwärts die äussern Ghettomauern niederzureissen sich abmühte, durchbrach er — was beinahe an ein Wunder grenzt — mit gewandter Leichtigkeit den innern Ghettozaun und bahnte sich einen Weg ins Freie. Die spärlich gesammelten Daten über ihn erzählen, dass alles, was er tat, anders war, als die Handlungsweise gewöhnlicher Sterblicher im Ghetto und auch im Bethamidrasch. Baalschem hätte ein grosser Talmudgelehrter werden können; er hatte das Zeug dazu. Einen ziemlich beträchtlichen Grad talmudischer Gelehrsamkeit scheint er auch besessen zu haben. Aber die Pfade dünkten ihm zu ausgetreten. Es fehlte hier an Wärme, die Baalschem in allen Dingen suchte. Wie uns die Wundermär erzählt, hat Balschem eines Tages den Sar-ha-Torah, den „Geist der Gelehrsamkeit" vom Himmel herabschwören wollen, und statt seiner erschien der Sar-ha-Esch, der Geist des Feuers.

Er führte einmal ein talmudisches Gespräch mit dem Talmudgelehrten Rabbi Efraim, wobei Baalschem einen seltenen Scharfsinn auf talmudischem Gebiete bekundete. Der Zweck dieser Diskussion war jedoch nicht, wie sonst bei Talmudgelehrten, sondern — das gewiss anmutige Töchterchen Rabbi Efroims. (Israel Baalschem wird sicherlich die Tochter Efraims gekannt und Feuer gefangen haben! Der Zweck wurde erreicht. Der Rabbi Efraim gab ihm seine Tochter zur Frau. Also auch hier hatte der „Geist des Feuers" seinen Sieg davongetragen.

Die Frau des Baalschem muss eine gute Seele gewesen sein und grosses Verständnis für die Aufgaben ihres Mannes besessen haben. Sie hatte im Eheleben mit Not und Entbehrung zu kämpfen, aber sie murrte nicht. Die Zumutung ihres Bruders, eines

angesehenen Rabbiners in Brody, sich doch von diesem „Taugenichts" scheiden zu lassen, wies sie energisch zurück. Denn nur ihr erzählte der Baalschem über das Geheimnis seiner Wundertaten, vermerkt das Baalschem-Buch. Aber die übrige Welt wusste noch nicht, dass ein Wundermann, ein neuer Prophet unter ihnen weilte.

Baalschem liebte das Volk und fand bei ihm aufrichtige Gegenliebe. Die Rabbiner standen immer in hohem Ansehen beim Volke, aber sie waren nie beliebt, weil sie sich selbst hochmütig in die Höhe schwangen und das Volk in den Tiefen liessen. Deshalb zahlte ihnen das Volk die Verehrung wie einen erzwungenen Tribut. Baalschem stieg aus seiner Höhe zum Volke hernieder, und das Volk erkannte seine Grösse und huldigte ihm mit Begeisterung. Dies ist der Grund, dass des Volkes Verehrung für den Baalschem sich bald zur Vergötterung steigerte. „Baalschem besass die Seele Davids und den Geist Salomons", erzählt die chassidische Tradition.

Zunächst lehrte er das Volk beten. Ihr müsst beim Gebet singen und tanzen, schreien und in die Hände klatschen, pflegte er zu sagen. Das Gebet sei mehr als Gesetzesstudium. Diese Theorie hob das Selbstbewusstsein der niederen Volksmassen. Er demokratisierte auf diese Weise das aristokratisch-hierarchische Prinzip.

Baalschem war ein zündender Blitz im Ghetto Die Volksphantasie wand Sagenkränze um sein Haupt. Er wurde ausserhalb aller Naturgesetze gestellt. Er heilte Kranke, erweckte Tote, machte Blinde sehend, Lahme gehend, unterhielt sich mit Engeln und führte, so oft es ihm gefiel, seine Seele in den Himmel spazieren. Natürlich war er auch im Besitz der Hellseherei. Der Chassidismus artete später aus; er verwildete. Schliesslich hat dieser Zündstoff den Baalschem selbst verzehrt. Von seinem eigentlichen Wirken blieb nichts übrig als die paar Wundergeschichten, die heute den Chassidim nur noch als interessanter Gesprächstoff dienen.

Wie einst aus den einfachen Lehren der Evangelien nach und nach der Kirchenstaat mit all seinem Prunk und seinem Aufwand

hervorgegangen war, so ist auch der Chassidismus bei seiner zunehmenden Ausbreitung in das Gegenteil von dem, was er suchte, umgeschlagen, und in einer viel kürzeren Zeit. Das Rabbineramt, zu dem nur die Berufenen kamen, wurde erblich. Statt Gott in Armut zu dienen, begann man dem Reichtum zu huldigen und baute Paläste und Tempel. Es entstanden wahre chassidische Dynastien; der Heilige verschwand, der Zaddik und Wunderrabbi gelangte zur Herrschaft.

Der Zaddik lebt in Hoheit und bewegt sich nur unter einer Schar von Dienern. Nur selten zeigt er sich der Menge, umso grösser die Bewunderung und der Glaube an ihn. Gilt er doch als der Vermittler, als einer, der durch das leiseste Gebet Wunder verrichtet. Er ist Vater, Ratgeber in jeder Not, nimmt den Kranken ihre Last.

Die Residenz eines Zaddiks wimmelt stets von Pilgern, die von nah und fern hierherkommen. Reichlich sind die Gaben der um den Segen Bittenden, dazu kommt noch eine jährliche Steuer aller Gläubigen. Die verschiedenen Häuser der Rabbis befehden einander, schliessen aber Heiraten nur unter sich. Sie pflegen die Künste, besonders die Architektur; sie fahren in den schönsten Wagen aus und besitzen die edelsten Pferde. In ihren Gemächern sind alle Kostbarkeiten der Erde aufgestapelt. Es gab einen Rabbi, der auf einem silbernen Throne sass. Das Auftreten der Zaddikim und ihre Bewegungen haben etwas ungemein Aristokratisches und Abgeklärtes, was auch in Regierungskreisen aufmerksam verfolgt wurde, weshalb der Erwähnte auch fluchtartig das Land verliess. In diesem märchenhaften Luxus und zugleich klösterlicher Abgeschiedenheit hat sich ein Frauentypus ausgebildet von fast durchsichtiger Schönheit. Eine Hochzeit wird acht Tage gefeiert. Stirbt aber ein Rabbi vor der Zeit und hinterlässt einen unmündigen Sohn, so versieht dennoch die Mutter mit Hilfe ihrer Ratgeber die Regentschaft, bis dieser heranwächst.

Zugleich wollen wir auch hier von einem grossen Gelehrten erzählen, der in Litauen erschienen ist, gemeiniglich der Gaon von Wilna genannt. Schon als Knabe tat er sich durch seinen Scharfsinn hervor. Mit neun Jahren hatte er bereits viele Teile der

mündlichen und schriftlichen Lehre und ihre Kommentare erforscht. Zwölf Jahre alt, kannte er sich in allen sieben Wissenschaften aus. Ihm wurden Gaben zuteil, wie sie vor ihm kein Mensch besessen hatte. Er war ein Gegner des Chassidismus, er setzte die neue Lehre in Bann und ihre Anhänger wurden von ihm geächtet.

B. BARUCH SPINOZA

Wir haben bisher nur die grossen Männer, die den jüdischen Glauben behielten, gebracht. Das ist vielleicht nicht ganz gerecht. Versuchen wir daher schliesslich auch noch mit dem grössten Pantheist aller Zeiten, dem scharfsinnigen Philosophen Baruch Spinoza, dessen Lebensereignisse Berthold Auerbach schildert, zu behandeln.

Wohl haben Berufene zum Leben und Denken des genialen Wahrheitssuchers Stellung genommen, doch sei es mir dem schlichten Manne, gestattet meinem Schmerze Ausdruck zu geben, dass das Genie, das aus dem Schosse des Judentums hervorgegangen war, zu den Abtrünnigen gezählt werden muss.

Spinoza wurde am 24. November 1632 geboren und war, wie die grosse Mehrzahl der holländischen Juden, spanischer Abstammung. Seinem Vater Miguel de Espinoza von Espino gelang es, trotz der Verfolgungen, dem Judentum treu zu bleiben.

Schon als Fünfzehnjähriger wurde er in Amsterdam im Bet-Jakobs Tempel zur Thora mit den Worten aufgerufen: „Es erhebe sich unser Lehrer und Meister (Doktor und Magister) Rabbi Baruch ben Benjamin." In jener Zeit wurde er auch vom Rabbi Aboab in die Kabbala (Geheimlehre) eingeführt; dieser nahm ihn um die Mitternachtsstunde in die Mikweh mit und liess ihn dort neunmal untertauchen. Baruch tat dem Rabbi alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes Wort, jede Betonung und Geste hatte. Lehrer und Schüler setzten sich an den Tisch und studierten bis zum Morgen. Rabbi Aboab pflegte die mündliche Lehre der Kabbala, die immerdar ungeschrieben bleiben und sich nur von Geist zu Geist vererben sollte. Aus dem

hebräischen Wort Ruach (Seele) wird beispielsweise durch Buchstabenzählung zu beweisen versucht, dass die Zahl gleich ist der Zahl der Buchstaben im hebräischen Worte für Gott, dass somit die Seele ein Teil Gottes sei.

Der junge Spinoza vertiefte sich in die Mystik dieser Geheimlehre, musste jedoch mit Bedauern erkennen, dass im Wust von Aeusserlichkeiten die Wahrheit unauffindbar sei. An den Anteil von Dämonen im Weltgeschehen und an Seelenwanderung mochte er nicht glauben.

Doch der Lehrer hatte seine stille Freude an dem Erkenntnisdrang des Jünglings und wollte ihn vor Absinken in Sinnenlust bewahren. Am sechsten Schöpfungstage, so lehrte er, seien das Weib und mit ihm die Sinnlichkeit sowie der böse Trieb erschaffen worden; darum glaubten die Rabbiner, dass der Mann im Alter von dreimal sechs Jahren eine Familie begründen müsse. Ihr habt jetzt dieses Alter erreicht," schloss der Rabbi seine gelehrten Ausführungen. Der Lehrer mochte wohl bei aller Lauterkeit seiner Absichten auch an eine Verbindung Baruchs mit seiner schönen Tochter Sara gedacht haben. Doch der junge Kabbalist merkte davon nichts, auch nichts, als ihn der Rabbi absichtlich mit der Sara allein liess.

Gelegentlich erwähnte der Rabbi in einem seiner Vorträge, dass auch Jesus von Nazareth anscheinend innerhalb der Sekte der Essäer sich mit kabbalistischen Studien befasst hätte Dieser Hinweis sollte verhängnisvolle Folgen gezeitigt haben.

Baruch fand zufällig in der Bücherei seines Lehrers für Griechisch einen Band des Neuen Testamentes. Wohl wissend, dass die Lektüre glaubensfeindlicher Schriften einem Talmudisten verboten sei, fühlte er sich in seinem Wissensdrange dennoch magnetisch angezogen, nahm das Buch an sich und studierte dessen Inhalt. Dem jungen Spinoza eröffnete sich eine neue Welt. Mit Feuereifer versuchte er, in das Wesen der „neuen Bibel" einzudringen. Da ihm die modernen textkritischen Methoden entgingen, musste er in geschriebenem und gedrucktem Wort eine neue Offenbarung erblicken. Das Neue zog ihn mächtig an; vielleicht stand er auch unter dem Einfluss seiner Lehrerin für Latein, der

Arztenstochter Olympia van den Ende, einer frommen Christin. Sie bestand darauf, dass er seinen Namen Baruch auf Benedictus ändern sollte. Sie taufte ihn gleichsam indem sie beide Hände auf sein Haupt legte und sprach: „Im Namen von Aristoteles, Bacon und Cartesius gebe ich dir den Namen Benedictus, auf dass dieser Name gross werde". Und wieder schöpfte Baruch die Begründung hiezu aus der Bibel, weil dort die Erzväter Abraham und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an sie ergangen war. Trotz der grossen Liebe, hat Olympia sich dem Willen ihres Vaters gefügt, und ihre Hand einem andern getauften Juden, namens Kekering gegeben. Spinoza hatte die Seelenstärke, diesen Schlag mannhaft zu ertragen. „Liebe Olympia", sprach er, „Ihr eigenes Herz muss Sie unten anklagen; Sie sollten jedoch bedenken, dass ich Ihnen nichts als ein ärmliches, entsagungsreiches Leben bieten könnte, selbst wenn ich den Glauben der Väter abschwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige sein... Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht wert!"

Auf seinem weiteren Lebensweg musste Benedikt seine Beziehungen zur Synagoge regeln. Die Sache sollte tragisch enden, schmerzhaft für beide Teile. Denn er fühlte sich wundersam angezogen vom Leben und der Lehre des Gekreuzigten.

Vor das Rabbinatstribunal in Amsterdam zitiert schlenderte im Jahre 1657 Benedikt Spinoza einsam nach der Synagoge „Jakobshaus" zu Amsterdam, von niemandem geleitet. von niemandem begrüsst scheu wich das Volk zurück, das ihn erkannte, ihn, den standhaften Kämpfer für die Freiheit des Gedankens. In der Synagoge sassen die zehn Richter auf ihren Stühlen. Den Vorsitz hatte Rabbi Isaak Aboab, neben ihm sass Rabbi Saul Morteiro. Spinoza musste vier Schritte entfernt von ihnen stehen bleiben.

Nachdem Spinoza seine vorbereitete Verteidigungsrede gehalten hatte, entstand unter dem Synedrium ein Gemurmel, Rabbi Isaak Aboab zerriss vor Schmerz seinen Mantel, und Rabbi Saul Morteira ergriff das Schofar, das verhüllt vor ihm lag, stiess dreimal in dasselbe, dass der Schall noch lange von allen Enden

des Gewölbes wider hallte; die Heilige Lade wurde geöffnet, alle Anwesenden erhoben sich und Rabbi Isaak Aboab las den grossen Bann vor, der über Baruch von Spinoza verhängt wurde. Hierauf nahm der Rabbi die Thora aus der Lade, rollte sie auf und las die Worte: „Verflucht sei dein Eingang und verflucht sei dein Ausgang". Alle spien aus und wichen vier Schritte von Baruch zurück, als er sich in ungebeugter Haltung aus der Synagoge begab.

Vor der Synagoge traf er drei Freunde, die seiner harrten; sie hatten von dem Vorgange gehört und warteten, um ihn gegen jede Misshandlung der Rabbinen zu schützen. Lautlos schritten sie einher. Als Spinoza an seinem elterlichen Hause vorbeiging, hörte er das Wehklagen seiner Schwestern; er wusste, dass sie ihn jetzt beweinten, schmerzlicher als wenn er gestorben wäre.

„Und die drei Freunde sassen bei ihm und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, dass sein Schmerz sehr gross war." So heisst es bei Hiob.

Er hatte unter den Namen „Apologie" eine Protestschrift gegen den über ihn verhängten Bann niedergeschrieben.

Spinoza kam nicht, um den Juden die Wiederherstellung eines eigenen tätigen Lebens anzuraten, die Eroberung selbsterkämpfter Würde zu predigen, sondern er wollte jüdische Werte durch andere, entnationalisierte Werte ersetzen.

Und wenn man behauptet, der Sohar enthalte sogar Elemente des Spinozismus, so können wir trotzalldem nicht von originellen neugeschaffenen jüdischen Werten sprechen.

Spinoza setzte seinen Lebensweg fort, aufrecht und unabhängig. In seinen Schriften, besonders im „Politisch- theologischen Traktat", entfernte er sich widerholt von der jüdischen Lehre, übte Kritik an den jüdischen Propheten und näherte sich bisweilen den Anschauungen der Evangelisten. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen, obwohl er sich dessen bewusst war, dass seine jüdischen Brüder sein Verhalten unverzeihlich fanden. Selbst ein Attentatsversuch eines Fanatikers einer seiner Jeschiwakollegen namens Chisdai änderte nichts an seiner Seelenstärke. Auch im

Irrtum glaubte er, der Wahrheit zu dienen, und dieses Moment wirkt versöhnend.

Als seine Schwester Miriam ihm einen Krankenbesuch machte und dabei ihn bat, dass er umkehren soll, und als sie ahnte, dass in seinem Herzen eine Bewegung sich regte, warf sie sich mit lautem Jammerschrei und rief: „Du kannst nicht, du darfst nicht um der Welt willen dich opfern und uns dazu. Oder ist es wahr, dass du eine Christin heiraten willst?" Spinoza hatte Mühe seiner innern Bewegung Herr zu werden und erklärte seiner Schwester: „Du glaubst es kaum, wie unendlich wohltuend es für mich ist, dich wieder einmal bei mir so zu haben; Blutsverwandte sind von Natur die besten und treuesten Freunde. Weisst du das Sprichwort der alten Chaje? Binde mir Hände und Füsse und wirf mich unter die Meinigen. Das bleibt ewig wahr."

Miriam wiederholte ihr Anliegen, indem sie sagte: Ich bitte dich, kehre um, lass du Andere dafür sorgen, welche Dinge sie für Religion halten wollen.

Mögen die Forscher noch so viele Milderungsgründe für die Stellung Spinozas zur jüdischen Lehre beibringen, das Eine steht fest, dass seine Schriften dem Judentume Gefahr brachten. Spinoza der Epikuräer bleibt daher der Ankläger des Judentums vor der christlichen Welt, wofür ihn Zeitgenossen und die Nachwelt teils in den Himmel hoben, teils bitter anfeindeten, weil sie glaubten, dass er an die grossen Geheimnisse der Religion und Rasse gerührt habe.

In diesem Zusammenhang muss noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass selbst dieser grosse Sohn Israels und dieser originelle Geist vom rabbinischen Schrifttum und den jüdischen Religionsphilosophen mächtig beeinflusst war, wie dies schon ein flüchtiger Blick in seine Werke lehrt. Seine unsterbliche Bedeutung liegt vor allem darin, dass er sich zum Gesetze macht. nichts für wahr zu halten, als was er mit völlig zureichenden Gründen erhärten kann. Er ist keineswegs ein Atheist, vielmehr leitet ihn überall die aufrichtige Liebe zu Gott; nur sieht er in Gott die unendliche Ausdehnung und in allem Denken das unendliche

Denken. Für ihn ist alles, was ist, sei es Körper oder Seele, nur in und durch Gott.

Einsam verbrachte er fortan sein Leben. Die fünf Bücher der Ethik erschienen erst nach seinem Tode. Am 21 Februar 1677 starb er im Alter von vierundvierzig Jahren.

Das im Jahre 1880 ihm im Haag von Hexamer errichtete Standbild beweist sichtlich genug, dass die Jahrhunderte nicht vermocht haben, die Bewunderung und Verehrung der Zeitgenossen für den unsterblichen Denker in der Seele des Menschen auszulöschen.

Baruch Spinoza war eine dynamische, unter ständigem Denken und Forschen stehende Natur, und in der Kühnheit des Wortes und in der Offenheit seiner Skepsis ist er ohne Beispiel. Schade, dass er den Titel Rabbi ablegte, er wäre sicherlich zu den grössten Tanaim gezählt worden.

Berthold Auerbach bekannte sich offen als Jünger Spinozas. Er sah in Spinoza nicht allein den Denker, sondern den Propheten, den Mann Gottes.

C. DR. THEODOR HERZL

Dr. Theodor Herzl, der Vater des Zionismus, der zu jener Zeit eine dringende Notwendigkeit war, für das mutlos gewordene Judentum, verbunden mit der Idee, die Gesamtheit der Juden zu einem politischen Machtfaktor zusammenzuschliessen und ihre geeinte Kraft darauf zu wenden, ein autonomisches Gemeinwesen der Juden zu schaffen, indem sie zuerst auf politischem Wege sich das Land sichert und so dann mit grösster Kraftanstrengung und Schnelligkeit an Umsiedlung und Aufbau geht — diese seine Idee in praktische Taten umzusetzen war die historische Aufgabe und die historische Leistung Herzls. Seine Erscheinung hat dem Judentum Stolz, Grösse, Kraft und Adel verliehen. Denn bis zu Herzl war es ein Kummer oder eine Schande Jude zu sein.

In Paris war er als Zeitungskorrespondent der „Neuen Freien Presse" genötigt, bei der Verhandlung gegen den unschuldig des Hochverrats angeklagten jüdischen Kapitän Alfred Dreyfus und

bei dessen Degradation anwesend zu sein (1894/95). Herzl, der wie Heine und Hess die Franzosen als das am meisten fortgeschrittene Kulturvolk angesehen hatte, wurde in seinem Selbstgefühl aufs tiefste verletzt durch die Ausbrüche des wildesten Judenhasses, die er bei dieser Gelegenheit unter der französischen Menge und selbst bei zahlreichen Intellektuellen mitansehen musste. Dies Erlebnis verursachte bei Herzl eine völlige innere Wandlung.

Innerhalb weniger Wochen schrieb er den „Judenstaat", ein Buch, das am 14. Februar 1896 erschien und eine grosse Sensation hervorrief.

Wie aus den Tagebüchern Herzls (I, 249) ersichtlich ist, schrieb er am 27. Juli 1895 an den Baron Hirsch: Es gehört zum Pech der Juden, dass sie sich nicht aufklären lassen wollen. Es wird daher wahrscheinlich sehr handgreiflicher Realitäten bedürfen, bis die Mehrheit der Juden begreifen wird, dass die Juden heute eine Nationalität geworden sind, dass sie als Nationalität um ihre Existenz zu kämpfen haben, und dass der Punkt, wo der entscheidende Kampf um die Exsistenz der Juden als jüdische Gemeinschaft ausgetragen wird und ausgetragen werden muss, Palästina ist. Wer staunt nicht über die prophetischen Worte, die Herzl zu Baron Hirsch gesprochen hat, zu einer Zeit, da die meisten glaubten, dass das Zusammenleben von Deutschen und Juden sich immer fester gestalten werde: „Dem deutschen Kaiser werde ich sagen: Lassen Sie uns ziehen! Wir sind Fremde; man lässt uns nicht im Volke aufgehen, wir können es auch nicht. Lassen Sie uns ziehen! Ich will Ihnen die Mittel und Wege angeben, deren ich mich für den Auszug bedienen will, damit keine wirtschaftliche Störung, keine Leere hinter uns eintrete!" Alles hat sich erfüllt, aber um zwei mörderische Kriege zu spät.

Auf dem 1. Kongress zu Basel sagte er: „Der Zionismus ist die Heimkehr zum Judentum noch vor der Rückkehr ins Judenland." Historische Bedeutung hat Herzl auch gewonnen, weil er in sich selbst eine Wandlung vollzog, die bahnbrechend und symbolisch wurde für Hunderttausende von Juden, die zwar im Glauben ihrer Väter nicht mehr Lebensinhalt finden konnten, aber die

Kette zu den Ahnen nicht zerbrechen lassen wollten. Für einen überwiegenden Teil der jüdischen Intelligenz wurde die von Herzl geschaffene nationale Renaissancebewegung des Zionismus „die Rückkehr zum Judentum."

Stefan Zweig nennt ihn in seinem Buche „Die Welt von gestern" den ersten Mann welthistorischen Formats. Man konnte beim Begräbnis sehen, wieviel Leidenschaft und Hoffnung dieser einzelne und einsame Mensch durch die Gewalt seines Gedankens in die Welt geworfen hatte. Er war der Vater des modernen politischen Zionismus.

D. WLADIMIR JABOTINSKY

Wladimir Zeew Jabotinsky, der Gründer des Revisionismus und Bahnbrecher der jüdischen Jugendbewegung, für welche er eine glutvolle Liebe hegte, entstammte einer frommen jüdischen Familie. Bereits in der Mittelschule in Odessa fiel sein ganz ungewöhnliches schriftstellerisches Talent auf. Schon mit 18 Jahren wurde er von einer grossen russischen Tageszeitung als Korrespondent ins Ausland geschickt. Auch ihn erschütterte der Kischinewer Progrom der vom Jahre 1903 derart, dass er sich mit grossem Schwung der zionistischen Arbeit widmete. Während die russisch-jüdische Führerschicht sich seinerzeit für den jüdischen Sozialismus und Kommunismus entschied, setzte sich Jabotinsky für den jüdischen Nationalismus ein und wurde sehr bald einer der aktivsten Zionisten in Russland. Vor allem galt er als der beste Redner und Publizist der Bewegung. Es gelang ihm auch, die jüdische Jugend vom volksfremden Ideen zu befreien und sie zu jüdischen-nationalen Kämpfern und Helden zu erziehen.

Jabotinskys Leben bietet das erhebende Schauspiel eines begeisterten, unermüdlichen und unerschrockenen Heldencharakters, der aus eigenem Willen sich als Führer emporarbeitend, die höchste Staffel des Wissens und des Ruhmes erklimmt und schliesslich mit der Märtyrerkrone geschmückt, in Sage und Geschichte als ein Unvergesslicher, im dankbaren Andenken seiner Glaubensgenossen weiterlebt.

Als ein Mann, beseelt von echter Menschenliebe, seinen Mitarbeitern hilfreicher Freund, der in allen Schicksalsschlägen einen Ausweg suchte und Trost spendete, steht Jabotinsky als Führer, Held und Weiser vor unserem gestrigen Auge. Wie Moses das Land der Verheissung nur sah, ohne es betreten zu dürfen, so erging es Dr. Herzl und Jabotinsky. Den beiden, deren ganzes Streben war, den ersehnten Judenstaat mitzuerleben, blieb dieser Wunsch unerfüllt.

Sein Hauptverdienst liegt wohl in dem Umstande, dass er aus eigener Kraft sich seinen Lebensweg bahnte.

Wären die Juden nicht ein so altes Volk und hätten sie nicht so sehr auf das Vertrauen der Menschheit gebaut, so hätte das Judentum Europas auf die prophetischen Worte des Revisionistenführers Zev Jabotinsky, die er noch einige Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges formulierte — es waren die einzigen Alarmsignale des Weltjudentums: „Wenn Ihr Juden die Galuth nicht liquidieren werdet — so wird die Galuth Euch liquidieren!" gehört.

Man betrachtete dieses Geschrei, das er erhoben hat, als Propaganda eines jüdischen Nationalisten. Er sah die bevorstehende Katastrophe kommen. In geniesserischem Verlangen nach den Bequemlichkeiten des bürgerlichen Daseins, sahen sie erst, als schon das Haus zu brennen begann, dass sie in einem Pulvermagazin wohnten. Es gab nur eine Rettung: den alten Weg verlassen und schleunigst nach Israel auszuwandern. Hätte auch er — obwohl als Jüngerer — in der Exekutive mitgearbeitet, die jüdische Geschichte hätte sich lebendiger, härter gezeigt. Sie hätten kühne Taten, Gefahr über Gefahr gewagt, zu allem bereit und zu allem fähig gewesen, wie die Etzel- und Lechihelden singend in den Tod gingen, weil es der einzige Weg war, den ihnen die Verfolgungen gewährten. Der junge Jude begeisterte sich für die Helden seines Volkes. Er hätte es vorgezogen, eher auf dem Schlachtfelde als der Tortur zu sterben, nach dem Beispiel anderer Völker, deren Bedrückungen kleiner waren und die sich doch erhoben. Wo Völker um ihre Freiheit kämpften, waren oft Juden dabei.

Auch bei der Einstellung zum Sozialismus waren Herzl und Jabotinsky gleichartig. Obgleich sie keine Sozialisten im politischen Sinne waren, verfochten beide die Ethik der Arbeit. Herzl war ein Verfechter der Lehre des Privateigentums und trat auch dafür ein, dass es mit der Zeit das Verhalten zum Arbeiter im günstigen Sinne ändern werde. Herzl sagte in seinem Buche „Altneuland", dass Moses dafür gesorgt habe, dass die Erde Israels nicht in die Hände des Feudalismus fallen solle und dies durch eine gerechte Aufteilung des Bodens zu erreichen sei. Es wird in der Thora vorgeschrieben, dass nach fünfzig Jahren Nutzung durch den Einzelnen der Boden des Landes in das Eigentum des Gesamtvolkes zurückkehre. Darauf wird auch jetzt in Israel in diesem Sinne geachtet. Jabotinsky führte einen energischen Kampf gegen die Verwendung der billigeren nichtjüdischen Arbeitern beim Aufbau des Landes anstelle von jüdischen Arbeitern.

Moses war es, der die Befreiungsversuche und die Sklavenaufstände organisierte, trotz Empörung der Leibeigenen von Pharao und der herrschenden Unzufriedenheit der eigenen Brüder. Hingegen haben die Griechen, deren Kunstsinn die Welt im Banne hielt, und die römischen Weltbeherrscher die Arbeiterklasse zu Sklaven erniedrigt, sie geschmäht, bedrückt und gequält, voll empörender Grausamkeit ohne Recht und ohne Schutz behandelt. Auch Jesu und seine Apostel traten für den Sozialismus ein, nur bedingt durch den Internationalismus

Zu dem Ruf Dr. Herzls an das Gesamtjudentum, sich wieder am Sinai zu sammeln, um ein jüdisches Heim auf altem Grunde zu errichten, müssen wir auch den Bibelübersetzer Moses Mendelssohn, an den sich eine ganze Kette von Ereignissen anschliesst, hervorheben. Seine geistigen Entscheidungen zur Emanzipation trugen viel dazu bei. Mendelssohn, der Kaufmann, der Buchhalter, Reformer und geistiger Erneuerer des Judentums, der noch im Jahre 1770 prophezeite, dass Erez Israel als Judenstaat proklamiert werden wird, wenn die grössten Mächte Europas in einen allgemeinen Krieg verwickelt sein würden.

XXIII.

DIE LETZTEN STANESTIER KOMMEN WIEDER

Nach Ausbruch des Krieges beflügelte der „Drang nach dem Osten" die deutschen Armeen. Vier Jahre später, als sie täglich neue Niederlagen einstecken mussten, ging es in beschämender Eile nach dem Westen. Der Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht war eklatant. Die fliehenden Truppenverbände nahmen den Weg durch die Ortschaften, in denen sich die Todeslager der Juden befanden. Als die Deutschen diese Gebiete passierten, trat unter den Häuflein der überlebenden Juden wieder eine Panik ein. Man befürchtete mit Recht, dass sie sich infolge ihrer Niederlage an den Juden rächen würden. Dass dies nicht geschah, ist nur den Russen zu verdanken. Ihr Vormarsch ging so plötzlich und rasch vor sich, dass die Hitlerbanden keine Zeit mehr hatten, ihren Endlösungsplan durchzuführen.

Im Mai 1944 traten die letzten Stanestier die Heimreise an. Es war ein langer Weg, den die Befreiten zurücklegen mussten. Sie konnten die Eindrücke des Lagerlebens nicht abschütteln, sich mit dem Leben von Hoffnung und Lebensfreude noch nicht befreunden. Die zerstreuten Familienmitglieder mussten sich sammeln, Verschollengemeinte und Vergessene suchten sich wieder näherzukommen. Tragisch war das Wiederfinden, wobei sich herausstellte, dass manche Familien gänzlich zugrundegingen. Sie sehnten sich nach dem Boden, der einstmals ihre Heimat war, und hofften, noch bessere Tage zu erleben. Aber auch diese schwache Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Die Russen hoben die noch waffenfähigen Männer aus, um sie als Soldaten in die erste Feuerlinie zu schicken. Der Moloch Krieg war unersättlich. Auf

verschiedenen Umwegen gelang es einem Teil zu entrinnen und sich nach Czernowitz durchzuschlagen. Nach Stanestie zu kommen, war noch unmöglich, denn in der Umgebung wurden, wie es verlautete, Juden von den „Banderowzies" — die sich nach dem Ukrainer-Mörder Stefan Bandera so nannten — überfallen und ermordet. Vier Kinder, u. z. Hersch Hecht, Nachum Kaczer und noch zwei andere, die sich nicht warnen liessen, verloren ihr Leben beim Wagnis, nach Hause zu fahren. Sie fielen den erwähnten Mördern zum Opfer. Die schauerlichen Berichte der Transnistrier Heimkehrer ergaben kaum ein richtiges Bild von den teuflischen Grausamkeiten und Schikanen, denen diese Menschen dort ausgesetzt waren. In knappen drei Jahren gingen zweihundert und siebzig Stanestier, Männer, Frauen und Kinder, zugrunde.

Was diese Augenzeugen zu berichten hatten, begonnen vom Einmarsch der rumänisch-deutschen Truppen, Schutzhaft, Razzien, Illegalität, Todesmärsche, Lagerfoltern, Ghetto, Partisanenüberfälle bis zu den teuflischen Mordtaten, übersteigt menschliches Fassungsvermögen.

Die russischen Heeresverbände, die hinter den abziehenden Deutschen vorrückten, besetzten wieder die Nordbukowina wie drei Jahre zuvor. Die Reste der Heimkehrer sahen sich von neuem unter der kommunistischen Herrschaft. Und nun ereignete sich ein in der Sovjetgeschichte noch nie dagewesener Fall: Die Russen erlaubten die Rückkehr nach Polen und Rumänien. Die schwer geprüften Menschen, die den Glauben an Menschlichkeit schon längst vergessen hatten, sahen in dieser russischen Geste ein Wunder, das ihnen unerklärlich schien. Bis auf wenige, die aus verschiedenen Gründen ihren Wohnort nicht verlassen konnten, meldeten alle ihre Ausreise an, zunächst nur zögernd und misstrauisch, weil sie an der Aufrichtigkeit der amtlichen Kundmachung zweifelten und eine Falle befürchteten. Glücklicherweise war es diesmal ernst. Die wahren Beweggründe, die zu dieser Entschliessung führten, sind bis heute in Dunkel gehüllt.

Für alle Fälle war es den russischen Machthabern klar, dass eine grosse Zahl von Juden als Partisanen hinter der Front tätig war und durch Sabotageakte dem deutschen Nachschub grosse

Schläge versetzte. Es war dies die natürliche Reaktion gegen das Abschlachten von jüdischen Männern, Frauen und Kindern durch die entmenschten Nazihorden und ihre Nachläufer.

Wie aber jede Geschichte Licht- und Schattenperioden hat, so hatten auch die Ausreise nach Rumänien und die provisorische Einordnung ihre Schattenseiten. Geld durfte man nicht ausführen, denn bei den Grenzen in Sereth und Dorohoi wurden die Kontrollen streng durchgeführt. In Dorohoi wurden Hunderte von Repatriierten in einer Schule einquartiert. Sie glich einem Flüchtlingslager. Die hygienische Betreuung liess viel zu wünschen übrig. Beim Verlassen dieses Gebäudes bekamen die Flüchtlinge einiges mit auf die Reise, wofür sie nicht zu bezahlen hatten.



Die hebräische Schule „Safah-Iwria", 1933

XXIV.

DIE STANESTIER IN RUMAENIEN

Auch in Rumänien vollzog sich nach dem Abzuge der deutschen Mörderverbände ein Wandel zum Besseren. Die aus dem von den Russen besetzten Gebieten der Bukowina ankommenden Juden erhielten Repatriierungsscheine, die ihnen die Niederlassung in jeder Gemeinde gestatteten. Der Aufenthalt in Rumänien gab jedoch nicht die Festigung und Beruhigung, wonach sie sich sehnten, sondern man blieb suchend und zweifelnd, eine Ungewissheit vor sich sehend. Die Forderung, das Leben nach einer grossen, in die Zukunft weisenden Idee, die unsere Zukunft bestimmen sollte, konnten wir nicht mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele hinnehmen... denn ihre Ziele waren uns bereits bekannt. Wir sahen in diesem System keine Möglichkeit als Juden uns als eine nationale Gemeinschaft zu behaupten, auch die soziale Bewegung für eine Existenz war nicht vorauszusehen, denn die Verhältnisse im Staate selbst waren noch nicht konsolidiert. Es fehlten auch anfangs die Versuche, die Not durch erste Hilfe zu lindern, selbst das erste Bedürfnis von Wohnung konnte nicht befriedigt werden. Viele suchten und nur wenige fanden passende Beschäftigung. Einige, die wagten sich mit Valute zu beschäftigen, gelang es mit Erfolg davonzukommen, während es den übrigen zu teuer kam.

Die, die in Fetzen herüberkamen, begannen allmählich ein menschenwürdiges Aussehen anzunehmen, denn der „Joint" schaltete sich bald ein und versah die Unglücklichen mit Geldaushilfen und besonders mit Kleidern. Jüdische Comitees befanden sich in allen Orten, wo sich Juden angesiedelt hatten, und organisierten mit den Mitteln des „Joint" Sozialhilfe in vorbildlicher Weise. In

Bukarest bestand eine Ausspeisestelle, die von ehemaligen Bukowinern geleitet wurde. Kranke wurden in rumänischen Ambulatorien behandelt oder in Spitäler untergebracht. In den Jahren 1945—1949, als noch Rumänien eine Monarchie war, fühlten sich die Juden als freie Menschen. Es gab in Bukarest auch einen zionistischen Kreis von Bukowinern, in dem der Stanestier Ing. Friedrich Osterer mitwirkte.

Inzwischen wurde der Staat Israel errichtet. Die Juden der ganzen Welt verfolgten mit Freude und Stolz die Ereignisse welche die Erfüllung eines alten Traumes brachten. Die Sehnsucht, nach Israel auszuwandern, wuchs mit jedem Tage. Es dauerte nicht lange, und die rumänischen Behörden nahmen, einvernehmlich mit dem jungen Israel, Gesuche um Rückwanderung nach Erez Israel entgegen. Tausende meldeten sich, um in Israel seelisch und körperlich zu gesunden.

Leider blieben viele zurück, die sich nicht rechtzeitig angemeldet hatten. Bald war die Ausreise gesperrt. Die Juden des Landes warten mit Sehnsucht im Herzen auf die Oeffnung der Grenzen. Sie wollen nach Hause.

XXV.

DIE STANESTIER IN ISRAEL

Von den wenigen Stanestiern, die am Leben geblieben waren, fanden vereinzelte den Weg nach Zion, dem Jahrtausende alten Traume des jüdischen Menschen. Sie hatten es auch hier anfangs nicht leicht. Viele zogen unstet hin und her, bis ihnen die Einordnung gelang; alsdann erblühten sie zu vollem Menschentum, sie hatten die Heimat gefunden.

Trotzdem die Stanestier im Lande zahlenmässig gegenüber anderen Landsmannschaften eine Minderheit bilden, brauchten sie sich nicht dessen zu schämen, dass ihre Wiege in dem kleinen Städtel stand. Nicht wenige haben es hier und im Ausland zu Bedeutung und zu hohen Positionen gebracht.

Genannt seien jene, die im Verzeichnis, das uns von der Sekretärin unseres hiesigen Stanestier Vereins, Frau Sidy Gross, der Tochter unseres Landsmannes Samuel Müller und Frau Rosa geb. Stern, zur Verfügung gestellt wurde, figurieren, wofür wir ihr zu Dank verpflichtet sind.

Es ist zu bedauern, dass unter den ehemaligen Stanestiern jene Solidarität vermisst wird, die man bei einer Askara erwarten sollte. Denn eine Diskriminierung aus kulturellen oder aus sozialen Gründen ist nicht weniger verwerflich wie die aus rassischen Gründen. Die Askaroth für die Märtyrer sollen für uns und die Nachkommen in der jüdischen Geschichte im allgemeinen und in der Stanestier im besonderen als Trauertage wie der Tischa-be-Aw gelten; weiters ist bedauerlich, dass viele es verabsäumten, Photos und Biographien ihrer engsten Familienangehörigen einzu-

schicken, und dass sie aus Mangel an Interesse unserem mehrmaligen Ersuchen nicht entsprachen.

Die Askarah soll dazu beitragen, dass die Jugend Stanestie nicht vergisst. Denn schon jetzt wächst eine Jugend heran, die den Namen Stanestie nicht mehr kennt. Sie kennt nicht nur das Geburtsstädtchen ihrer Grosseltern, ihrer Eltern und vielleicht auch ihrer selbst nicht mehr, sie kennt auch nicht die Beweggründe, die dazu gebracht haben, das Städtchen zu verlassen.

Die Namen der in Israel lebenden Stanestier

Auerbach Henie
Aspitz Mali

Prof. Berger Leon
Bernstein Clara
Birnbaum Schimon
Birnbaum Benjamin
Birnbaum Feiwel
Birnbaum Max
Bikel Gisea
Bosiu Elsa
Braun Sali
Brückner Rika
Mag. Büchler Aron
Büchler-Laufer Rachel
Burg Isiu

Charlasch Gole

Raw Dermer Schalom
Dagani-Prucz Toni
Deutsch Frieda
Dirnfeld
Major Druckman Schalom
Druckman David

Druckman Elieser
Diamant Frima

Einhorn Chaim
Färber Pepi
Fischer Carla

Gärtner Sali
Gärtner Dow
Gabor Elsa
Geller Mirjam
Grill Fany
Goldin Frieda — Weininger
Gropper Frieda
Gottesmann Arie
Golibroda Fany Klemer
Gross Utzia
Gross Sidi
Grill Isiu
Guttman Nute
Guttman Frima
Grün Efroim

Raw Hager Zindel

Hausmann Frieda
Hecht Abraham
Hecht Sali
Hecht Rennert Israel
Herschler Mirjam
Held Jakob
Held Kazir Josef
Haimowici Sali
Hammer Chaje
Holländer Anna
Holz Lilly
Horvath Hermine

Iwanier Etka

Jakob Pnina

Kaisch David
Karpel Gerschon
Karpel Schaul
Katz Rifka
Katz Regina
Keller Itzig
Keller Mali
Kielstock Feige
Kielstock Chaim
Kiermaier Süsser
Krämer Schoschana
Kreisel Isiu
Kreisel Sussi

Lachner Axelrad
Laufer Mordchai
Lehrer Josef
Lockspeiser Netty

Müller Samuel
Mag. Melzer Jakob
Mechlovici Moische
Mechlovici Willy

Naor Batschewa
Nagler Hugie

Richter Dr. Osterer Israel
Ing. Osterer Friedrich
Osterer Anczel
Osterer Mutzie
Osterer Serafina Lotte
Osterer Elieser
Ohringer Lotti

Pasternak Rosenthal
Pasternak David

Reichmann Batia
Reininger Henia
Reiner Janku
Reiser Esther
Rennert Fanny
Rittigstein Calman
Rosenbaum P.
Rosenfeld Mirjam
Rosenberg Sami
Rosenzweig David
Rubinger

Sandmann Salomon
Sali Henia
Scherman P.
Schächter Zwi
Schapira Urbach Fenita

Schapira Josef
Schapira Bruno
Schäffer Mina
Scheier Esther
Schimoniuk A.
Schneider Malvina
Schwarz
Schwarz Hilda
Dr. Schwarz
Sonnenklar
Sporn Bertha
Schubert Mirjam
Steinig Gusta
Sternberg Golde
Sucher Anna
Süssmann Schmuel
Süssmann Chaim
Süssmann Bubi
Süssmann Mendel

Tauber Schmuel
Tennenblatt Muzie
Teichberg Abraham
Teller Mina (Rosner)
Prof. Teller Jakob
Tillinger Sali

Wagner Bertha
Weber Schmuel
Weber Meier
Wechsler Fischel
Wechsler Thobia
Weininger Efraim
Weiss Coca
Weisselberg Mendel
Wertner Jetti

Zenker Sabina
Zuckermann Fritzi
Zusler Jenny

Hervorheben müssen wir hier einige der bedeutendsten Männer Stanesties, die Anspruch auf diesen Vorzug haben: —

1. Friedensrichter Dr. Israel Osterer, Sohn des Gutsbesitzers Abraham Osterer, der seinerzeit auch Präsident des „Jüdischen Hochschulausschusses" in Wien war.

2. Rabbiner Zindel Hager, ein Verwandter der Wiznitzer Rabbiner-Dynastie in Jerusalem.

3. Raw Dermer Schalom, Sohn orthodoxer Eltern in Kirjat-Gath.

XXVI.

DIE STANESTIER IN DER WEITEN WELT

Unser Leben vollzieht sich in einer Zeit der Umwertung aller Werte. Die Menschheit hat sich in dem verhältnismässig kurzen Zeitraum, der die beiden Weltkriege umschliesst, gewandelt wie nie zuvor im Laufe von Jahrhunderten. Der staunenswerte technische Fortschritt ist von einem tiefen Verfall der öffentlichen Moral begleitet. Die neuen Waffen, Erfindungen des Menschengeistes, bedrohen die menschliche Existenz als solche. Den Juden in der Welt im allgemeinen und den Stanestiern im besonderen ist nichts zurückgeblieben als der traditionelle Glaube, das Mysterium der schliesslichen Errettung aus Not und Verzweiflung.

Unserer Generation war es beschieden, die Erfüllung eines 2000-jährigen Traumes zu erleben, nämlich die Auferstehung des Staates Israel. Die versprengten Reste sehnen sich nach Zusammenschluss. Alte Erinnerungen wirken noch. Es bildeten sich die Landsmannschaften sowohl in Israel, als auch in den übrigen Ländern. Es gibt wohl unter ihnen Meinungsverschiedenheiten, die kaum zu vermeiden sind, aber man fühlt sich dennoch im vertrauten Kreise warm und gut, während einen in einer fremden Umgebung die zutage tretende Gefühlskälte abstossend erschreckt. Doch das Positive überwiegt das Negative. Wo viel Licht ist, gibt es auch viel Schatten. Damit muss sich jeder vernünftig Denkende abfinden.

Fasst man den Krieg als eine im Entwicklungsgang der Menschheit unvermeidliche Erscheinung auf, die wie andere Katastrophen die Betroffenen vernichtet, so darf sich niemand als da-

gegen gefeit ansehen. Es ist daher Pflicht der Verschontgebliebenen, den ins Unglück geratenen menschliche Hilfe zukommen zu lassen.

Als die Entronnenen, die Befreiten, die verbliebenen Reste der Stanestier Judenschaft zermürbt ins Land kamen, hofften sie, auf Hilfe seitens ihrer Verwandten und Bekannten in Amerika, in der auch der Rückstand von den Jahren 1939—1945 miteinbezogen sein wird. Da ihre materielle und die moralische Lage unsäglich schlecht war, schrien sie nach momentaner Linderung. Die in Amerika haben jedoch den Weg zum Herzen dieser Unglücklichen nicht gefunden. Sie glaubten, dass jene, die glücklich und weit vom Schuss die fünf Kriegsjahre verbracht hatten, die moralische Pflicht hätten, an ihre verunglückten Landsleute zu denken. Man schätzte, dass an die fünfhundert Stanestier Familien in Amerika leben. Wohl können nicht alle ihre Landsleute materiell fördern, aber von einem grossen Teil hätte man grössere Aktivität erwartet. Die Hilfe, die kam, war nicht ausreichend, aber auch das Wenige muss anerkannt und mit Dank aufgenommen werden.

Vor Zeiten äusserte sich die jüdische Solidarität in höherem Masse. Die Leiden der Juden in Polen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundertes fanden Verständnis bei den Juden ausserhalb Polens. Das Zusammengehörigkeitsgefühl war wahrhaft bewundernswert. Eine Lavine polnischer Juden, welche die Furcht vor dem Tode und der Zwangstaufe aus dem Lande trieb, ergoss sich in alle Länder der zivilisierten Welt. Ueberall wurde den Flüchtlingen materielle Hilfe geboten, und was noch mehr bedeutet, brüderliches Mitgefühl entgegengebracht. Tausende jüdischer Gefangene waren von den Tataren nach dem Osten verschleppt worden, wo sie von ihren jüdischen Brüdern zu hohen Preisen ausgelöst wurden. Holländische und italienische Juden spendeten grosse Geldsummen. Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Livorno beschlossen, 25 Prozent ihres Einkommens zur Unterstützung der Unglücklichen zu spenden. Auch die Juden in Deutschland, damals die Aermsten der Armen, die eben erst die Schrecken des dreissigjährigen Krieges überstanden hatten, be-

kundeten ein Interesse, für die Flüchtlinge, das ihre Kräfte überstieg.

Auch in den jüngsten russischen Pogromen 1881/82 war die Grenzstadt Brody und deren Umgebung ein Sammellager von Flüchtlinge. In jeder Gemeinde hatten sich Komitees gebildet, welche Spenden und Kleidungsstücke entgegennahmen. Sogar Bauern beteiligten sich an diesen Spenden. Alle Schichten der Bevölkerung von Lemberg, Krakau und Czernowitz wetteiferten in der Opferfreudigkeit, um den Vertriebenen das Los zu erleichtern. In den Fabriken und Werkstätten versagten sich jüdische Arbeiter und Angestellte monatelang das Frühstück und führten es den Armen in die Heimstätten ab. Auch der Kaiser Franz Josef beteiligte sich mit einer auch für eine kaiserliche Schatuelle bedeutende Summe, in der Spendenliste.

Bei einem Vergleich mit solchen Kundgebungen eines vorbildlichen Gemeinschaftsgefühles geraten unsere Verwandten und Bekannten in Amerika ins Hintertreffen. Sie entledigen sich ihrer wohltätigen Hilfe mit dem Paket von Pessach-Schalach-Munes (Ostergeschenk) und damit wollen sie ihre Pflichten gegenüber den Familien und Freunden erfüllt haben.

Die Zusammengehörigkeit der Landsmannschaften im gesegneten goldenen Lande, scheint im grossen und ganzen eine formale, nur ein aus unbewussten Pietäts und Zweckmässigkeitsgründen aufrechterhaltenes geschichtliches Ergebnis, nicht eine reale Wesensgemeinschaft zu sein.

Es scheint, dass unsere Landsleute drüben mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt sind und daher wenig Zeit haben, Gefühle der Verbundenheit mit ihren Verwandten und Bekannten zu pflegen.

Diese jahrtausende Tradition macht für uns das Familiengefühl und das Zusammenhalten der Landsmannschaften zu einer sittlichen Pflicht. Um sie erfüllen zu können, muss man aber auch, so weit wie möglich, auf unsere Geschichte Rücksicht nehmen. Leider sehe ich nun, dass diese Tradition in unserer Epoche auszusterben droht. Somit sind die schriftlichen Aufzeichnungen nach der Katastrophe eine Notwendigkeit. So wie die Verblichenen auf dem „guten Ort" unterschiedlos friedlich nebeneinander gebettet

wurden, so sollen die Lebenden Stanesties überall, wo sie sich aufhalten, sich als Glieder einer Familie betrachten.

Und doch spricht man herum, dass der Unter-Stanestier Verein in New-York einen guten Ruf geniesst. Denken wir an Max Neumann! Er bildet eine rühmliche Ausnahme. Denn ihm, und nur ihm ist es zu verdanken, dass die Verbindung zwischen den hierortigen und den dortigen Landsmannschaften aufrecht erhalten blieb. Es ist hier nicht der Platz zu untersuchen, ob die Position, die er dort inne hat, ihn dazu verpflichtet oder nicht. Tatsache ist, dass er sich über das Befinden eines jeden Stanestiers informieren lässt. Während man sich mit ihm über die Stanestier unterhält, tauchen angenehme und interessante Erinnerungen auf.

Liebe Brüder in Amerika! Ich weiss, dass Ihr im Herzen Eure alte Heimat liebt. Ich rufe Euch zu: „Vergesset nicht Euere Brüder und Schwestern, mit denen Ihr Euere Jugendjahre verbracht habt."

Heute gibt es im Städtchen Stanestie keine einzige von den alten jüdischen Familien mehr. Der jüdische Friedhof, und die dort ruhen, Grab an Grab und Reihe an Reihe, eingebettet in den Schoss der Ewigkeit, haben mehr keinen der sie besuchen könnte. Dieser Friedhof allein mit seinen Hunderten von Grabmälern für die Toten der jüdischen Geschlechter Stanesties gibt heute noch Zeugnis von einer grossen Vergangenheit. Der eigenartige Stil der Grabsteine mit ihrer reichhaltigen Ornamentik erinnert an die alten Kunstformen des Orients. Manche Inschriften, in hebräischer Sprache eingemeisselt, waren schon früher unlesbar. Seit der Deportierung wurde der Friedhof von keinem Juden betreten. Die ermordeten Brüder und Schwestern sind nicht einmal zu „Kewer Jisrael" gekommen, und aus dieser heiligen Erde ruft ein dringender Schrei zu der vis-a-vis liegende Anhöhe, wo die Unglücklichen ermordet wurden, hinüber: „Wir erwarten, dass man euch hierher bringt."

Niemand wird ihr Grab mit Tränen befeuchten. Wer weiss, welchem Zwecke die Synagogen dort heute dienen? und was mit den von Juden heiss verehrten und geschätzten „Sefer Thoras" geschehen ist?

Von den Leidtragenden der beiden Weltkriege sind nur Gezählte am Leben geblieben, und auch ihr Leben ist begrenzt. Es gilt, rechtzeitig für das Andenken der Verschollenen zu sorgen.

Wir begrüssten hier in letzter Zeit mit Freude eine Stanestier Landsmännin, Frau Rosa Wolloch, die jetzt in Paris wohnt. Sie besuchte im Vorjahre Stanestie und erzählte, dass die Strassen leer sind, und die jüdischen Häuser verlassen und öde dastehen. Man merkt den ehemals jüdischen Wohnungen und Geschäftslokalen an, dass sie von Räubern geplündert wurden. Auf nähere Details einzugehen, musste Frau Wolloch aus Gründen der Opportunität verzichten.

Hier die Namen der im Ausland lebenden Stanestier, soweit sie uns bekannt sind. Leider haben es auch hier viele unterlassen, die Photos und Biographien — trotz meines mehrmaligen Ersuchens — einzuschicken:

U.S.A.

Birnbaum Jetti,
Frau des Matis
Birnbaum Rosa,
Tochter des Matis
Ing. Birnbaum Osiu,
Sohn des Matis
Mag. Birnbaum Isiu,
Sohn des Matis
Birnbaum Jankel,
Sohn d. David Mordcho
Birnbaum Welwel,
Sohn d. David Mordcho
Birnbaum,
Frau d. David Mordcho
Birnbaum Anna, Tochter
d. David Mordcho
Birnbaum Schloime,
Sohn d. Heinich
Ing. Birnbaum Maniu,
Sohn d. Simon
Bickel Theodor
Bleiweiss Hersch
des Meschulim
Bleiweiss Binem
des Meschulim
Bleiweiss Jossel
des Meschulim
Burg I. M. des Mordcho
Birnbaum Meier d. Seide
Eismann Alter
Eismann Chaim
Frimeth Leiser
Geisinger Eisig und Kinder
Goldner Jossel
Goldhagen N., Sohn d. Hersch
Gottesmann Abe
Gottesmann Gittel
Gottesmann Froim

Grünberg Leiser, d. David
Haber Hersch, d. Fischel
Kinder des Pinchas Haber
Rabbiner Hager Seide,
Sohn des I. M.
Kielstock, auch Rennert
Schama
Klein Pinchas, d. Jossel
Klein Anna
Kofler Hersch
Karpel Liber, d. Eisik
Karpel Leitze, d. Eisik
Laufer R., des Jossel
Müller L., d. Anczel
Müller Jossel
Dr. Müller Hersch, d. Anczel
Neumann Itzig, d. Abraham
Neumann Max, d. Abraham
Neumann A.,d. Abraham
Frau Neumann Dora
und Kinder
Pasternak M.
Rappelfeld Abraham Jone
und Kinder
Reiner und Kinder
Rennert Butzie, des Schepsel
und Geschwister
Rennert Itzie
Rennert, Kinder von Joil
Rennert, Kinder von Jente
Dr. D. Runes, Sohn der Ettel
geb. Süssmann
Frau Stern Jetti,
geb. Grünberg
Süssmann Hersch,
des Mordcho
Süssmann Eisik, d. David
Süssmann Abraham,d. Tulie
Süssmann Toni, vere. Hitzig
und noch viele andere. die wir
nicht kennen.

Brasilien
Greller Schlomo

Canada
Dermer Pini und Kinder
Hubner Naftali
Kofler Berl

Czechoslovakei
Dückstein Rike

Deutschland
Birnbaum Suszia

Frankreich
Ing. Herer Berti,
d. Dr. Jakob Herer
Ing. Keller Moses, d. Mottel
Keller Abraham, d. Mottel
Prof. Dr. Krumann Simche
Frau Woloch Rosa,
geb. Sonntag
Dr. Wolloch Schiku, d. Jossel
Frau Herer Blanka,
Witwe n. Dr. Herer
Frau Gaber Della
geb. Sonntag

Italien
Hecht Schmuel

Mexiko
Haber Gabi, d. Abraham
Haber Bubi, d. Abraham
Haber Puju, d. Abraham

Oesterreich
Dr. Gottlieb Martin, d. Meier
Frau Schärf Rosa u. Tochter

Russland
Liebster Josef u. Kinder
Kinder von Eisik Karpel
Karpel Glaser Sossie
Sonntag Berl
Rosenberg Zalman
u. Schwester
Dr. Stern Feiwel
Dr. Stern Wolf
Dekan Dr. Stern Leib

Rumänien
Haber Frieda, Witwe
n. Abraham Haber
u. Tochter
Kaczer Adela u. Sohn,
Witwe n. Seide Kaczer
Schächter Sali geb. Grill
Dr. Sternberg Buziu (Max)
Dr. Sternberg Sidonie
Dr. Sternberg Suniu

Leider können nicht alle an unseren Zusammenkünften und Askaroth teinehmen. Wir wollen es ihnen nicht übel nehmen. Dass Hochbegabte aus Stanestie stammen ist für uns Anlass zu Genugtuung. Das Städtel exportierte nicht nur Notleidende, sondern auch hohe Talente, die daheim nur begrenzte Verwendung gefunden hätten. Viele von diesen, die in die Fremde gingen, hatten die Möglichkeit, ihr Talent zu entfalten. Es stimmt uns dabei erfreulich, dass diese begabten Stanestier beharrliche Auslandsstanestier geblieben sind. Zu diesen gehören:

1) Theodor Bickel, ein Mann „voll Witz, Geist und Leben", mehr Charakterschauspieler, dürfte auch ihm das Stätole Stanewetz, zu dem sich seine Mutter immer und überall bekennt, nicht fremd sein. (Zur Bereicherung desselben wäre eine Komposition, wie z.B. „dus Stetole Belz" unseres Erachtens nach wünschenswert.)

2) Dr. Runes, ein Sohn der Ettel Runes, geb. Süssmann, der noch in Czernowitz als Student viel versprach, heute in Amerika als Verfasser philosophischer Schriften und Inhaber einer Verlagsbuchhandlung lebt. Die Werke unseres Landsmannes Dr. D. Runes „A book of contemplation" und „Despotism: A Pictorial History of Tyranny", die er mir freundlichst mit einem Bild seines sel. Grossvaters Zindel Süssmann einschickte, verraten tiefes

Eindringen in die Probleme der Menschheit. Die beiden Zitate zeigen deutlich des Autors Absicht, zu den brennenden Fragen unseres Lebens Stellung zu beziehen, was wir alle dankbar anerkennen.

3) Ing. Keller Moses, der in Paris lebt und sich besonders beim Ausfindigmachen der zwei Kinder Finalli einen Namen machte und diese dem Judentume zurückführte, was seinerzeit grosses Aufsehen in der jüdischen wie auch in der christlichen Welt erregte.

4) Dr. Leib Stern ist Dekan an einer ausländischen Universität.

Bevor wir dieses Kapitel abschliessen, müssen wir nun noch einmal zu dem Thema, das wir bereits berührt hatten, zurückkehren. In den stürmischen Revolutionsjahren 1917/18 treten auch Stanestier Juden erstmalig als verantwortliche Exponenten im Staatsleben hervor. In der Entwicklung ihrer besonderen Wesensart spielten sie eine wichtige geheimnisvolle Rolle. Sie waren eingefleischte Gegner des Kapitalismus und der von ihm betriebenen Machtpolitik. Sie standen immer auf dem äussersten Flügel der sozialistischen Bewegung. In dieser wild bewegten Zeit, glaubten sie, nun sei die grosse Stunde gekommen, ihre Ideen zu verwirklichen. Sie wollten das ganze Schema der menschlichen Gesellschaft planmässig umgestaltet sehen. Sie verliessen die alte Ordnung und schlossen sich einer neuen an. Ihr Ideenkreis strebte nicht nach höherem Leben, sondern sie wollten bedeutende Veränderungen in den Bedingungen des politischen und sozialen Lebens der alten Zivilisation erreichen. Bedauerlicherweise stiessen sie auf Gefahren eines ungesunden internationalen Lebens und auf Unsicherheit, Enttäuschung und letzten Endes auch auf persönliche Leiden. Uebrig blieb ihnen nur eine unglückliche Liebe, der ein tragisches Ende folgte; denn gegen diese demokratischen Staaten, die ihr System auch ihren Nachbarstaaten aufzwingen wollten, wurden Anklagen erhoben, dass sie sich nicht an die Normen und Gebräuche der internationalen Kriegsführung hielten. Um eine Rechtfertigung vorzutäuschen, wurde diesen Exponenten die Schuld zugeschoben und sie wurden als Blitzableiter zu längeren Kerkerstrafen verurteilt.

XXVII.

TREUE TROTZ ENTTAEUSCHUNGEN

Wie tief die Stanestier Judenschaft mit der Tradition verbunden war und noch ist, zeigt ihr Verhalten nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich hatte Gelegenheit festzustellen, wie jüdische Heimkehrer aus anderen Regionen, die vor dem Kriege traditionsgebunden waren, die böse Welt von heute, nicht minder die amerikanischen Juden und die Sochnut im Erez beschuldigten, dass sie nicht genug an das Weltgewissen appelliert hätten. Sie waren durch eine Hölle gegangen und hatten dabei das Gottvertrauen eingebüsst. Sie drohten wie der Berdiczewer Raw Lewi Jitzchak seinerzeit in einem Zwiegespräch mit dem „Ribono schel Olam", falls sein Wille nicht in Erfüllung gehe, werde er die entsprechenden Konsequenzen ziehen. Hingegen behielt die Judenschaft von Stanestie ihren frommen Glauben. Die Unglücklichen trauerten um das Teuerste, das ihnen durch göttliche Fügung genommen wurde: Vater, Mutter, Kinder, Mann oder Frau. Doch im Augenblick des grössten Schmerzes erhoben sie niemals Klage gegen Gott und ertrugen heldenhaft die harten Schicksalsschläge. Wahrlich .es gibt auch ein passives Heldentum.

Sie hofften, so wie die Juden Jahrtausende lang auf das Einschreiten Gottes geharrt haben, so warteten sie auch jetzt, dass Er auch in dieser kritischen Zeit zu Hilfe kommen wird, sobald sie auch hier enttäuscht wurden, beschuldigten sie sowohl sich selbst als auch die anderen Juden, weil sie nicht dem Willen Gottes nachgingen, so schien der altbiblische Fluch nach seinem vollen und schaurigen Inhalt in Erfüllung gekommen zu sein.

Wer der alten Heimat gedenkt, wer sich an die Innigkeit jüdischer Bräuche im Elternhause erinnert, wer nicht vergessen hat,

wie man Achtung hatte vor Eltern und jeder Autorität, der bewahrt einen Schatz im Busen. Leider ist dieser Schatz nicht vererbbar. Da die Jugend ohne solche Erinnerungen heranwächst, sollten sich die Eltern eines Verhaltens befleissigen, das Vorbild für die neue Generation sein müsste. Unsere Forderung lautet: Pfleget die Tradition! Sie enthält positive nationale Werte, deren niemand entarten kann. Die Barmizwah soll nicht das Ende der religiösen Laufbahn sein, wie es leider heute im Lande öfters der Fall ist. Es entwickelte sich eine Religiosität ohne historische Religion. Es ist eine Gefahr für unsere Zukunft, wenn so eine Jugend entsteht, bei der der Geist des Elternhauses und die Verbundenheit des Vaters mit seinem Sohn, geschwächt wird

Ein wenig enttäuscht sind neue Olim von dem „Liberalismus", der im Lande herrscht, wo man nicht nur versucht, die sogenannten Ketten des „religiösen Aberglaubens" abzuschütteln, sondern auch die massvollen religiösen Pflichten, wie am Sabbath und an Feiertagen dem Gottesdienst in den Bethäusern beizuwohnen, ausserachtlässt. Die Anschauung, dass Religion und Arbeit sich nicht vertragen können, scheint zu dominieren. Darauf ist auch zurückzuführen, dass das arbeitende jüdische Volk in Russland sich der Revolution zurückgewendet hat, womit eine stille Absage an die Stammesreligion erfolgte, die mit der Zeit zu einer gänz lichen Vermischung führte.

Die Führer der Arbeiterbewegungen im Lande sollten eher an den Gründer der Arbeiterbewegung denken, an Ferdinand Lassalle, dessen Verhalten zum Judentum loyal war und der dem Glauben treu blieb.

Die Briefe Lassalles, die fünfzig Jahre nach seinem Tode, von Gustav Mayer aus der Versenkung gehoben wurden, lassen das Charakterbild Lassalles deutlich hervortreten. Worüber er auch schreiben mag, sei es über Mosaismus und Talmud oder über das Wesen des Judentums und des Christentums, oder über den Geist der Revolution in der Reformation — immer weiss er Triftiges, Tiefes, Eigenständiges zu sagen, immer ist in seinen Ausführungen jüdischer Scharfsinn mit deutscher Gründlichkeit gepaart.

Wie glühend war der jüdische Idealismus von Lassalle, als er in sein Tagebuch schrieb: „Ich könnte mein Leben wagen, und würde selbst das Schaffott nicht scheuen, könnte ich wieder das jüdische Volk zu einem geachteten Volke machen".

Den jungen Lassalle mit seiner ungebändigten Kraft und seiner bis zur Rücksichtslosigkeit gesteigerten Leidenschaftlichkeit lernen wir erst aus seinen Liebesbriefen kennen. Die Liebesbriefe Lassalles fand man in einem besonderen Umschlag in dem schriftlichen Nachlass, der im Besitze der Gräfin Sophie von Hatzfeld war. Es sind siedendheisse Briefe an genannte und ungenannte Mädchen und Frauen, die nur Episodenrollen im Leben Lassalles spielten. Einflussreich wirkte auf die Entwicklung des einundzwanzigjährigen Studenten die einundvierzigjährige Gräfin Hatzfeld, eine an Leib und Seele aufgeblühte Dame. Die Gräfin stand damals in ihrem Kampfe gegen ihren Gatten, den Grafen Edmund von Hatzfeld-Kinsweiler, ganz allein; da nahm Lassalle ihre Angelegenheit „in seine starke, aber junge Hand" und schwor der Bedrängten, „für sie zu kämpfen bis zum Tode".

Er war der Wissenschaft wie dem Leben treu ergeben. In jenen Tagen fühlte auch Lassalle das Bedürfnis, sich aus dem Kampfgewühle in eine stille Einsamkeit zu retten. Da trat ihm hier das Verhängnis in der Gestalt der goldlockigen Helene von Dönniges entgegen, die Tochter des Historikers und bayerischen Diplomaten Wilhelm von Dönniges. Helene war die Verlobte Lassalles aus eigenem Willen; sie war aber zugleich die Verlobte eines „maurischen Prinzen", des Wallachen Janko von Rakowitza, weil der Wille ihres gestrengen Vaters über ihr waltete. Helenens Mutter, selbst der Sprössling einer Berliner jüdischen Familie, sollte an dem Juden Lassalle zu mäkeln haben. Das Ergebnis war, dass Helene dem Druck ihrer Eltern nachgab und Lassalle einen Absagebrief schrieb. Diesen Absagebrief empfand Lassalle als schmähliche Niederlage. Er schäumte vor Wut. Er beleidigte und provozierte eine Forderung von Helenens „offiziellem" Verlobten. Er starb an den Folgen der Verwundung beim unglücklichen Duell im jugendlichen Alter von 39 Jahren.

Auch das war Judenschicksal. An den Simsonen rächt es

sich immer, wenn sie mit fremden Delilas anbandeln. Der Streiter und Denker Ferdinand Lassalle hat auf dem jüdischen Friedhof seiner Vaterstadt Breslau seine letzte Ruhestätte gefunden.

Im Gegensatz zum getauften Juden Karl Marx. für den Las salle ein „jüdischer Nigger" war und dessen Werk er lesen würde, wenn es nicht nach „Knoblauch duftete".

Auch sein Freund und Mitstreiter, ein eifriger Sozialist, Moses Hess, wurde von Marx im Laufe der Zeit sehr schnöde behandelt, weil er — trotz der eigenartigen Mischung seiner Bildungs-quellen — ein tiefeindringendes Verständnis des Judentums und der jüdischen Frage sowie zionistische Ideen entwickelt.

Obwohl Schreiber dieser Zeilen sich für unzuständig hält, will er doch über Karl Marx — der wohl noch als Kind getauft — seine Einstellung zum Judentum, seine Meinung äussern. Für uns sind die Ausführungen „Zur Judenfrage" besonders interessant, zeigen sie doch die schiefe Einstellung zu der Religion, der auch einmal seine Vorväter, ja eine gewisse Zeitlang auch sein Vater angehört haben. Er versuchte in dem 1844 erschienenen Artikel darzutun, dass das Judentum identisch sei mit dem Händlergeist, und dass die Emanzipation der Juden nur durch die Emanzipation der Gesellschaft von diesem Geist möglich wäre. Karl Marx verfiel dem Laster, das als Selbsthass auch bei anderen Literaten jüdischen Blutes festgestellt werden konnte (Weininger, Theodor Lessing). Leidenschaftlich war der Kampf von Marx gegen sein jüdisches Erbe. Seine gelegentlichen Aeusserungen über Juden und Judentum passen wenig zu seiner weltbefreienden Lehre sozialistischer Ideale. Und dieser Idealismus war ihm selbst kaum bewusst, echt jüdisches Erbe, im Wesen schon von unseren Propheten in die Wege geleitet. Karl Marx' „Soziologie" umschlang Millionen Menschen aller Länder, ein unermüdlicher Kämpfer für die Freiheit aller Völker, jedoch dem jüdischen Volke gegenüber hatte er eine bedenkliche Stellungnahme. Die Frage, die ich hier aufwerfen möchte, ist die: Gehört nicht das entkräftete jüdische Volk, angesichts seines grausamen Schicksals, begonnen von der Unterdrückung und Sklaverei im alten Aegypten, bis auf das letzte Morden auf dem europäischen Kontinent, zu diesen zu be-

freienden Menschen? Oder sind sie bei der Lösung dieser grossen Probleme zum Aussterben verurteilt?

Marx hat in seinen Theorien vorausgesagt, dass der Mittelstand — dem gehörten meist die Juden an — durch die moderne Produktionsweise und den Klassenkampf zwischen Bourgeosie und Proletariat zerrieben werde. Diese Entwicklung ist jedoch nicht eingetreten.

Auch der grosse Gelehrte Franz Oppenheimer, der mit stolzem Bewusstsein seine jüdische Abstammung betonte, war Deutscher aus natürlicher Bedingtheit, nicht aus der Assimilation und verurteilte das Dogma von Karl Marx, mit dem er sich auseinandersetzte.

Dies wurde auch von Trotzki bestätigt, als er antisemitische Untertöne in den Prozessen gegen Sinowjew, Kamenew, Radek u. a. witterte. Trotzkis Werdegang, seinen Aufstieg und Niedergang behandelt Isaak Deutscher in seinem Band „Der verstossene Prophet". Sein Name wurde verunglimpft und durch den Schmutz gezogen. Die besten Söhne der Revolution, ihre einstigen heroischen Kämpfer und Sieger, wurden dem Schwerte überliefert. Trotzki war schon von seiner frühesten Jugend dem Judentum und seinen geistigen Werten ganz entfremdet, weil sein Vater eine verächtliche Beziehung zur Religion und ihren Werten hatte Besonders interessant und von nicht geringer geschichtlicher Bedeutung ist Trotzkis Meinung über Assimilation und Zionismus, die er im Januar 1937 in einem Interview, das er der amerikanisch-jiddischen Tageszeitung „Forward" gewährte, veröffentlichte und in dem er zugestand, dass die jüngsten Ereignisse im Dritten Reich und sogar in der Sowjetunion, ihn veranlasst hätten, seine alte Hoffnung auf Assimilation der Juden endgültig aufzugeben. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, dass sogar in einer sozialistischen Ordnung die Judenfrage eine „territoriale Lösung" verlange, d. h. dass die Juden in ihrem eigenen Heimatslande, wie er sich ausdrückt, angesiedelt werden müssten.

Ja, man kann sagen, dass das Ausmass der Besserstellung des assimilierten Juden, die Grösse der Prämie für seine Assimilationsbereitschaft, jeweilig charakteristisch war für die Grösse des herr-

schenden Antisemitismus. Denn der Antisemitismus ist überhaupt kein Ziel, er ist ein Mittel: das Ziel heisst Assimilation der Juden oder Verhinderung derselben. Beide können auf den verschiedensten Wegen angestrebt werden.

Ich habe diese Texte herangezogen, nicht um Kritik zu üben, denn sie unterliegen nicht meinem Urteil, und ich masse mir keines an; doch darf der Verfasser eines Buches Werturteile über Sachen und Menschen abgeben, über die er schreibt.

Im Alten Testament wird der Reichtum gepriesen, ebenso oft wird er im Neuen Testament verflucht und die Armut verherrlicht. Beide Behauptungen kommen von Juden. Getaufte gegen Ungetaufte. Der neuere Antisemitismus richtet sich gegen den Juden nicht seines Urglaubens wegen, sondern als Angehörigen einer „inferioren" Rasse. Demgegenüber bleibt die Tatsache, dass ein Erzbischof in Olmütz den Namen Kohn führt, und dass Männer wie Bergson, Einstein, Freud und die grosse Anzahl der anderen Berühmtheiten jüdischer Abstammung also zu den „Inferioren" ge hörten.

Ohne näher darauf einzugehen, will ich nur kurz darauf hinweisen, dass die Juden international sind, denn sie haben Verwandte in allen Nationen, selbst wenn sie keine Interessen ausserhalb ihres Landes haben.

Kein Volk der Welt besitzt einen so starken internationalen Instinkt wie das jüdische. Es gelang den Juden, die sprachliche Verständigung in aller Welt zu erleichtern. So war ein Jude aus Polen, namens Ludwig Lazar Zamenhof, der Erfinder des Esperanto, dessen internationale Hilfssprache wirklich internationale Bedeutung erlangt hat und dessen Ausbreitung über alle Erdteile erfolgte.

Eine Neubelebung des Judentums auf der Basis der heiligen Schrift und der geschichtlichen Vergangenheit ist das Postulat der Stunde. Durch eine vernünftige Reform als notwendige Folge der Entwicklung innerhalb und ausserhalb des Judentums sollte der geschichtliche Zusammenhang im Bewusstsein der Juden geweckt werden. Man müsste vor allem die jüdische Religion von jeglichem Aberglauben befreien, sie in einer konkreten Gestaltung von allem

Geschmackwidrigen und Verlebten reinigen, sie mit Bildung und Wissenschaft versöhnen und den Forderungen der Zeit und der Gesellschaft angleichen. Es sollte ein Mittelweg gefunden werden zwischen der erstarrten Orthodoxie und den schwankenden Reformisten, die das Kind mit dem Bade ausschütten.

Worum handelt sich es hier? Im Grunde genommen, geht es um nichts weniger als um eine Erneuerung des theologischen Denkens und dessen Anpassung an die heutigen Zeitumstände. Es ist an der Zeit, die Tradition mit modernem Denken zu verlebendigen. Hiezu wäre hinzuzufügen, dass in den grossen Prinzipien wie der Einheit und Einzigkeit Gottes alle Juden der gleichen Anschauung sind.

Wieder will ich auch hier D. D. Runes zitieren, der im bereits erwähnten Buche (S. 10) schreibt: "It is an odd book — the work of God, rituals of priests, legends, dull chronicles, and a sprinkling of childish lore — still, this poorly edited antholgy has outlasted all the master pieces. A book is just a bit of literature, but the Bible is the very vessel of Shechinah, the spirit of man, between heaven and earth."

Sicherlich wäre eine Reform zu befürworten. Eine Modifikation wäre erwünscht nicht nur in den philosophischen Anschauungen, sondern in dem strenggeschlossenen religiösen System, der Ethik der äusserlichen Vorgänge, jedoch soll der Kern bleiben. Es heisst ja ausdrücklich in der Thora (im fünften Mos. Devarim): „Lo tosifu welo tigreu". Ihr sollt nichts hinzufügen und nichts verringern von der Lehre, die ich euch gebe. Die betreffende Bibelstelle soll man nicht hypothetisch auffassen, denn sie be sagt auch, dass nichts hinzuzufügen wäre. Wenn man nichts hinzugefügt hätte und nur die ursprüngliche Fassung geblieben wäre, so wäre auch nichts abzunehmen. Nach dem einfachen Wortlaute und ebenso nach talmudischer Auffassung der bezüglichen Bibelstelle ist die Hinzufügung wie die Verringerung in gleichem Masse zu werten. Nachdem eine vielfache Verschärfung von verschiedenen Gelehrten hinzugekommen ist, muss eine dementsprechende Verringerung vorgenommen werden. Und alle diese, die der Reform zustimmen, betrachten sich als nationale Juden. In ihrer Seele

wohnt ein instinktives Bewusstsein, dass man als Jude treu der Tradition sein könne, ohne fanatischen Optimismus, mit einer mystisch geheimen Auffassung und verstellten Aufdringlichkeit. Sie tragen den Willen zum Judentum tief in ihrem Herzen. Und der Wille zum Judentum ist das Entscheidende. Sie sollen sich auch mit inniger Liebe zur Bibel wenden. Denn man darf ohne Uebertreibung sagen, dass die Bibel ein Vorbild sein kann.

Es sei uns an dieser Stelle gestattet, den Propheten „Amos" zu zitieren, der den tiefsten Einblick in das Wesen und die weltgeschichtliche Bedeutung seines Volkes getan hat. Israel ist ihm nun einmal das auserwählte Volk, doch nicht um seiner selbst willen, sondern um den höchsten Beruf zu erfüllen, sich dem Dienst Gottes hinzugeben und seine Erkenntnis auch den andern Völkern zu vermitteln. Dies kann aber nur durch eine bei uns praktisch und positiv durchgeführte Reform erfolgen. Das soll aber nicht besagen, dass wir eine radikale Reform anstreben. Bei aller Hochachtung unserer ehrwürdigen Tradition sollen wir in Verwaltung und in Fragen der Volkswirtschaft Entgegenkommen bekunden und den Zeitgeist walten lassen.

Man kann nicht verlangen, dass in der heutigen Zeit, alles, was das Zeremonialgesetz mit seinen „sechshundert und dreizehn Geboten und Verboten" sowie den sogenannten „dreizehn Glaubensartikeln" genau vorschreibt, einzuhalten wäre. Man kann auch nicht von den Juden von heute verlangen, dass sie sich streng nach Jesaja, nach Jeremia, nach dem Bet-Hillel und Bet-Schamai oder nach Mose ben Maimon richten. Wir dürfen uns aber auch nicht an die Richtlinien der Philosophie Spinozas und an die noch lange nicht erwiesenen Theorien Darwins klammern, um erst von ihnen zu erfahren, was uns als heilig zu gelten hat. Zu bedauern ist es, dass ausgerechent in unserem Land, das wir nur deswegen als Volk bewohnen, weil die Wahrung der Tradition in den 2000 Jahren der Galuth das Volkstum erhalten hat, der Verfall der alten Bräuche Fortschritte macht. Eine Generation nach der anderen wendet sich schrittweise von den zur Erhaltung des Judentums noch verbliebenen religiösen Gebräuchen ab. Dies infolge der sogenannten „modernen Weltanschauung". Es fehlt der Sinn für objektive

Wahrheit. Man fälscht die Geschichte, um sie revolutionären Ideen anzupassen, und aus der Heiligen Schrift werden aus dem Zusammenhang gerissene Zitate herangezogen, die den Zwecken der Modernen dienlich sind. Sie stärken damit ihren Parteiglauben und schmieden Waffen gegen die eigenen Brüder. Man forscht in den alten Texten und stellt Theorien auf, denen jegliche Beweiskraft abgeht. Der einfache Jude aus dem Volke, der wohl fliessend hebräisch spricht, aber keine Zeit und Lust zum frommen Studium hat, weil er schwer arbeitet, ist bis auf den heutigen Tag dem gelehrten Manne nicht gut gesinnt und spottet über den Heuchler, der mit „seinen langen Schaufäden" Gott betrügt. In erhöhtem Masse lenkte er seine Aufmerksamkeit auch auf die Absonderung bestimmter Kreise, die durch eigenen Geltungsdrang und persönlichen Ehrgeiz, der ihnen zuweilen fehlt, darin Genugtuung finden. Ihre untransingente Einstellung dem anderen gegenüber ist oft geringschätzig, als ob sie gleichsam von der Loge auf das Parterre auf ihn herabblicken würden, der im Moment zwar ein Gegner wäre, von Natur aber sein Bruder. Die Werte, an denen man das Menschliche im Menschen messen soll, sollen das Wahrhaftige, das Geistvolle, der moralische und kulturelle Charakter sein.

Eine der betrüblichsten Erscheinungen unserer Tage ist die Abkehr der Jugend von den traditionellen, moralischen Werten. Dies ruft bei den Alten Verärgerung und Verbitterung hervor, die Jugend antwortet mit frivolem Hohngelächter über alles, was dem ältern Geschlecht heilig und teuer ist. Das Gefühl für transzedentale Werte und feiertägliche Andacht erstickt in einem seichten Materialismus und geht der Generation von heute ab. Es gibt keinen Ersatz für die ewigen Sittengesetze der mosaischen Lehre, die weit über das Judentum hinaus die Grundpfeiler geworden sind, auf denen die Menschheit weiter baut. Allerdings muss gibt keinen Ersatz für die ewigen Sittengesetze der mosaischen terungen für jene zu schaffen, die sich nach Reformen sehnen und darf nicht auf der Einhaltung veralterter Zeremonien bestehen.

XXVIII

DAS WERDENDE VOLKSLEBEN

Kommen wir endlich auch zur Klärung unseres Verhältnisses zum jüdischen Staate! Obwohl diese den hierzu berufenen Fachmännern überlassen bleiben muss, steht auch uns das Recht zu, zu den von ihnen festgestellten Ergebnissen Stellung zu nehmen. Perikles sagte, dass jeder Bürger, wie eifrig er auch seinen Geschäften nachgehe, auch ein gutes Urteil in Sachen des Staates haben müsse. Nehme er daran keinen Anteil, sei er nicht nur nicht ehrgeizig, sondern nutzlos. Auch wir Heutigen (gemeint ist die neue Alijah) dürfen nicht von der Mithilfe ausgeschlossen werden. Passives Staatsbürgertum unterstützt das Unrecht, anstatt es zu beklagen. Ja, wir halten es für geradezu unmöglich, achtlos an Tatsachen vorüberzugehen, die von fundamentaler Bedeutung sind, wie das Verhältnis des Staates zur Orthodoxie. Es kann für uns nicht bedeutungslos sein, wenn ein Kompetenzstreit zwischen dem Obersten Gericht und der Rabbanut geführt wird. Es kommt uns jedoch auch hierbei nicht so sehr darauf an, festzustellen, ob und wieweit es besser wäre, die Thora oder die moderne Wissenschaft zu fördern. Wichtiger erscheint uns der Umstand, dass hier die Lockerung der Gesetzlichkeit sich geltend macht.

Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen Mission des jüdischen Volkes, dürfen uns heute nicht mehr verführen. Ehe wir anderen Völkern zum Vorbild dienen können, müssten wir unsere eigenen Aufgaben mustergültig lösen.

Um den Kindern eine jüdische Erziehung zu geben, müssen die Erwachsenen — trotz ihrer Abkehr — mit dem guten Beispiel vorangehen und fortsetzen. Nur so können sie eine religiöse

ethische Bildung vermitteln. Ohne Kenntnis des jüdischen Lebens und ohne Einführung in seine Tradition wird die Jugend nicht imstande sein, ihren Weg als überzeugte Kinder Israels zu gehen. Man muss unserer Jugend den Zugang zu den geistigen Werten des Judentums auf einer fortschrittlichen Basis ermöglichen und ihren Charakter festigen.

Die menschliche Natur bedarf nicht nur der Religion; sie bedarf einer bestimmten Religion. Wer niemals mit seinen Brüdern betet, mag es auch verlernen, allein zu beten. Kinder, die keinerlei religiöse Formen beobachten, mögen den Glauben an Gott verlieren. Während die christliche Majorität viele Berührungspunkte mit ihrer Religion im täglichen Leben hat, bleibt für uns Juden nur die Synagoge und besonders das religiöse Leben in der Familie.

Unschätzbar ist der Wert einer religiösen Erziehung, selbst wenn im späteren Alter die Einhaltung von äusseren Bedingungen etwas gelockert wird. Ich weiss von einer ganzen Anzahl meiner Freunde, dass für sie, die zumeist alle Formen abgestreift hatten, das Problem plötzlich und in seiner Schwere sich auftat, als Kinder kamen.

Auch die Liebe zum Talmud soll dem Kinde im Rahmen des Fortschrittes beigebracht werden. Denn der Talmud gibt dem Kinde Weisheit und weckt seinen Geist und das Gewissen. Hier ist die Wurzel der geistigen Kraft und hier wird die Tradition eine geistige Ahnenreihe, von der es sich nie loslösen kann.

Das Milieu, in dem die heutige Jugend aufwächst, ist grundverschieden von dem ihrer Väter; ebenso ihre Ideale und die Tradition. Die junge Generation bringt instinktiv der alten das tiefste Misstrauen entgegen. Sie schreiben dies wohl dem Fortschritt zu. Die Kinder wollen ihren Eltern nicht gleichen, sondern sehen ihren Ehrgeiz darin, sich möglichst von ihnen zu unterscheiden. Im Denken der Jugend vollzieht sich eine geistige und kulturelle Revolution gegen die alte Generation. Die Anerkennung eines Wertes durch die Alten genügt, um ihn bei den Jungen zu verdächtigen; die Ablehnung eines Ideals durch die Alten genügt, es den Jungen zu empfehlen. Wenn sich die Jugend auch nicht darüber klar ist, welche Ziele sie sich steckt und welche Wege

sie zu gehen hat, darüber ist sie sich vollkommen klar, dass es nicht die Ziele und die Wege ihrer Väter sein dürfen

Die Liebe zu den Eltern soll gleichen Schritt halten mit der Ehrfurcht vor ihnen. Es ist besonders die Erziehung zum „Derech Eretz", die, wenn sie von bleibendem Erfolg sein soll, ganz früh einsetzen muss. Die Eltern müssen dafür sorgen, dass das Kind in der Tat in ihnen den gescheiteren, besser erfahrenen Menschen ehren und verehren solle, und das Kind wird von selbst mit Ehrfurcht zu ihnen aufblicken, und gerne ihrer Stimme gehorchen. Mache dich zur rechten Persönlichkeit, Vater, Erzieher, und dein Kind und Zögling wird dir den rechten Gehorsam zollen.

Lasst uns die alte jüdische Pietät, den Familiensinn und den Ahnenstolz, die Ehrfurcht gegenüber den Eltern und Grosseltern, denn von jeder vorangegangenen Generation hängt die Zukunft der nachfolgenden Menschen ab. Auch das Mitgefühl mit der Not der jüdischen Brüder soll aufrecht erhalten werden!

Die Vergangenheit darf nicht bloss ein Studienobjekt für den Historiker sein, sondern sie soll auch einen Massstab für die Zukunft abgeben und der Gegenwart als Uebergang dienen.

Die Reform wird die Wissenschaft des Judentums fördern.

Hören wir die Worte unseres besten Kenners des Chassidismus, Martin Buber, im Buch „Der heilige Weg": „O ihr Erben und Erbeserben, die ihr die uralten Goldmünzen nun in blanke neue Scheine umzutauschen braucht!"

Wir sollen ein Judentum anstreben, das mit den Empfindungen der modernen Zeit im Einklang steht, das sich jedoch befreit hat von dem Ballast von Vorschriften, die in die heutige Zeit nicht mehr passen und ohne Wirkung auf das religiöse Empfinden bleiben.

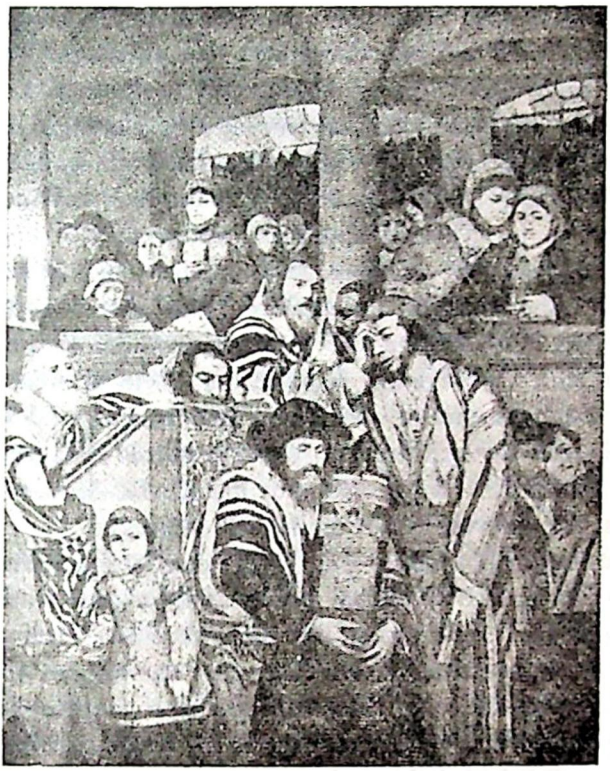
Ein Beispiel für viele. Im vergangenen Jom-Kippur vor Kol-Nidre wartete ich im Bethaus in Giwataim auf den Beginn des Kol-Nidregebetes. Mir gegenüber sass der Ortsrabbiner Rubinstein Samuel Tanchum. Als er bemerkte, dass ich dasass, ohne die Schuhe abgelegt zu haben, liess er eine Pause eintreten, um die gewohnte Predigt zu halten. Worauf, glauben Sie, bezog sich die „Drusche"? Er verlangte, obwohl er seinem Aeussern gemäss

nicht fanatisch zu sein scheint und angeblich fortschrittlich denkt, dass man allen, die ihre Schuhe anhaben, zur Strafe den Aufruf zur Thora verweigern und das Oeffnen des Thoraschreins verbieten solle. Er hätte besser getan, das Wort aus dem Talmud gelten zu lassen: Für deine Person magst du die Vorschriften streng und schwer nehmen, für die Gesamtheit jedoch musst du sie erleichtern. Eiferer, die einen Gewissenszwang ausüben, findet man leider in der Orthodoxie. Die Scheinheiligkeit, die unsere Feinde fälschlich Pharisäertum nennen, hat uns schon viel Spott eingebracht und sollte unter allen Umständen vermieden werden Echte Religiosität liegt im Gemüte und bedarf keiner äusseren Beiwerke.

Am Versöhnungstage suchen viele Juden auch in der Gegenwart, den Weg zu Gott zu finden. Damals wird das Sündenbekenntnis abgelegt, welches in orientalischer Form peinlich und genau zur Aufzählung kommt; aber nicht eine einzige Erwähnung eines rituellen Gebotes geschieht darin. Nur sittliche Vergehen werden darin in seelischer Erschütterung vorgebracht. Keiner göttlichen Veranstaltung, welche das Wesen Gottes beträfe, bedarf es, um dem Juden seinen Seelenfrieden durch seinen Frieden mit Gott zu erwirken. Kein Rabbiner als Stellvertreter eines Gottes, und kein Priester selbst darf hier sagen: ich bin der Weg zu Gott. Ohne jeden Mittler ringt hier die Seele, und erringt in eigener Busse, im Gebete und in dem Vorsatz zu sittlichem Handeln, ihre Erlösung. Im Begriff der schuldlosen Sünde (Schegaga) gipfelt der Sieg der Erlösung. Schwachheit ist die Art alles menschlichen Tuns; beschränktes Wissen; Tun wie ohne Bewusstsein. Dieser Satz wird als die Devise des Versöhnungstages ausgerufen. „Verziehen werde der ganzen Gemeine Israels; denn dem ganzen Volke gilt die Schegaga."

Die schriftliche Lehre des Judentums wurde grösstenteils durch die mündliche Tradition ergänzt. Die Tradition fesselte und beherrschte den Willen und den Geist. Dies schloss jedoch die weiteste Freiheit der Prüfung, die freieste Entwicklung und Uebung des Denkens und Forschens nicht aus. Es blieb daher dem individuellen Denken ein unbegrenzt weites und freies Feld der Sichtung, Beleuchtung, Auslegung, Anwendung, der Vergleiche,

der neuen Anordnungen, ein Feld, auf welches sich alle Denkbeflissenen mit Begier warfen. Aus dieser individuellen Freiheit ging, wie es nur natürlich ist, eine unbegrenzte Reihe von Urteilen, Auslegungen, Meinungen hervor.



Der Jom-Kippur wurde auch so in der grossen Schil von der erschöpften Gemeinde mit den altherkömmlichen Gebräuchen würdig gefeiert.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache so, dass das Aushalten und Verharren bei einem Thema die schwächste Seite des Talmuds ist, das Springen von einem Gegenstand zum anderen vielmehr die einzige Art des Vortrages ist. Es beginnt zum Beispiel in trokkener sachlicher Weise ein Disput über Gebetformeln, davon kommt man auf eine Reminiszenz aus Abrahams oder Davids, davon auf die Erwähnung eines Vorfalls, der sich in Jamnia oder

Cäsaräa abgespielt haben soll, daran knüpft sich die Erklärung irgend eines Verses im Buche Hiob, nebenbei wird Bileam, der Israel in der Wüste Arges angetan hat, ein Fusstritt versetzt. Zitate werden aus allen Teilen der Bibel genommen und als Beweise angeführt; sieht man aber in der Schrift nach, so haben die Verse an Ort und Stelle einen anderen Sinn. Den Ordnern kam es darauf an, recht viel zu verzeichnen und alles nur Wissenswerte hineinzubringen. Der Vortrag befolgt ein bestimmtes Schema; es fehlt meistens die Wucht und die innere Begründung. Es gibt aber eine Unzahl von Fragmenten, die einen im Bann halten; von besonderer Wirkung ist die Legende, die Parabel und der Spruch. Die Sentenzen im Talmud sind unübertroffen. Für alle Lebensfragen kann man sich aus der Rüstkammer einen Spruch holen; von diesen sind manche belehrender und ermahnender Natur, manche rügen und spotten der menschlichen Schwächen, manche geben von den verborgenen Gängen der Seele Kunde. Das Studium des Talmuds macht weise, klug und fromm, und wer in seinen Gewässern zu schwimmen versteht wird hochgeehrt. Wäre nicht der Talmud, so wäre nicht nur die Kunde des Gesetzes, sondern alles Wissen von Natur und Welt versiegt.

Nicht abstreiten kann man doch, dass in den Hochschulen von Palästina und Babylonien gleichmässig gelernt wurde. Es gehörte daher zur eingeführten Ordnung, dass die Sendboten jedes Mal die Traditionen der ersten Amoraim überbrachten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass jeder Mensch irren kann und muss, und dass er aus diesem Fehler lernen kann — wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird — keine Fehler zu begehen, weshalb oft theoretisches Ideengeplänkel in einer Art friedlichen religiösen Streites vorkam. In der Hitze des Dialogs, in den Beifallbezeugungen der Zuhörer, wie im Eifer des Streites, übergingen die Kämpfer von der Ruhe zum Zorn, vom Zorn zur Ruhe, vom Ernste zum Scherz, vom Scherz zum Ernste. Witze wechselten mit ernsten Diskussionen, Scherze mit schmerzlichen Erinnerungen.

Die Archive der religiösen Akademien des Judentums waren nichts anderes als das Gedächtnis, nie etwas Geschriebenes. Jeder Gelehrte prägte genau seiner Erinnerungen die verschiedenen

Szenen ein, die widersprechenden Urteile, die seltsamen Zwischenfälle der Sitzungen, an welchen er teilgenommen hatte.

Das ist in Kurzem der Ursprung der talmudischen Folianten; der Talmud spiegelt die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, die Schwächen der Individuen, die Grösse eines Volkes wider.

Es genügt nicht, dass wir unsere geistige Kraft auf die oben erwähnte mündliche Tradition oder nur aus unseren Religionsquellen schöpfen. Es genügt nicht, wenn das Gemüt von den alten Sitten und von den alten geistigen Schätzen selbst befriedigt ist. Das gilt auch für die rabbinischen Literaten, denn unsere Rabbiner sind nicht pädagogische Professoren.

Ausserdem beruht die Religion doch nicht lediglich auf dem Gebet, sondern auf den sittlichen Gedanken, die selber auch die Grundlage des Gebetes bilden müssen. Nun muss man die Forderung einmal paradox ausdrücken, um ihren genauen Sinn klarzustellen. Würde man selbst aufhören können und beten, nämlich im Herzensbedürfnis des Gebetes, so müsste dennoch unser hebräisches Gebet erhalten bleiben, als die Fundgrube religiöser Grundgedanken und mit ihnen verwachsener Grundgefühle.

Man sollte es sich doch gestehen, dass die Länge der Morgenandacht in Langeweile setzt. Sie ist über jedes tiefere Bedürfnis hinaus in die Länge gezogen. Sie verursacht Ermüdung, Unlust und Gähnen — bekanntlich wirkt Gähnen ansteckend. Kürzungen würden dem Beter Erleichterung schaffen. Die masslosen Wiederholungen von Lobpreisungen an Festtagen wären verständlich, aber nicht an Werktagen, was eine Nervenanspannung bedeutet. Eine Viertelstunde voller Hingebung und ernster Versenkung in Andacht ist von unvergleichlich grösserem Wert als stundenlanges Verweilen. Rabbi Samuel verfasste seinerzeit ein kurzes Gebet „in Vertretung der achtzehn Sprüche, wenn man verhindert sei". Das praktische Leben sollte berücksichtigt werden. Ja, eine bestimmte Redewendung lautet: Der Brauch reisst die Satzung nieder, das heisst die Sitte ist stärker als die Vorschrift

Das Lernen darf nicht ins Beten verwandelt werden, sondern muss zur Pflege der Wissenschaft dienen, zu der auch die allge-

meine Kultur, Poesie, Philosophie, Medizin und Mathematik gehören. Können unsere Rabbiner zugleich Theologen und Professoren sein?

Anderenfalls könnte Desinteressiertheit am Religionsgesetz die Folge sein. Man muss nicht bestehende Gesetze niederreissen, sondern sie auffrischen und von den Elementen des starren Traditionalismus aus den Tagen des Altertums und des Mittelalters befreien.

Viele Minhagim (Gewohnheiten) wurden zu Gesetzen erhoben. Wiewohl die Gewohnheiten sich geändert haben, ist das starre Gesetz geblieben. Man vergass dabei die alte Spruchweisheit : "Wie der Hammer aus dem Felsen Funken schlägt, so gibt der Text der Thora vielfachen Sinn, je nach der individuellen Auffassung."

Es genügt, wenn man in der Heiligen Schrift eine Offenbarungsurkunde des einzigen wahren Gottes erblickt. Dies soll der bleibende Kern sein, wogegen der Stoff, der sich in den Jahrtausenden um diesen Kern angesetzt hat, als zeitbedingt anzusehen und wandelbar ist.

Während die radikale Orthodoxie den Standpunkt vertritt, dass das Gebäude zusammenstürzen müsste, wollte man nur ein winziges Steinchen herausnehmen, sagen die Vertreter der Reform, dass das jüdische Gesetz in seinem gegenwärtigen Zustand nicht auf die Dauer wie eine Mumie konserviert bleiben kann.

Ich glaube, dass Heiligkeit nicht gelebt werden kann ohne Weltlichkeit und Weltlichkeit tot ist ohne Gott, und ich glaube, dass dem jüdischen Volke mit seiner heissen Lebensbejahung weltliche Art, weltliches Glück, und weltliche Macht adäquat sind und dass seine Seele unwillkürlich nach nichts anderem strebt, als das Exempel eines weltlichen Gottesvolkes zu statuieren.

Ferner kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken und aus dem ganzen Herzen aussprechen, dass der verzweifelte Kampf des Tempeltums um seinen Bestand die gewaltigen Kämpfe der Makkabäer, die entschiedene Ablehnung des Christentums, die verzweifelten Anstrengungen der Verteidiger Jerusalems gegen die Römer, endlich die ruhige Geduld des mittelalterlichen Judentums

nichts anderes als Dokumente des ewigen Verlangens sind, sich von der erwähnten Einseitigkeit zu emanzipieren. Wie die Freiheit und die Zivilisation, der bürgerlichen Gleichstellung der Juden notwendig war, so ist die Reform zur wissenschaftlichen Kultur eine Notwendigkeit. Der entzündete Funke, der den jüdischen Geist bisnun erhalten hat, erlischt dadurch nicht.

Allein es wird gewiss Pflicht der Berufenen sein, die Abschaffung solcher Vorschriften, Weisungen und religiösen Satzungen, welche das Leben übermässig belasten und hemmen, zu erwirken, die überflüssigen Härten durch Verbote zu ersetzen, so dass die Tradition in ihren grossen Umrissen erhalten bleibt. Denn man kann nicht bei der jüdischen Nation bleiben, und dabei auf die jüdische Religion verzichten; denn sie sind synonim, weil geschichtlich zusammen verwachsen, aber auch nicht umgekehrt, wie manche orthodoxen Rabbiner es wünschen. Das Zusammenhalten aller Parteien — auch die linken inbegriffen — soll nicht durch statuarisch juristische Gesetze, sondern durch freiwillige Bindungen und regsames jüdisches Leben erwirkt werden.

Besonders ernst tritt diese Pflicht an die Gegenwart heran. Durch die Bildung des Staates und seinen Eintritt in die geistige Kultur und in die soziale Lebensgemeinschaft anderer Staaten, speziell in einer Zeit, die durch neugewonnene Erkenntnisse ihren geistigen Gesichtskreis erweitert und eine Umwälzung auf allen Gebieten des Lebens erfahren hat, sind viele überlieferte Vorstellungen, Einrichtungen und Bräuche, die bereits ihren Inhalt und ihre Bedeutung verloren haben, aufzugeben oder neue zu schaffen. Diese in der Gegenwart fortschreitende und sich vollziehende Entwicklung stellt uns vor die grosse und verantwortungsvolle Aufgabe, zu den geschichtlich überlieferten Glaubensvorschriften Stellung zu nehmen.

Obwohl wir einerseits der Erhaltung der überlieferten religiösen Tradition durch die sogenannten Thora- Hüter und deren Messiasglauben in einem grossen Teil unseres Herzens zustimmen, lehnen wir anderseits ihre dazu gebrauchten Mittel kategorisch ab. Wir dürfen heute keineswegs mit verschränkten Armen warten, bis der Messias kommen wird und alle Hindernisse vor denen

wir heute stehen durch Wunder wegschaffen wird, sondern müssen in ihm bloss das Sinnbild einer ihrer Verwirklichung entgegenharrenden Idee der Erlösung und des allgemeinen Friedens, erblicken. Denn kaum möglich ist es zu glauben, dass heute ein sterbliches Wesen im Stande sei, das Datum für die Ankunft des Messias zu fixieren.

Wie immer diese Ansicht, so paradox sie sei, den streng orthodoxen Juden vorkommen mag, hat sie doch ihren Grund im Talmud wo es (Traktat Sanhedrin, Fol. 97) heisst: "Die gegenwärtige Zeit unterscheidet sich von der Messias-Zeit bloss dadurch, dass in dieser der gegenwärtig lastende Druck der feindlichen Nachbarn aufhören wird". So soll auch die Messiaszeit dem ganzen Judentum nichts anders als eine Zeit der Liebe, der Eintracht, der Ruhe und des Friedens, sein, wie sie der Prophet Jesaia so schön schildert.

Der Gegensatz zwischen den Naturei-Karta (gesetzestreue Juden) und den Reformisten oder Nationalisten ist prinzipieller Natur. Die ersteren betrachten das jüdische Volk lediglich als Volk der Thora. In seiner Eigenschaft als Volk Gottes findet es seine Existenzberechtigung unter allen Verhältnissen. Es bedarf hierzu keinerlei Voraussetzungen, wie die eines eigenen Landes und einer eigenen Sprache. Der Wiederaufbau des in heissen Gebeten immer wieder erflehten dritten Tempels ist aber, das ist ihre Ueberzeugung, nicht von Menschenhand, sondern ausschliesslich, von einem Wunder, einem Eingreifen Gottes, zu erhoffen. Sie empfinden nicht so sehr den Schmerz über die Leiden der in der Diaspora lebenden Juden, doch sie verzweifeln niemals sie stellen sich immer unmittelbar unter den Schutz Gottes. Ihre asketische Lebensweise, wird naturgemäss durch das Wetteifern untereinander verstärkt.

Wenn man nun beobachtet, wie das Bildungswesen der Juden im Mittelalter in den verschiedenen Ländern gestaltet ist, so kann man die Tatsache nicht verkennen, dass es überall gewissermassen einen lokalen Charakter trägt. Die Juden haben in der Diaspora eine ausserordentliche Assimilationsfähigkeit, aber auch eine eben solche Impressionabilität bewiesen. Ihre Lebensgewohnheiten, An-

schauungen, Neigungen, Umgangsformen spiegeln den Einfluss ihrer Umgebung wider, dem selbst die Schranken der Religion nicht durchaus haben widerstehen können. Der unter den Arabern wohnende Jude ist Araber, unter Spaniern ist er Spanier, unter Italienern Italiener, unter Deutschen Deutscher. Nach Massgabe dieses Verhältnisses ist es auch mit dem Bildungsgrade bestellt. Derselbe differenziert sich je nach den Staaten und Völkern, in und unter denen Juden wohnen. Wo ein mächtiger Strom geistigen Lebens rauscht, lässt der Jude sich von seinen Wogen fortreissen, und es gelingt ihm überall, das Bildungsniveau und die Charaktereigenschaft seiner Umgebung zu erreichen, zuweilen sogar sie zu überflügeln. Es ist auch Tatsache, dass die Juden, die sich überallhin zerstreuten, sich mit so vielen Volksgruppen vermischt haben und vermischen, dass ihre Merkmale denen derjenigen gleichen, unter denen sie leben oder lange gelebt haben.

Es gibt mancherlei spezifisch jüdische Eigenheiten in Haltung und Kleidung, im sozialen und sittlichen Habitus. Diese ablegen, bedeutet nicht, den Weg zur Assimilation an fremde Bräuche weit öffnen, sondern den gänzlichen Abfall von der Tradition verhüten, der als eine Folge von mit dem Zeitgeist in Widerspruch stehenden Normen eintreten müsste. Der Spruch *Kleider machen Leute* hat hier einen höheren Sinn, denn der lange Rock, in dem sich der traditionelle Jude verschanzt, bietet ihm keinen Schutz mehr für seine Eigenart.

Die Geschichte lehrt uns, dass eine Religion, je älter sie ist, desto grössere Entstellungen und Verschärfungen in den Händen der Priester ausgesetzt war. Ruinen aus alten Zeiten werden uns immer ehrwürdig und ergreifend erscheinen, aber zum Wohnen und zum Arbeiten muss man neue Häuser bauen, die dem neuen Leben und Zeitgeiste angepasst sind.

Ich zitiere hier eine Antwort des zaristischen Ministerpräsidenten Plehwe einem russischen Juden gegenüber, der ihm das Beispiel der europäischen Juden in ihrer günstigen politischen Lage entgegenhielt: „Wenn ihr die Moralität und auch die vorgeschrittene Religiosität der europäischen Juden hättet, dann würden wir ganz anders mit euch verfahren können."

Noch ein zeitgenössischer nichtjüdischer Beobachter schreibt: Die Judenschaft in Europa ist ansehnlich. Ihr Benehmen, besonders derjenigen, welche eine gute Erziehung genossen haben, ist fein und artig; die Vornehmen oder überhaupt diejenigen, welche nach guten Grundsätzen erzogen sind, gehen viel mit Christen um, nehmen gemeinschaftlich mit ihnen an unschuldigen Zerstreuungen teil. Sehr viele tragen ihre Haare ebenso wie die Christen und unterscheiden sich auch in der Kleidung nicht von uns.

Es werden hier nur ganz wenige Beispiele genannt: Das Abnehmen der Kopfbedeckung im gedeckten Raum ist, wenn es auch von den gesetzestreuen Juden als ein Vergehen betrachtet wird, nach „Meharschal" Respons. 72 bekanntlich zulässig. Wenn es trotzdem Leute gibt, die das Tragen der Kopfbedeckung als ein wichtiges Kennzeichen des jüdischen Gottesdienstes empfinden, so liegt der Grund wohl allein an der Forderung des Apostel Paulus, der verlangte, dass die Kirchgänger entblössten Hauptes beteten, weil er sie dadurch am sichersten von den Juden zu trennen hoffte. In einer talmudischen Stelle findet sich der Passus: „Lo jekel et roschi keneged Sha'ar Hamisrach" — „Man darf den Kopf nicht entblössen vor dem Tore des Ostens". Sonst gibt es — meinen bescheidenen Nachforschungen nach — keine biblische Gründe, die verbieten unbedeckten Hauptes zu gehen. Merkwürdig ist auch in diesem Zusammenhange, dass während der Kopf bedeckt wird, die Hände, die man zu Gott emporhob, von Handschuhen entblösst werden mussten.

Weiters z. B. hier in Israel haben wir nur einen Festtag, wo das Goluth zwei feiert, ebenso können sich viele andere Formen des gesetzlichen Lebens der neuen Wirklichkeit anpassen. Sollten die Gesetzestreuen „Assimilation" schreien, so wäre die sachliche Antwort: diese Assimilation ist das Einlenken des Judentums in den Welt- und Menschengeist. Denn ein Staat, der um seine Existenz zu kämpfen hat, darf sich kein Konkordat gestatten. Und noch ein anderer Gedanke, der uns recht vertraut ist, besagt: „Wer sich nie etwas Erlaubtes versagt hat, von dem kann man nicht mit Sicherheit erwarten, er werde sich alles Unerlaubte versagen."

Bei aller Liebe zum eigenen Volke verurteilen wir jede pro-

vozierende Handlung und es darf keine chauvinistische, sittliche, religiöse, aber auch keine soziale Schranke geben. Denn Gott ist keine Personifikation einer zur höchsten Potenz erhobenen Volksenergie, sondern ist „Allwille, Allerbarmer, Allwirker", der da Gnade erweist und Tausenden vergibt Sünde und Fehl.

„Orthodoxbewusste" Kreise werden mir sicherlich den Vorwurf machen, mit meinen freimütigen Zitaten einen weiteren Beitrag zur „Ueberschreitung der Verbote" geleistet zu haben. Tatsächlich helfe ich mit dieser kritischen Analyse die Geisteshaltung zu erleichtern, wobei ein Umdenken sich einstellt, welches verhindert, dass das weitere Vergehen nicht mehr den Verboten widerspricht.

Wir dürfen heute diese Fehler, die unsere Erzväter begingen, nicht wiederholen. Wurden denn nur die Juden von mächtigeren Völkern besiegt? Warum traf die von den Römern besiegten Griechen nicht dasselbe Schicksal? Auch nach Titus' Siegen blieben noch Juden genug in Palästina, um weiterleben zu können, nachdem der Sturm vorbei war. So haben ja die Griechen getan. Warum haben die Juden nicht den Versuch unternommen, sich auf eigenem Boden den geänderten Verhältnissen entsprechend einzurichten. Warum zogen sie es vor, den Wanderstab zu ergreifen? Und wie wanderten sie! Nicht um ruhig, in materieller Sicherheit zu leben, sondern um in Armut zu vegetieren. Also bot die Auswanderung keine materiellen Vorteile. War es nicht richtiger, sich zäh an die Heimatscholle zu klammern und ruhig das Ende des Sturmes abzuwarten? Wie kam das damalige Judentum, das so innig mit dem Zionshügel verknüpft war, dazu, ihn — wenn sie sogar an eine baldige Rückkehr gehofft haben — zu verlassen? Der heutige Jude kennt keine Uebergänge: er schafft entweder Göttliches oder vernichtet alles Göttliche; er ist der verstockteste Rückschrittler oder der heissblütigste Umstürzler, der hartnäckigste Aufbauer oder der schreckliche Zerstörer. Die Leiden des letzten Krieges haben ihn zum Kämpfer, zum Helden gemacht.

Eben jetzt, wo die Not am höchsten, ist auch das Heil am nächsten. Das sollen die jetzt schwer Bedrückten zu Trost und Ermunterung sich gesagt sein lassen. Sie werden das ererbte Land

besitzen immerdar. Es gilt nicht zu verzweifeln, sondern an dem Glauben festhalten, dass Gott sein Volk auch durch diese — die viellecht die letzte ist — Trübsale, doch führen werde zu Glanz zu Herrlichkeit.

Jetzt muss das Judentum der ganzen Welt, insbesondere unsere Brüder in den Vereinigten Staaten von America, die das grösste Judenreservoir dort bilden, die tiefe und unzerstörbare Bindung mit dem Staate Israel als eine strenge Verpflichtung begreifen und Opfer bringen, nicht bloss durch Bekenntnis, Urkunde Abgabe oder Magbith; denn das kann bei weitem in der Stunde der Gefahr nicht genügen. Wir leben in einer Welt der aussergewöhnlichen Unsicherheit und Gefahren. Denn das Schiksal des Weltjudentums hängt viel vom zukünftigen Schicksal Israels ab. Wenn aber alle zu ihrer Verteidigung zusammenstehen, dann mögen die Wege noch so gefahrenreich, die Hindernisse noch so gross sein. Wir könnten dennoch voller Zuversicht in die Zukunft schreiten.

Nicht minder nötig ist jetzt die Unterordnung der Einzelwillenskräfte zum Heile eines grossen Gesamtwillens, dessen Begriff "Staat" über alle anderen Begriffe, wie Partei und Tradition, triumphierend die Oberhand gewinnen soll. Auch Dr. Theodor Herzl hat den Weg zu ihm gezeigt, als er feststellte. dass es der Juden Hauptunglück sei, seit dreitausend Jahren keine einheitliche Politik geführt zu haben. Und ein ander Mal sagte er: "Es gilt, die Juden wieder zur Führung einer Politik grossen Stils, im Weltformat, zu befähigen."

In diesem Zusammenhange wäre noch ein Punkt zu berühren, nämlich, dass wir die Vermittlung zwischen Okzident und Orient in kommerzieller Hinsicht übernehmen. Die Behauptung, die Juden hätten in ihrer besten Zeit niemals eine eigentlich staatenbildende Kraft gehabt, sie seien also jetzt, nach einer Jahrtausende währenden Entwöhnung ganz gewiss nicht mehr in der Lage, einen selbständigen Staat zu errichten, hat sich nicht bewahrheitet.

Der Staat Israel, obwohl er nicht zu den grössten Ländern gehört, hat ihn seine geschichtliche Vergangenheit zu einem der interessantesten Länder der Welt werden lassen. Viele Staaten

verfolgen aufmerksam, wie der Aufbau unseres Landes vor sich geht. Sie erwarten in der Entwicklung dieses alt-neuen Staates irgend ein mysteriöses Novum.

Bezeichnend für diese Behauptung ist die Aeusserung des vor einiger Zeit im Lande weilenden Viscount Stangate und Frau, der ein einflussreicher englischer Politiker ist. Er ist der Sohn von dem bekannten Parlamentarier und warmen Freund jüdischer staatlicher Bestrebungen, Josia Wedgwood. Bei dem Empfang zu Ehren des illustren Paares hielt Lady Stangate eine interessante Ansprache. „Vier Dinge sind es, sagte sie, die unsere Phantasie in diesem Staate am stärksten gepackt haben: das Volk, das Land, die Sprache und das Buch der Bücher. Diese vier bilden aber eigentlich eines." Dann fuhr sie fort: „Ein englischer Professor sagte einmal, Englisch sei die Sprache des Handels, Französisch die der Diplomatie, Italienisch die der Liebe, Hebräisch hingegen sei die Sprache der ewigen Wahrheiten, der feierlichen Offenbarungen sowie der prophetischen Visionen und ihrer Erfüllung."

Es wäre zu wünschen, dass Jerusalem nicht nur die Metropole des Landes, sondern aller Länder wo Juden wohnen, sein soll, und dessen Rabbiner ein von den Sfardim und Aschkenasim gewählter, bestellt werde, wobei seine Autorität von den Juden in der ganzen Welt — wie der Seelenhirte Roms- anerkannt würde. Wäre dieser Rabbiner die geniale Persönlichkeit und besässe er das heilige Pathos unserer Propheten, so könnte er die Reformen schaffen, welche die Zeit erfordert. Dann würde sich von neuem bewahrheiten die alte Lehre: „כי מציון תצא תורה, ודבר ה' מירושלים." (Wieder wird von Zion das Licht nach allen Ländern ausstrahlen).

Das einigende Band zwischen den zersprengten Gliedern des Volksorganismus war und blieb die Thora.

Wenn wir uns weiter fragen, wie wir über die Zukunft der Wirtschaftsform unserer Staatsführung denken, so lautet unsere bescheidene Antwort, dass wir alles Gute nur von unserer Einigkeit erwarten. Wir dürfen nicht künstlich Klassengegensätze schaffen.

Da die Aufbauer unseres Staates sich als Grundlage der Staatsform den Sozialismus gewählt hatten, veranlasst dies uns, zu prüfen, ob diese Orientierung ganz mit der Tradition des Judentums in Einklang gebracht worden ist.

Wie bekannt, wurden die Juden von der einen Seite als hochkapitalistisch und plutokratisch gebrandmarkt und noch mehr als Streber nach einer jüdischen Weltmarktbeherrschung verschrien. Auf der andern Seite wurden sie als Marxisten und Kommunisten bekämpft und verfolgt.

Das System und Ziel der sozialistischen Bewegung ist, eine neue Lebensform zu schaffen. Ihr Kampf gilt der Zusammenballung des Kapitals in wenigen Händen und der damit verbundenen Ausbeutung der Arbeiterklasse. Die Verwirklichung dieses Zieles soll durch eine weitgehende Sozialisierung aller Betriebe erfolgen oder durch eine vom Staat ausgehende geregelte und kontrollierte Planwirschaft. Nicht nur die Arbeiterparteien — die nebenbei untereinander eine Konkurrenz führen, wobei jede für sich die Mehrheit gewinnen will — auch die übrigen Parteien folgen dieser Auffassung bis zu einer gewissen Grenze. Denn auch die sogenannten „bürgerlichen Parteien" verwerfen die einseitige Kapitalsbildung unter Ausnutzung der Minderbemittelten aufs Schärfste. Aber sie treten auch für die Privatinitiative und den Schutz des Privateigentums ein und wenden sich damit gegen alle städtischen kollektivistischen Wirtschaftstendenzen.

Man betrachte die Geschichte des Sozialismus von Hauptstandpunkt aus. Die einzige Wirklichkeit, die in dieser langen Geschichte zu gewahren ist, ist die sogenannte soziale Gesetzgebung, das Arbeiterschutz- und Versicherungswesen, die jeder Mensch begrüsst. Die übrigen Punkte hingegen werden vom israelischen Sozialismus je nach Bedarf angewendet.

Sie haben das Privateigentum öffentlich als von Gott verliehenes und darum heilig unantastbares Gut verkündet. Das Judentum kennt daher keine durch gewaltsame Deportierung erzwungene Expropriation nach sowjetrussischem Muster. Sie betrachten den Erwerb von Reichtum keineswegs als unmoralisch, sofern er ehrlich und ohne Ausbeutung Anderer erworben worden

ist. Sie sehen im Reichtum einen besonderen Segen des Himmels für den Fleissigen und Tüchtigen, und erkennen daher die Mitte zwischen Reichtum und Armut als das Lebensheil und Schicksal des Menschen. Ebensowenig gilt ihnen die Armut als eine gesellschaftliche Degradierung. Sie kennen den Begriff eines geistigen und materiellen Proletariats überhaupt nicht, sondern stellen im Gegenteil den Erfahrungssatz auf, dass geistige Kraft sich meistens von dem Boden der Armut erhebt. Schliesslich liegt es nicht im Interesse der Menschheit, dass man der Leistung des Fähigen und Wagemutigen in seiner Entwicklung Fesseln lege. So widerspruchsvoll es erscheint, die Gründe hiefür liegen nur auf ethischem Gebiet.

Wir haben es erlebt, dass der heute Gebende ein morgen Empfangender sein kann, und dass Glück keine Ehre, Unglück keine Schande sein darf.

Der Klassenkampf als Idee ist ein Schlagwort des Sozialismus und Kommunismus und dient nur dazu, eine Spaltung hervorzurufen. In Wahrheit gibt es unter den Juden keine Klassengegensätze, sondern nur Klassenunterschiede, die in der heutigen Gesellschaftsstruktur — wo der Lebensstandard der sogenannten Poalim fast höher als des Mittelstandes ist — leicht überbrückt werden.

Hierauf gibt uns der Pentateuch (Devarim 5.29.) den Prophetenspruch: "Lo tasiru jamin usmoel" (Du sollst weder nach rechts noch nach links abweichen). Aehnliche Stellen gibt es noch viele auch im Talmud.

Der Sozialismus im jüdischen Staate mit seiner Haupt- und Residenzstadt Jerusalem, mit ihren zahlreichen historischen Heiligtümern, von der die Lehre ausging über Israel zu den Völkern, sollte eher auf sittlich idealer statt materieller Grundlage aufgebaut sein. Seine Ideologie soll ausser sozial auch national mit religiösem Eifer betrieben werden.

In unserer Zeit sind es ebenfalls die unleugbar vorhandenen prinzipiellen Gegensätze, welche der Spaltung Vorschub leisten; denn Rezeptionen und Konzessionen gegenüber haben sich in Kulturländern auch die Orthodoxen und Reformer nicht unzugänglich

gezeigt. Die Verfechter einer weit gehenden Reform bemühen sich durch Deismus und Naturwerk die traditionell-religiöse Lebensweise auszufüllen. Sie meinen, dass im Zeitalter der neuen Erkenntnisse und der fortschreitenden Technik der Kindheitsglaube keinen Platz mehr hat. Was bleibt aber, wenn so ziemlich alles in Frage gestellt wird, was dem Juden früher einmal eine moralische Stütze war?

Die Spaltung an sich ist auch viel weniger zu beklagen, als die gehässigen Inkriminationen, mit denen sich die Parteien gegenseitig bekämpfen. Diesem verderblichen Zwiespalt entgegenzuarbeiten, ist die Aufgabe aller einsichtigen Männer im Lande.

Es darf somit keine Kampfansage geben gegen Bürger, Arbeiter, Fromme, Freigeister und sogar gegen solche, die nach aussen als Kapitalisten gelten. Wir wollen im heiligen Lande keinen Kapitalismus, keinen Sozialismus und am allerwenigsten den Kommunismus. Wir wollen auch keine Schilder mit Riesenlettern wie Arbeiterbank, Arbeiterkoorperativen, Arbeiterberatungsstelle, Arbeiter-Schikkunim. Was wir ja wollen ist, keine Bevorzugung der Parteizugehörigkeit, persönliche und politische Freiheit, כל ישראל חברים.

Die Forderung als leitende Idee der Sozialpolitik soll als Gesellschaftspolitik des gerechten Wohlstandes definiert werden. "Wettbewerb soweit wie möglich." Eine verbesserte Einkommenverteilung sei bereits ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu einer verbesserten Vermögensbildung.

Wir wollen ein Volk von Brüdern sein, in einem Lande, in dem jeder von seinem Platze aus freudig zum eigenen Nutzen und zum Wohl der Gesamtheit schafft. "Freie Bahn dem Tüchtigen:" Gewissensfreiheit für jedermann! Kein Druck, der nur Gegendruck erzeugt! Ehrlichkeit im Handel und Wandel, gemeint ist pünktlich und solide! Respekt vor dem Geiste! Recht und Gerechtigkeit! חסד ואמת sollen unsere Losungen sein.

EINZELBEITRAEGE UND PHOTOGRAPHIEN

I.

CHAIM KREISEL s.A.

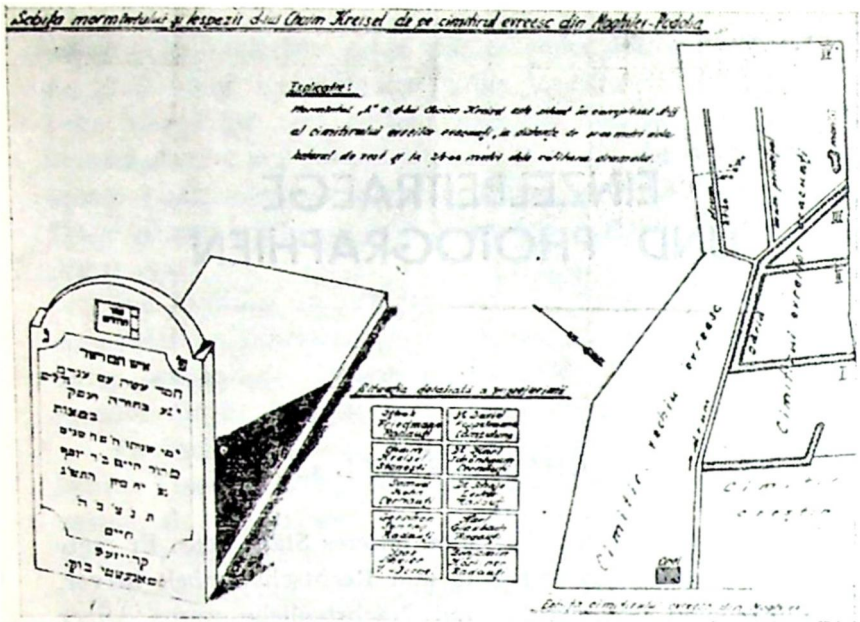
war eine der angesehensten Gestalten unseres Städtchens. Er ragte durch seine vornehme Herzensgüte und Rechtschaffenheit hervor. Seine angeborene Gemütsruhe und Nächstenliebe waren seiner Umgebung und ihm zum Segen. Geschätzt und geehrt von seinen Bekannten, blieb er ein Sinnbild der Schlichtheit und Güte. Die Erziehung seiner Kinder (vier Töchter und ein Sohn, die heute in Israel leben) kannte weder Strenge noch Härte. Charakteristisch für sein Wesen war sein Ausspruch, dass er wohl vier Töchter habe, aber doch nur eine Rifkale, eine Pninale, eine Luzzile und eine Elsale.

Seine Lebensweisheit schöpfte er aus der Talmudlehre, die er pflegte, aber auch die deutschen Klassiker waren ihm nicht fremd.

Sein Los war leider dem aller Bukowiner gleich. Er fand, nach den Unbilden des Lagers, seine ewige Ruhe am Friedhof von Mogilew in der Ukraina.

Ein Bild von ihm ist uns leider nicht geblieben, sein Andenken wird uns allen zum Vorbild dienen. Geblieben ist nur die Photographie seines Grabmals.

Seine Frau SARAH s.A., die das Bild der Ruhe und Güte ergänzte, war ihm treue Gefährtin in Freud und Leid. Sie kehrte



Grabmal des Chaim Kreisel
in Moghilew, Transnistrien



Sara Kreisel

als Witwe vom Lager zurück, kam später zu ihren Kindern nach Israel. Sie fand ihre ewige Ruhe am Friedhof von Naharia.

Selig sei deren Andenken!

Pnina Yakob geb. Kreisel.

II.

BENNO DRUCKMANN

Es sind schon 20 Jahre verstrichen, seit dem wir unsere Eltern zum letzten mal gesehen haben, aber alles, was mit ihnen in Zusammenhang steht, bleibt uns in lebendiger Erinnerung. Das Elternhaus, die Nachbarn, Freunde und selbstverständlich Stanesti, der Ort, in welchem wir unsere Kinderjahre und Jugend verbracht haben.

Unser Vater Baruch (Benno) Druckmann kam schon im Jahre 1913 als Gemeinde-Sekretär nach Stanesti aus Wiznitz, wo er im Jahre 1883 geboren wurde. Er nahm regen Anteil am öffentlichen Leben in Stanesti und bekleidete u.a. auch die Posten als Matrikenführer und Kultussekretär. In dieser Eigenschaft war er in der Lage, den Juden der Umgebung von insgesamt 13 jü-



Sabina und Baruch Druckmann

dischen Gemeinden zur Erlangung der Staatbürgerschaft zu verhelfen. Er kämpfte jahrelang, um die Matriken in jüdischen Händen zu bewahren, und es gelang ihm auch bis jetzt.

Unsere Mutter Sabine Druckmann, geboreneFriedmann (im Jahre 1895) kam nach Stanesti aus Czernowitz und schon nach kurzer Zeit erfreute sie sich allgemeiner Beliebtheit. Sie war eine wirkliche "Eschet-Chail" und von jedem geehrt und annerkannt. Sie war ein moderner Mensch und doch jüdisch-national. Sie war Mitgründerin der "Witzo" in Stanesti und langjährige Vize-Präsidentin des "Zion-Vereins", dem sie unsere Wohnung zur Verfügung stellte.

Unser Vater konnte ausser Deutsch und Rumänisch auch Griechisch, Lateinisch und Ukrainisch, unsere Mutter Französisch.

Wir hatten eine grosse Bibliothek, und schon als kleine Kinder wurden wir von unseren Eltern zum Lesen angespornt. Sie halfen uns auch beim Studium. Unser warmes, liebes Heim nahm ein tragisches Ende mit dem Einmarsch der Deutsch-Rumänischen Truppen im Julie 1941.

Unser Vater wurde zusammen mit vielen Stanestiern am 5. Juli 1941 (11 Tamuz) am Keba-Berg erschossen.

Sigi Duniu und Ludi

III.

IDEL OSTERER

Ethel, geb. Schärf und Idel Osterer, eine als angesehene bürgerliche Familie im Städtchen Stanesti, Inhaber einer Wassermühle und Landwirtschaft. — Die Familie führte ein bürgerliches Leben und war stets bestrebt, ihren 5 Kindern eine gute Erziehung zu geben. Herr Osterer stand unter dem Einfluss der Czortkower Rabbiner-Dynastie; trotzdem herrschte im Hause eine zionistische Aera und die Kinder lernten von frühester Jugend beim Ivritlehrer

Presser die Hebräische Sprache. Ein Geist von sozialer Fürsorge herrschte im Hause. Frau Osterer übernahm von ihrer Mutter den Minhag, verliess jeden Freitag um 3 Uhr morgens das Haus, sammelte bei reichen Leuten Chale und verteilte diese unter strenger Diskretion, an Notbedürftige für Schabbat.

Zwei arme Nachbarfamilien wurden voll und ganz von dieser Familie fast allein erhalten. Wachte bei Betten kranker Leute und stand immer mit Rat und Tat zur Seite. Leider wurde sie von einem frühen Tode betroffen. Der Kummer dass ein Teil ihrer Kinder nach Transnistrien verschleppt wurde, beschleunigte das Ende. Eine Tochter ist jenseits des Bug umgekommen, und der Jüngste kam aus Russland nicht zurück. Als die Familie bei den Unruhen das Haus plötzlich verlassen mussten, dachte meine Mutter nur daran die 12 Meter Leinwand für Totenkleider mitzunehmen. Vor dem Tode vergass sie auch nicht Ihren Sohn zu verpflichten, das Kaddischgebet zu verrichten. Sie starb in Czernowitz im Jahre 1942.

Herr J. Osterer, beschäftigt mit der Leitung der Mühle und der Wirtschaft, tat auch das Seinige auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge. Nicht einer wurde für den Winter mit Holz versorgt. Er errichtete im Hause von Anczel Schneider eine Achsania für arme Leute, die von Dorf zu Dorf zoegn, um zu übernachten.

Als einmal ein Bürger nach einer schweren ansteckenden Krankheit starb und sich niemand mit seiner Beerdigung befassen wollte, ging er als Einziger ins Haus, unter der Losung מת מצוה und tat das Nötige bis zur vollen Bestattung.

Auch bei freudigen Anlässen stellte Herr Osterer den Mann. Als er bei einer Hochzeit erschien und zusammen mit seinem Neffen, Aron Osterer, dem Sohn seines Bruders Hersch Haim Osterer, einen Broges-Tanz inszenierte und sich dabei mit einem Fingerpfiff begleitete, war dies die schoenste Attraktion des Abends. Er genoss ein grosses Ansehen und wurde immer von christlichen Nachbarn verehrt. Er starb im 78 Lebensjahr in Haifa und hinterlies 2 Toechter und einen Sohn, die in Israel leben.

Anczel Osterer

IV.

EIN MENSCH, DEN MAN NICHT VERGISST.

Unterstanestie, der Ort, in dem ich gross wurde, war ein blühender Marktflecken mit einem Bezirksgericht. Dieses war der grösste Bau des Ortes. In den oberen Etagen fungierten die Richter für Zivilrecht und für Strafrecht und der Gerichtsvorsteher. In der unteren Etage waren das Grundbuchsamt und das Steueramt, auch Intabular genannt, wurde vom Grundbuchsdirektor Moritz Nervin, meinem sel. Vater geleitet. Von ihm will ich erzählen.



Lora Nerwin



Moritz Nerwin

In diesem Grundbuchsamt bin ich als Kind ein und aus gegangen und bin immer von der Persönlichkeit meines Vaters beeindruckt worden. Einmal waren gleichzeitig viele Leute eingelassen worden und haben bald vergessen, wo sie sich befanden, so laut unterhielten sie sich. Mein Vater, der den ganzen Tag über am Schreibtisch sass, erhob sich schwer und richtete seinen Blick auf die lärmenden Leute. Dies genügte, um die Ruhe wieder herzustellen. Er war gefürchtet, geachtet und geliebt. Er hatte seine Laufbahn beim k.u.k. oesterr.- ungar. Militär begonnen (bei der Kavallerie im Ulanen-Regiment als Dauerdiener durch 12 Jahre. Von dort wurde er ans Bezirksgericht Stanestie berufen. Er begann daselbst als Kanzlist, brachte es zum Offizial, wurde später Oberoffizial und zum Schluss Direktor. Seine Stellung bei der Arbeit war vorbildlich, sein Vorgesetzter, ein Judenhasser, war immer nett zu meinem Vater und respektierte ihn.

Mein Vater war ein kräftiger Mann, der vor nichts und Niemandem Furcht hatte. 1914, als der erste Weltkrieg begann und Gerüchte im Umlauf waren, dass die Russen im Anzuge wären, musste mein Vater die Grundbücher und andere Urkunden bergen. Der Platz wurde mit einer Mauer versehen, damit niemand das Versteck finden könne. Meine Mutter stand am Fenster und wusste nicht, was zu machen. Alles floh, und sie blieb alleine mit beiden Kindern. Zur Beruhigung schickte mein Vater regelmässige Botschaft, er käme bald. Die Kugeln pfiffen schon über dem Dach und als er dann schliesslich kam, und zwar mit einem requiriertem Zweispänner, da waren es seine Nachbarn, denen er Plätze anbot, bis kein Platz mehr für ihn übrig blieb, und mein Vater den Weg der Flucht zu Fuss zurücklegen musste. Erst nach einer Woche trafen wir wieder mit ihm zusammen. Heute erst verstehe ich sein Verhalten. Er fühlte sich verantwortlich für die schwachen Zivilisten, und darum gab er ihnen das Vorrecht. Er brachte uns nach Wien, ordnete uns ein und verliess uns, um das Grundbuchsamt, oder, besser gesagt, das Vermögen Anderer zu hüten. Er erzählte uns nachher, wie er sich gemeinsam mit den Grossgrundbesitzern Fischer und Osterer verköstigt hat. Sie kochten sich ihr Essen alleine und hatten unter sich die

Rollen verteilt. Herr Kalman Fischer war der Milchkoch. In dieser Zeit war meine Mutter mit uns in Wien, Als uns der Vater besuchte, waren wir alle unterernährt, und so beschloss er, uns nachhause zu nehmen. Hier war alles geplündert, und meine Eltern mussten von vorne anfangen, einen Haushalt aufzubauen.

Dann kamen die Rumänen ans Ruder. Alles wurde in der Bukowina romanisiert. Mein Vater hatte es leicht, da er die rumänische Sprache beherrschte. Wie es ihm im Herzen war, davon wurde nie gesprochen, denn einem Staatsbeamten war es nie erlaubt, eine eigene politische Meinung zu haben. Er war eingeschworen, seinem Staate zu dienen, und Politik überliess er den Staatsoberhäuptern.

Mein Vater war einmal auf dem Wege nach hause zur Mittagspause unterwegs von einem Pferd gebissen worden. Es gehörte einem der Bauern, die aus den Wäldern der Umgebung Holz brachten und zur Bahn beförderten. Mein Vater liess den Bauern rufen, um ihm vorzuhalten, dass er einem bissigen Gaul einen Maulkorb aufsetzen müsste. Der Bauer wurde frech, lachte meinem Vater ins Gesicht und sagte: "So ein Jude, ein Angsthase, fürchtet vor einem Pferd". Da habe ich meinen Vater in Zorn kommen sehen. Er schrie, dass der Bauer erzitterte und automatisch in die Knie ging: "Du Niemand, Du hast in Deinem ganzen Leben nicht so viele Pferde gesehen, wieviele ich geritten habe, aber keine bissigen, das wird Dich teuer zu stehen kommen." Massen an Bittstellern haben dann unser Haus bestürmt, um meinen Vater zu erweichen, dem Bauer zu verzeihen. Und als es dann soweit war, schloss er das Ereignis mit den Worten: "Du solltest Dir erst den Mund waschen und dann Dich selber einer Reinigung unterziehn, bevor Du das Wort — Jude — aussprichst." Sein früher Tod hat ihn zum Glück vor den kommenden Judenverfolgungen verschont.

Mein Vater war handwerklich sehr begabt. Ich erinnere mich, dass ein Gutsbesitzer der Umgebung sein Jagdgewehr das ihm sehr wichtig war, zu meinem Vater brachte, er möchte es doch ansehen, es war von einem Spezialisten als unreparabel erklärt worden. Mein Vater hat so lange daran herumgearbeitet,

bis er es in Ordnung brachte. Wie begeistert dieser Mann war, ist kaum zu beschreiben. Mit theatralischer Geste schrie er: "Moritz, das schönste Geschenk zur Hochzeit Deiner Tochter bekommst Du von mir!

Es wurden oft Bälle zu wohltätigen Zwecken veranstaltet. Da ist mein Vater verschiedentlich gebeten worden die Bühne für die Dilettantenvorstellungen dekorieren zu helfen. Denn keiner hatte so gute Vorschläege und Einfälle wie er. und mein Vater verstand es, mit einigen Worten, einem Gleichnis, einem Witz und dergleichen die Stimmung anzufachen.

Mein Vater war Vorsteher der Exekutionsabteilung, und es war ihm oft sehr peinlich, bei Bekannten eingreifen zu müssen. So hat er meist durch kurzfristige Anleihen ohne Zinsen aus eigener Tasche den Betroffenen aus der Kalamität geholten. Mein Vater war immer bereit, zu helfen und hatte sein Motto: "Wo ein Wille, da ist auch ein Weg!" Er war von früh bis abends voll beschäftigt, nach der Gerichtsarbeit übte er immer eine Nebenarbeit aus. Er bastelte einen Vervielfältigungsapparat, druckte und vervielfältigte Formulare für Urkunden und dergl. Erst für seine Arbeit und dann für die Advokaten des Ortes. auch Einladungen zu Veranstaltungen wurden bei ihm bestellt. Ganz zum Schluss kam noch eine Arbeit dazu, und zwar nach dem Tode meiner Grosseltern, die eine Sodawasserfabrik hatten, führte meine Mutter diese weiter. Die Zubereitung aber war die Arbeit meines Vaters. Nach all der Arbeit war er immer noch bereit, in Gesellschaft zu gehen und auch dort seinen Mann zu stellen.

Wir Kinder sind oft mit Mutter und Vater mitgekommen, und ich habe oft gesehen, wie man meinen Vater zum Trinken aufgefordert hat. Bei den oberen Zehntausend war es nun mal so, dass eine Absage einer Ehrenbeleidigung gleichkam. Auch da bewies er, dass ein Jude alles kann. Er hat sich nie unter den Tisch trinken lassen, auch habe ich ihn nie betrunken gesehen. Er war so ausgeglichen im Umgang mit Nichtjuden infolge jahrelanger Zusammenarbeit mit ihnen, und trotzdem wäre es ihm nie eingefallen, sein Judentum zu verleugnen.

Im Laufe seiner Militärzeit war er immer der einzige Jude.

Und im Dorfe Klakutschka, in dem er geboren wurde, war er es auch. Schon als Junge wusste er, sich Achtung zu verschaffen, bis es sich herumsprach, mit Moschko wäre nicht gut anzufangen, denn wo seine Hand hinhaut, wächst kein Gras mehr. Er verstand es, obwohl auf sich alleine gestellt, sich seiner Nation, seinem Volke, Ehre zu verschaffen, und dies verlangte er auch von seinen Volksgenossen. Mir scheint, er wäre mit unserem Staat Israel zufrieden gewesen und mit den Menschen, die bereit sind, alles dafür zu geben, diesen Staat zu erhalten.

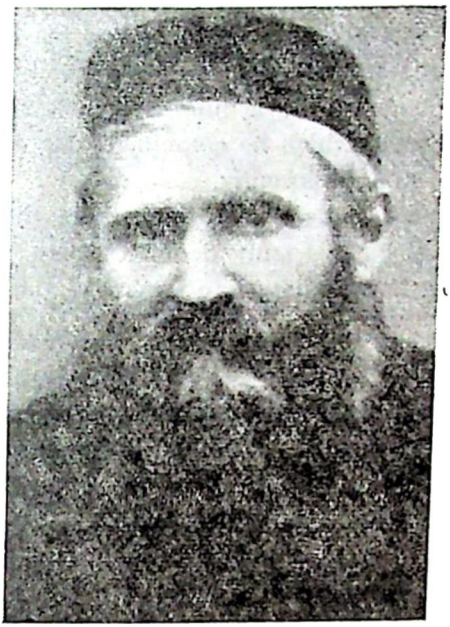
Es war einmal ein Dorf durch einen Brand völlig ruiniert worden und die Einwohner verarmt. Sie waren auf Unterstützungen angewiesen. In der Synagoge versammelten sich viele Bürger, um eine Hilfsaktion zu organisieren. Mein Vater nahm an der Versammlung teil. Als er nach Hause kam, fragte meine Mutter nach der Höhe seiner Spende. Ich hörte, meine Mutter ausrufen, dass das unsere Verhältnisse übersteige, da antwortete mein Vater, es wäre notwendig, dass mit einem grossen Betrage geholfen würde. Da man als ersten an ihn herantrat, war der Erfolg der Sammlung von ihm abhängig gemacht worden Die grossen Geldmänner konnten nicht die Hälfte geben, sie mussten das doppelte oder das dreifache von dem geben, was ein Beamter gegeben hatte, um ihr Gesicht zu wahren. Dadurch ist der Betrag aus Stanestie gross geworden; auch die anderen Gemeinden nahmen sich ein Beispiel daran, und dem Dorfe ist geholfen worden. Er war ein guter Menschenkenner und hat in diesem Falle die Mentalität der Reichen zum Vorteil der Armen ausgenützt.

Mein Vater war mit allen Jung und Alt Reich, und Arm auf gutem Fuss, er war ein oft gewählter Friedensrichter. Sein Urteil war immer gerecht und wurde auch immer von beiden Parteien anstandslos akzeptiert. Er war nicht religiös, ging aber zu den Hohen Feiertagen in den Tempel. Er kannte den Talmud auswendig und wusste mit dem Rabbiner Hager s.A. über Fragen der Heiligen Schrift zu debattieren, ohne müde zu werden.

Zu seinem Leichenbegängnis waren alle Stanestier und Umgebung gekommen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Die höchste Ehre, ein Hesped, vor dem Tempel wurde ihm zuteil.

So war sein Wirkungsfeld nach aussen, sein Verhältins zur Familie unserer Mutter gegenüber gehört nicht in diesen Rahmen.

Lili Holz geb. Nervin



Chaim (Sindel) Süssmann

SINDEL SUESSMANN

Mr. Josef Schapira
Givataim
Rechov Zahal 10
Israel

Dear Mr. Schapira:

Within the little book you will find a photograph of my grandfather, Chaim (Sindel) Süssmann, who was one of the distinguished citizens of Unterstanesti. He died in 1916 of an

injury, at the age of 60. He was quite a talmudic scholar and a direct descendant of Rabbi Moshe der Kitaver (Kuty) from whom he had inheriteda valuable library of books in the Cabbalah and the Talmud. Unfortunately we were unable thus far to recoup these annotated important works. They seem to have been destroyed in the holocaust of the second World War.

My grandfather was not only a student of Hasidic literature but an amazing autodidact. Despite his isolation in this forlorn little village of Unterstanesti he acquired a good reading knowledge of Latin and Greek, which he combined with a deep understanding of theology and philosophy.

I am happy indeed to be able to contribute these few lines to the blessed memory of this truly dedicated man who, in spite of his delimited situation, managed to aspire to the great things in life.

With best wishes, I am,
Sincerely yours
Dagobert D. Runes

SELBSTBIOGRAPHIE DES VERFASSERS

Ich weiss wohl, dass dies meinerseits vielleicht auch eine Selbstüberhebung ist, aber ich bin von anderen Stanestier auf diese Idee gebracht worden, dass auch ich ihrem Beispiele folgen soll, die Geschichte meines Lebens im Gedenkbuch beizuschliessen.

Eine Ahnentafel kann ich nicht aufstellen, weil meine Grosseltern väterlicherseits in Russland geboren sind, und der Grossvater Chaim Lippa Schapira schon als achtjähriges Kind aus Russland nach Skala am Zbrucz, Oesterreich gebracht wurde, damit er nicht von den Russen gewaltsam in ein Militär-Kinderinstitut zur Ausbildung von Berufssoldaten auf die Dauer von 25 Jahren verschleppt werde. Ueber seine Abstammung konnte ich nur erfahren, dass der Urgrossvater in Kiepin Russisch-Podolien Rabbiner war, welche Ortschaft ich im ersten Weltkriege aufsuchte, ohne jedoch Näheres erfahren zu können. Er liess sich in Stezowa, das zwischen Sniatyn und Horodenka liegt, mit seiner Frau Golde Beile nieder, wo er eine Schenke und ein Einkehrhaus hatte, dort pflegten fast alle Stanestier Baalei-Gules und Kaufleute einzukehren und zu übernachten. Dortselbst kam auch mein Vater zur Welt. Er genoss eine echt jüdische Erziehung. In der Familie war es Sitte, nach Erez-Israel zu pilgern, wenn man alt wurde und die Kräfte zu schwinden begannen. Der Grossvater teilte diese Auffassung vom Leben und vom Tode. Er trat Ende des neunzehnten Jahrhundertes im Alter von ungefähr 70 Jahren die Reise an und verbrachte in Safeth seine letzten Jahre. Er starb dort zur Zeit des ersten Weltkrieges.

Aehnlich ist es auch dem Grossvater meiner Frau, Dugie Melzer, ergangen.



Chaim Lipa Schapira



Pinem Schapira



Josef Schapira

Bruno und Juwal Schapira





Die Grosseltern mütterlicherseits Uscher Selig und Reizie Birnbaum wohnten in Stanestie. Er hatte eine Mühle und eine Schenke in Pacht. In den letzten Jahren erblindete er und musste von mir am Samstag und bei sonstigen Anlässen an der Hand geführt werden. Von chassidischer Seite wurde gesagt, diese Strafe sei ihm von einem Wunderrabbi zugefügt worden, weil er in der Jugend ein Mitnaged gewesen war. Beide Grosseltern führten ein glückliches Eheleben, erreichten ein hohes Alter; sie starben nacheinander in Intervallen von drei Monaten, wie sie es sich bei Lebzeiten oft im Stillen gewünscht hatten

Die Heirat meiner Eltern fand im Jahre 1890 in Stanestie statt. Meine Eltern übernahmen die Pacht der Mühle und die Schenke. Reichtümer besassen sie nicht, aber Gottes Segen waltete über ihrem Haus, so dass es ihnen möglich war, in Wohlstand und Behaglichkeit zu leben. Aus Gesprächen von Erwachsenen, die ich als Kind belauschte, erfuhr ich, dass das Haus meiner Eltern eine Stätte der Zufriedenheit war.

Die Eltern gehörten einander in Liebe, Treue und aufopfernder Hingebung an. Selten hatte man ein so schmuckes und glückliches Paar gesehen. Die sel. Mutter zeichnete sich durch Liebenswürdigkeit und Herzensgüte nicht minder aus, als durch Schönheit. Sie war im Orte im Rahmen ihrer Möglichkeit als Wohltäterin bekannt. Im Jahre 1894 zerbrach der Schnitter Tod diesen Herzensbund, als die Cholera in der Bukowina wütete. Meine Mutter erlag in blühendem Alter von dreiundzwanzig Jahren der Seuche.

Mein Vater war ein scharfblickender, weltkluger Mann, der sich auch zu jener Zeit erfolgreich um profanes Wissen bemühte und für die Weltereignisse Interesse und Verständnis hatte. Er wurde für drei Jahre zum österreichischen Militärdienst eingezogen, wo er sich eine Krankheit zugezogen hatte, an deren Folgen er bis zu seinem Hinscheiden laborierte.

Am 21. Adar 1898 war Stanestie um einen seiner verdienstvollen Mitbrger und ich um einen sorgenden Vater ärmer. Einen Tag vorher wurden in der grossen Synagoge Thillim gesagt und Gebete um Heilung von der schweren Krankheit verrichtet. Am

erwähnten Tage wurde der junge, kaum dreiunddreissigjährige Vater unter Beteiligung eines für Stanestie seltenen Trauergeleites, an dem auch prominente Nichtjuden Anteil nahmen, zur ewigen Ruhe gebracht.

Es war hart, am Wintermorgen bei Schnee und Frost bei Sonnenaufgang und jeden Abend bei Sonnenuntergang ein Jahr als sechsjähriger Knabe in die Synagoge zu gehen, um das Kaddischgebet nach dem Tode meines sel. Vaters zu sagen.

Mein unvergesslicher Vater — denn an die Mutter kann ich mich nicht erinnern — war das letzte Jahr leidend. Ich stand oft an seinem Bette, wo er mich mit seiner Hand streichelte womit er sagen wollte, dass er mich zurücklassen wird. Er blieb geistesklar bis zum Hinscheiden und entschlummerte am Dienstag vortags, den 21. Adar/b im Jahre 1899. sanft ohne Todeskrampf.

Die Schwester meiner sel. Mutter, Sure Haber. nahm mich mit Zustimmung des Onkels Schulim zu sich und erzog mich wie ihre leiblichen Kinder. Die Stiefmutter heiratete bald und trug den Namen Ruchel Sonntag. Im Hause meines Onkels genoss ich eine streng jüdische Erziehung. Solange ich unter deren Aufsicht stand, musste ich das volle Dawenen (Beten) einhalten. Später schlug ich dabei ein geradezu rasendes Tempo ein. Beim Murmeln der Gebete suchte ich die Zuhörer durch hie und da laut ausgesprochene Stichworte zu überzeugen, dass ich alle vorgeschriebenen Kapitel durchgenommen hätte.

Meine Kindheit war eintönig und arm an Freuden. Denn trotzdem ich im Hause meiner Verwandten gut aufgehoben war, entbehrte ich jede Verhätschelung und konnte kein Verlangen oder sonst welche Kinderwünsche zum Ausdruck bringen. Ich konnte keinen Anspruch auf den Kosenamen „mein Kind" erheben.

Ja, eine Kette von Zufällen hatte mein Leben bestimmt, von deren Fesseln es mir oft zu entrinnen gelang.

Der Frühling meines Lebens endete im ersten Weltkrieg, auch die Nachkriegszeit war nicht sehr rosig; auf den Frühling folgte ein schöner Sommer, der leider nur von kurzer Dauer war,

und schliesslich kam der zweite Weltkrieg, ein Herbst, der mich an den Rand des Abgrundes brachte und in dem meine Widerstandskraft gebrochen wurde.

Das notwendige Wissen habe ich grösstenteils als Autodidakt erworben und viel und vieles gelesen. Das bei mir in letzter Zeit das Gedächtnis nicht auf allen Gebieten gleich zuverlässig funktioniert und mir bisweilen beim Niederschreiben meiner Erinnerungen das richtige Wort nicht einfällt, ist wohl auf mein Alter zurückzuführen. Dem widerspricht nicht die Tatsache, dass meine Jugenderinnerungen mit ihren Freuden und Leiden in meinem Gedächtnis tief verankert sind.

Ich liebte nicht so sehr das gesellige Beisammensein in grösserem Kreise. Daher raunte man im Städtel, dass ich menschenscheu bin. Ich bin ein wenig empfindlich und leicht depressiv, aber nie unbeherrscht, selbst dann nicht, wenn ich Grund dazu hatte. Manche Enttäuschungen erlebte ich, die mich tief trafen, auch wenn es sich um Freunde handelte, oder um solche, die ich dafür hielt. Ich kannte mich selber und machte mir Gewissensbisse über Handlungen, die ich für unrichtig hielt. Ich bin zu vorsichtig inbetreff der Worte, in welche ich meine Gedanken kleide.

Nicht Eigensinn war es bei mir, sondern Charakterstärke. Ich tat es nicht aus Unhöflichkeit, sondern aus Ungeduld. Diese ist ein Teil meines Wesens. Sie kam besonders zum Vorschein, wenn ich mit Hochmut und Snobismus in Berührung kam.

Bei meinem Onkel kam ich oft mit dem Holzhandel in Berührung. Deshalb widmete ich mich mit der ganzen Kraft meines Willens diesem Fache. In der ersten Zeit war ich im Holzlager meines Onkels väterlicherseits Chaim Wolf Dicker in Horodenka. Während der drei Jahre, die ich dort verbrachte, pflegte ich vortags nur Talmud und am Abend Buchhaltung und Korrespondenz zu lernen. Meine Situation im Hause meines Onkels war in der letzten Zeit unhaltbar geworden, weshalb ich auch nach kurzer Zeit Horodenka verliess. Dann war ich in Zuczka sowie auch in Storozynetz in Holzlagern tätig, von dort trat ich

ins Sägewerk Lilienfeld und Deligdisch in Panka ein, wo ich bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges verblieb.

Dieser Gesellschaft, namentlich der Familie Mendel Deligdisch, hatte ich meine Kenntnisse im Wirtschaftsleben zu verdanken. Dass in diesem Hause eine Achtung wahren Menschenwertes und eine taktvole Humanität herrschte, darf ich wohl kaum versichern. Eine Plauderstunde mit Mendel Deligdisch brachte reichen Gewinn, ein politisch kluger Kopf. obgleich — oder besser gesagt — wenn er jemanden von der Sonnenperspektive mit vertraut geneigtem Kopfe anblickte, dann denkte er intensiv nach und urteilte mit klarem Verstande. Eine Diskussion mit ihm über religiösen Inhalt war sehr interessant. Mit innigem Danke gedenke ich auch der Tochter dieses Hauses. gegenwärtig Frau Dr. Jakob. Sie betätigte sich im Sägewerk ihres Vaters, huldigte sozialistischen Gedankengängen, behielt aber trotzdem einen gesunden Sinn für die Realitäten des Lebens. Von ihr hatte ich mir immer ihre Bekanntschaft gewünscht, und nun zum Buche und lehrte mich, das Leben von einer höheren Warte aus zu sehen. Noch bevor ich diese Dienststelle dort antrat, hatte ich mir immer ihre Bekanntschaft gewünscht, und nun wurde sie mir durch ein zufälliges Treffen mit ihrem sel. Vater. Ich war gewohnt, mir ein Bild von der Persönlichkeit mit interessanten Menschen zu machen. Es felte auch nicht an Leuten, welche, die Verbundenheit unseres Verhältnisses nicht kennend, ein anderes Gefühl als das der Freundschaft in uns voraussetzten. Dies war ein Irrtum. Von ihr wurden mir geeignete Bücher empfohlen, und mit ihr habe ich auch manchen Inhalt besprochen. Ich konnte mich mit Niemandem so gut verstehen als mit der klugen menschenkundigen Dora Deligdisch.

Zu jener Zeit war die Erfüllung meiner Forderung, der Sozialismus, der Massen jugendlicher werktätiger Menschen in den Bann seiner Idee ziehte; der verlangte die Beeinflussung der Lebensverhältnisse und versprach eine Neuordnung aller menschlichen Beziehungen. Ich konnte mich dieser Forderung damals nicht entziehen. Manche Vorgänge und ungleiche nationale und solidarische Gesinnungen, die ich in jenen Jahren

bei Gesinnunsgenossen erlebt habe, trugen dazu bei, dass ich mich vom internationalen Sozialismus abwandte, um einem zionistischen Sozialismus — der damals bloss als Gedankengut zu werten war, zur Verwirklichung zu verhelfen. Ich konnte es nicht lassen, um mein gesamtes Gesellschaftsleben nach neuen Grundsätzen aufzubauen. Es ist zu oft ausgesprochen worden, um noch wiederholt werden zu müssen, dass der jüdische Mensch nur in der jüdischen Gemeinschaft Treue und Lauterkeit finden kann.

Nach Kriegsausbruch wurde ich zum Militärdienst eingezogen und mit kurzen Unterbrechungen stand ich am italieni-



Der Verfasser — reproduziert die Frontsoldatenzeit aus dem Ersten Weltkrieg 1914—1918.

schen Frontabschnitt Monte Gabrielli. Von dort kam ich an die russische Front, die ich von Proskurow bis zum Caspischen Meer als mit allen Kampfhandlungen vertrauter Soldat kennen lernte. Dass mich der Schnitter Tod nicht fällte, ist wohl nicht einer besonderen Geschicklichkeit zuzuschreiben; es war Schicksalsfügung. In den letzten Tagen vor dem Zusammenbruch wurden wir einwaggoniert, um nach der serbischen Front trans-

portiert zu werden. Als wir Czernowitz passierten, merkte man bereits Disziplinlosigkeit unter den Soldaten. Ich meldete mich beim Kompaniekommandanten zu einem Rapport, mit der Bitte, mir einen 24-stündigen Urlaub zu gewähren, welchem Wunsche er nachkam. Am zweiten Tage zeigten sich die ersten Spuren der Revolution. Schon hatte ich die Absicht, zur Truppe zurückzukehren, da erkrankte ich an der damals herrschenden Grippe und musste auf Anordnung des Arztes Dr. Braun für einige Wochen das Bett hüten. Als ich wieder zu Kräften kam, wurde ich als Beamter bei der Fischerschen Gutsverwaltung aufgenommen. Die untergeordnete Stellung und der knappe Verdienst konnten mich auf die Dauer nicht befriedigen. Ich sehnte mich nach Selbständigkeit und der Entfaltung meiner Kräfte, die ich im jugendlichen Arbeitseifer eher über- als unterschätzte. Das Fundament, auf dem ich stand, war nicht sehr fest. Ich musste, um mich zu behaupten, meine langjährigen Fachkenntnisse, sowie die durch die Not der Zeit erworbenen Eigenschaften, wie Nüchternheit, Mässigkeit und Sparsamkeit, einsetzen. Im Jahre 1921 fing ich an, das nötige, Geld für einen Anfang zusammenzubringen. Es war ein nennenswerter Betrag für die damalige Zeit, besonders gross für einen vermögenslosen jungen Mann. Der feste Glaube an meine Leistungsfähigkeit gab mir Sicherheit und liess mich jedwede Schüchternheit überwinden. So gelang es mir, einige kleine Anleihen aufzunehmen und das erste Holzgeschäft zu tätigen.

Selbst damit gab ich mich nicht zufrieden, denn ich träumte von einem Sägewerk. Schlieslich gelang es mir, mit meinen Vettern Abraham und Osias Haber und noch einem Gesellschafter ein Sägewerk in Stanestie unterhalb des Berges Wiwos in kleinem Stil zu gründen, mit geringem Kapital, das ich mühselig zusammengeborgt habe, aber mit grossen Hoffnungen.

In meinem Leben nimmt meine Sparsamkeit einen ziemlich bedeutenden Raum ein. Früh hatte ich erkannt, welch hohen Wert materielle Unabhängigkeit für mein Streben bedeutete. Durch die Bescheidenheit meiner Lebensweise und durch meinen Verzicht auf fortgeschrittene und moderne Anschaffungen brach-

te ich die Forderungen des praktischen Lebens in Einklang mit meinen Mitteln. Ich war gegen den Luxus der Neuzeit. Der materielle Besitz, auf den ich so grosses Gewicht legte, diente hauptsächlich der Sorge für die Zukunft meiner zu gründenden Familie. Ausserdem sah ich in ihm die einzige Möglichkeit, meine ökonomische Existenz zu sichern. Ich arbeitete ohne Unterbrechung bei Tag und Nacht- denn im Schlafe machte ich Kalkulationen —, und schliesslich gelang es mir, zu einem beträchtlichen Vermögen zu kommen. Obwohl meine Existenz zu jener Zeit gesichert war, war ich von der Furcht geplagt, zu verarmen.

Schon um diese Zeit, tauchte in mir oft der Gedanke zu literarische Neigungen auf und träumte ich davon, wie es mir gelingen könnte, ein Feuilleton in irgend eine Zeitung zu bringen. Inzwischen vollzogen sich sehr bedeutende Veränderungen in meinen Unternehmungen, so dass ich mich ganz denen widmen musste.

Im Jahre 1926 bezog ich mein Haus, in dem wir dann mit meiner Familie unsere schöne Jugendzeit verlebten.

Oft beschäftigte ich mich — letztens sogar sehr intensiv — mit dem Gedanken an die Auswanderung. Es zeigte sich immer wieder, wie schwer sich Menschen selbst dann von ihrem Wohnsitz trennen, wenn höchste Gefahr im Anzug ist.

Im Jahre 1928 heiratete ich meine Frau, die auch ein Stanestier Kind ist. Im Jahre 1929 schenkte sie mir den Sohn Bruno. Zwei Jahre später gebar meine Frau einen zweiten Sohn, er hiess Freydi. Seine körperliche Entwicklung und seine Schönheit übertrafen alle Erwartungen, aber Gott nahm ihn mir im Alter von elf Monaten. Mir, dem Vater, kommt es nicht zu, den teueren Entschlafenen zu preisen. Alle, die ihn sahen wissen es. Diese Zeilen mögen ein bescheidens Denkmal seines Wesens sein. Der schwere Verlust liess eine unheilbare Wunde zurück. Im Jahre 1937 bekamen wir eine Tochter, deren Name ursprünglich Fenita war. In Israel nennen wir sie Edna.

Ich strebte höher hinaus, war einfallsreich und wagte den Sprung in die Welt der Grossindustrie. Zusammen mit meinem

Kompagnon Henich Birnbaum und Simon Ausländer erstanden wir knapp vor Ausbruch des zweiten Weltkriges vom gr. or. Religionsfond, dem die grossen Wälder in den Bukowiner Karpathen gehörte, im Lizitationswege das Sägewerk Falkeu mit dem dazugehörigen Quantum an Sägeholz. Es dauerte nicht lange, und das Unheil brach über unsere Köpfe herein. Im Jahre 1940 pochte Stalin sehr unsanft an die Tore Rumäniens und besetzte den Norden der Bukowina, ohne dass ein Schuss fiel. Die Rumänen wagten nicht einmal einen papierenen Protest gegen den Ueberfall.

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, übersiedelte ich nach Czernowitz. Kaum dass wir uns dem städtischen Leben anpassten, besetzten die Russen die Nordbukowina

Unter der Sowjetherrschaft lebte ich unter ständiger Angst und Unruhe aus Furcht vor Strafe, ohne ein Verbrechen begangen zu haben. Da ich als ehmaliger Arbeitsgeber im kommunistischen Jargon der Ausbeuter war, der nach Sibirien verschickt werden musste, hatte ich täglich die Deportierung zu gewärtigen. Diese Angst verstärkte sich noch um die Zeit des Abzuges der Russen. Der Zwang, das nackte Leben zu erhalten, machte jede Stunde zu einer Bewährungsprobe. Beutezüge in die Nachbarschaft, die in der Bartholomäus-Nacht seitens der N.K.W.D. gemacht wurden, erlahmten allmählich meinen Widerstandsgeist. Verzweifelt schaute ich mit trübem Blick in die Zukunft.

Keinen geringeren Schlag bedeutete der Einmarsch der rumänisch deutschen Truppen, der die Gefahr der physischen Vernichtung nahe brachte.

Schwer trennte ich mich vom Städtchen, von den Strassen, den Häusern, an denen ich jahrelang vorbeiging, und den Menschen, die täglich meinen Weg kreuzten.

Und hinter mir verschwand die schöne Zeit, die ich dort von Jugend an bis zum August 1940 verbracht hatte. Es gab mehr keine Hoffnung auf Rückkehr, keinen Ersatz für den Verlust der Heimat und des Vermögens, eine alte Heimat — die sie längst nicht mehr ist — ist verschwunden, aber das Heimweh

ist geblieben und wird bei manchen Erinnerungen stärker, je älter man wird.

Am 14. Juni 1942 wurde ich in Czernowitz mit meiner Familie in der Nacht ausgehoben und nach dem Maccabi-Platz gebracht. Am Vorabend wurden wir in der Station Volksgarten in die bereits stehenden Waggons zum Abtransport nach Transnistrien einwaggoniert. Dank der Intervention meines Schwagers Apoth. Jakob Melzer, dem ich mein Leben lang Rettungsdank schulde, wurden wir fünf Minuten vor Abgang dieses Transportes auswaggoniert. Leider musste ich meinen Vetter Osias Haber, dessen Frau Klara und deren zwei Kinder schweren Herzens dort zurücklassen.

Zu der ständigen Lebensgefahr und den Ghettochikanen gesellten sich bald ökonomische Schwierigkeiten, hervorgerufen durch verschiedene behördlich angeordnete Manipulationen, wie Geldentwertungen und Umtausch von Valuten, u. dgl. Meine Ersparnisse schmolzen dahin, und mein unbewegliches Vermögen war eingezogen worden.

Im Jahre 1945 erfolgte die Umsiedlung von Czernowitz nach Rumänien. An die triste Lage, in der meine Familie und ich uns dort befanden, mag ich nicht zurückdenken.

Wer, durch das Leben mürbe gemacht, sich an die Vergangenheit mit stiller Wehmut erinnert, dass ein halbes Jahrhundert nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und ein Vierteljahrhundert nach der Entfesselung des Zweiten, hegt berechtigte Zweifel, ob die Zukunft ihm im vorgeschrittenen Alter befriedigende Genugtuung zu bringen vermag. Auch darf die Erinnerung an frühere gesegnete Zeiten uns nicht kränken; denn auch der Erblindete zehrt gern von der Erinnerung an das was er einstmals mit gesunden Augen gesehen und genossen hat.

Ich hatte nie politische Ambitionen und strebte nicht nach Ehrenämtern. Da ich mich vom Parteileben ferngehalten und mich nur den Geschäftsinteressen und der Familie gewidmet hatte, besass ich keine Freunde in der Not, was ich zu wiederholten Malen bedauern musste. Ich habe mich später im Leben

aus eigener Wahrnehmung überzeugt, wie nützlich der Verkehr mit Menschen und selbst unbedeutenden Bekanntschaften sein kann. Wer weiss, wieviele Entbehrungen ich mir erspart hätte, wenn ich mich damals von meiner Schüchternheit nicht hätte übermannen lassen. Ich war weder kriecherisch, noch aufdringlich.

Abschliessend kann ich sagen, dass mein Leben viele Erfolge, aber noch weit mehr Enttäuschungen, Entbehrungen und Bitterkeit mit sich brachte.

Als ich nach Israel kam, war ich physisch erschöpft, meine Nervenkraft war geschwunden, zudem war ich aller Mittel bar, da ich nicht wagte, die Möglichkeit die ich dazu hatte, auszunützen. Die neugeschaffene Lage erforderte eine völlige Umstelung, so dass ich keine andere Möglichkeit hatte als entsprechend meiner Vorbildung zunächst als Buchhalter unterzukommen; doch hatte ich anfangs Schwierigkeiten — infolge meines Alters — und schliesslich fand ich einen Posten als Hilfsbuchhalter in der "Kupat Cholim Leumith" (Nationale Krankenkasse,) wo ich noch heute arbeite.

Aus meiner kindlich überlieferten und in mir noch immer vorhandenen Religiosität heraus, fühle ich mich noch heute dem Einfluss religiöser Gefühle im Glauben meiner Ahnen verbunden.

Im Jahre 1957 (13.1.) erkrankte ich an einem Herzinfarkt. Nach fünfwöchentlicher Behandlung im Hadassa-Spital wurde ich noch in einem sehr schwachen Zustande von dort entlassen.

Um diese Zeit bedrückte mich der Gedanke an den Tod. Mit dem Gedanken an den Tod stand ich auf und mit ihm legte ich mich schlafen. Alles kam mir zwecklos vor. Keine frohe Begebenheit. Der Gedanke, vom Leben Abschied zu nehmen, verschaffte mir unendliches Weh. Es trat eine vollständige Interessenlosigkeit ein, das sich besonders im gesellschaftlichen Verkehr auswirkte. In schlaflosen Nächten fühlte ich oft das Verlangen, mich von den melancholischen Gedanken loszuringen, die mein Herz bewegten. Dann kam die Uebersiedlung nach Giwataim; hier erst bin ich in die Trübnis des Friedhofs von

Nachlath-Jizchak hineingeraten, den ich von meinem Hause aus beobachten konnte. Ich konnte daher keine Ruhe finden, bis ich mir in der Nähe ein Familiengrab sicherte. Nach und nach wichen die melancholischen Gedanken und ich versuchte wieder im Zusammenleben mit meiner Familie Trost und Lebensmut sowie die Hoffnung zu hegen, es möge mir beschieden sein, einen verlängerten Lebensabend zu erreichen.



Eisik Karpel



Ettel Karpel



Familie Josef Liebster in Sibirien



Marjem und Chaim Hersch Tauber

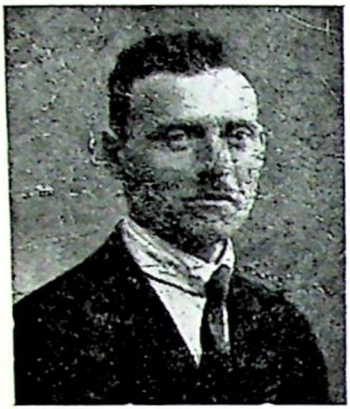


Schmuel und Jetti Tauber





Suri und Mendi Tauber







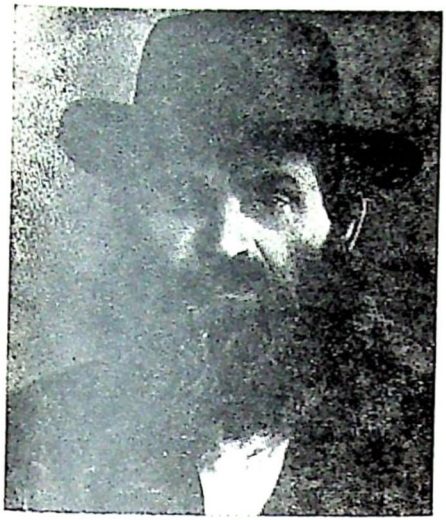


Von oben links:

Baruch Mendel und Nelly Finkelthal

Isiu und Rita Schwarz geb. Finkelthal

Loniu Finkenthal



Schulim Haber



Sara Haber

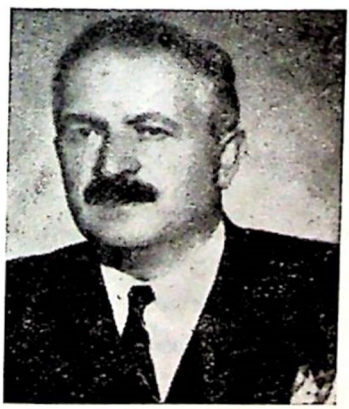


Jetti Birnbaum geb. Haber



Max Birnbaum

Abraham und Osias Haber









Freide und Josef Wolloch

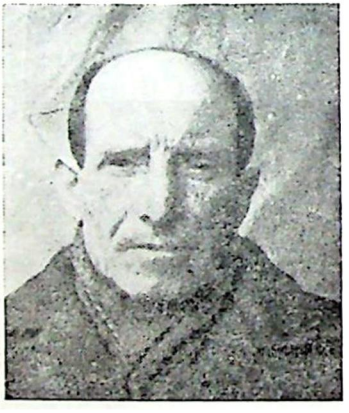




Dr. Schiku und Bubi Wolloch



Srul Leib Liebster



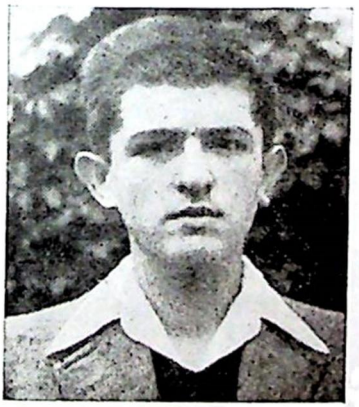
David Birnbaum



Von links: Moische, Leibole, Sali und Hermann Hecht



Pepi und Berl Hecht



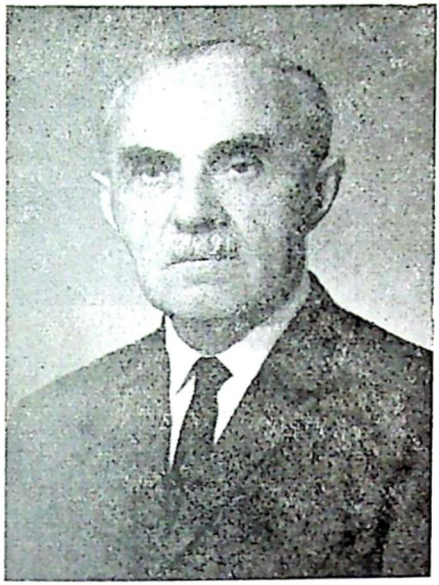
Hermann Hecht

David Melzer



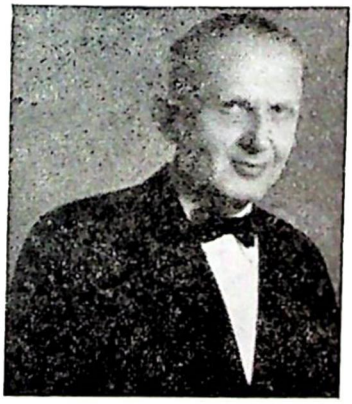
Feige und Chaim Melzer







Josef und Sali Schapira





Mag. Jakob Melzer und Schetty Melzer





Dr. Jakob und Blanka Herer



Rosa Wolloch geb. Sonntag und
Anna Holländer geb. Einhorn



Jetti Schächter

Fritz Liebster





Scheindl und Mordchai Büchler
und ihre Tochter Ida



Hanna und Moses Büchler

Juli und Mella Büchler





בעזהי״ת

GEDENKREDE

des Stanestier Rabbiners Zindel H a g e r bei der Enthüllung der Gedenktafel nach den Opfern der Stanestier am Har-Zion Jerusalem



נאום הרב צינדל האגר (שמוצאו מסטנשטי) בטכס גילוי הלוט מלוח הזכרון לקרבנות סטנשטי אשר בהר ציון, בירושלים

מורי ורבותי, אחי ורעי, שארית הפליטה מקהילתנו המפוארת אשר בסטאנוביץ, נתאספנו יחד לקונן ולהזכיר נשמותיהם הקדושות של הרוגי־

קדושי ערוגה החמודה מכרם ה׳ צבאות שנגדעה באכזריות נוראה ע״י חיות הטרף, מלכות הרשעה ה׳ ינקום את דמם לעינינו.

אחים יקרים, חרדת הקודש אוחזת אותנו בשעה שעלינו לדבר על הרוגי מלכות שעליהם אמרו חז״ל שאין כל בר״י יכולה לעמוד במחיצתם, והם אחינו ואחיותנו, דמינו ובשרנו שהיו טרף לחיות היער.

אבל, מורי ורבותי, ספרי התורה אמנם נשרפו, אולם רק הגויליז, אבל האותיות — נשמותיהם הקדושות ומעשיהם הטובים, פרחו למעלה, ועמך כולם צדיקים ובפרט קדושים וטהורים יושבים ועטרותיהם בראשיהם ונהנים מזיו השכונה.

ידוע משל חז״ל על הצדיק שנפטר מן העולם שהוא דומה למרגלית שאבדה, שהיא אבדה לבעליה, כאן בעולם איבדנו וחסרנו את חייהם היפים של עיירת מולדתנו סטאנוביץ, מקום שאבותי הקדושים אדוני אבי וזקני זצ״ל שמשו ברבנות בתור מארי־דאתרא — עיירה מלאת אהבת ישראל, תמימות, אמונה ומדות טובות.

חכמינו זכרונם לברכה קבעו אשר חן המקום על יושביו, למרות שעברו כבר כמה עשרות בשנים מיום עזבי את סטאנוביץ וזכיתי לעלות לארצנו הקדושה, עדיין חקוקים בלבי היטב אורח חייהם היפים והטהורים של עיירתנו, את שבתותיה הקדושים חגיה מלאי החן והמשפחתיים, התעוררות הרוח וחופש של חודש אלול וימי הסליחות עוד מהדהדים באזני תפילותיו הקדושות של אדוני אבי זצ״ל בימים נוראים כשליחה וכמליצה של העיירה בהשתפכות הנפש לפני אבינו שבשמים, יחד עם כל הקהל הקדוש. לפני עוברים באי בית המדרש, מהדיוקנאות האצילות שמכותל המזרח עד לאחינו אשר בנפשם הביאו את לחמם, כולם אהובים כולם ברורים כולם גיבורים כולם קדושים, — מפני שכולם עושים באימה וביראה רצון קונם. ביחד יש לציין את טוב ליבם, וחמימות היהודית שהקיפה את כל תושבי העיירה, שמחת היחיד היתה שמחת הכלל וח״ו צרת הפרט נגעה ללבם של כל תושבי העיירה.

הסטרא אחרא שהתלבש במלכות הרשעה שאין לה תקדים בהסטוריה, עיקר זממה היתה לעקור את כל הטוהר והיופי הזה. יותר ממה שהתנכלו לגופות התכוונו לעקור את רוחם ותרבותם שחן האלקי הי׳ נסוך עליהם, ואם על יחיד מישראל שמת אנו מצווים לאמור אחריו „יתגדל ויתקדש שמיה רבא״, שהטעם בזה מפני שנר ה׳ נשמת אדם, שהרי כל יחיד מישראל הוא נר שמאיר את העולם ומקדיש שם שמים בהליכותיו עלי אדמות, ובפטירתו נחסר מקידוש השם — ק״ו על קהלה שלמה מישראל שנעקרה, בודאי שזוהי צריכה להיות תשובתינו באמירה ובהגשמה שיתגדל ויתקדש שמיה רבא.

וזהי באמת צריכה להיות מטרת התאחדות בני עירנו, להעתיק הנה בארצנו הקדושה את כל הפאר, היופי והטוהר שבעיירת מולדתנו שעלתה למרומים.

חכמינו זכרונם לברכה אומרים עתידין בתי הכנסיות ובתי מדרשיות שבחו"ל שיקבעו בארץ ישראל. — סטאנוביץ היתה בבחינת בית מדרש, השבת היתה שבת וגם ימי החול היו נקיים וטהורים. את העצים ואת האבנים אי אפשר להעביר, אולם את הרוח והאוירה הקדושה שנשבה בהן, אפשר, צריכים חייבים להעתיק ולהעביר לארצנו הקדושה!

ואבן זאת שהקמנו במרומי הר־ציון בתוככי ירושלים עיר קדשנו לזכר קהילתנו החרבה, תהיה לעדה, ומקיר תזעק ותחבע מאתנו להחיות את כל אותו זיק וזוהר שנעלם.

האותיות החרותות באבן הדוממת הזאת, המזכירות את כל אותו זיו שאנו זכינו לראותו, עליהן להחרט — על לוח לבנו ולהחדיר לדורותינו הבאים את קיום התורה והמצוות, כשמירת השבת, טהרת השלחן וקדושת החיים, ולהשרות בין שארית פליטתנו רוח שלום אחוה ורעות, וכשם שבית המקדש חרב בעוון שנאת חנם, — הרי בניינו יהי' דוקא ע"י אהבת חינם, ובזה נכבד את זכר אבותינו וקדושינו שוכני עפר זכרונם לברכה.

מן הרצוי שהנהלת ההתאחדות תדון בכובד ראש ובכל הרצינות, על הדרכים לכינון פינה מיוחדת משלנו בארצנו, ששם עירנו יתנוסס עליה, ותה' תל־תלפיות לכל יוצאי עירנו סטאנוביץ, בהשראת אוירתה המקורית ולארגן את כל בני עירנו, בכל התפוצות לשם הנצחת זכר נשמותיהם של קדושינו, ה' ינקום את דמם. וזאת תהיה, אמירת הקדיש שלנו לעלוים, לשמם ולזכרם.

ואני תקוה ותפלה שלא יכבה הנר עד בא לציון גואל, ובית ה' נכון יהי' בהר מרום הרים במהרה בימינו אמן.

GEDENKTAFEL

für die Märtyrer Stanesties und Umgebung, die in den Kriegsjahren 1940—1945 im Orte sowie in Transnistrien und Sibirien als Opfer fielen.

לוח זכרון לקדושי סטנשטי והסביבה, אשר הומתו בשנות המלחמה (1940—1945) בעירה, במחנות טרנסניסטריה ובסיביר



א.	אוסטערער, אלמנה נאך מעכל ליב אן 2 זין
אדלער ש. ל., פרוי און 5 קינדער	אוסטערער מרדכי, זון פון יידל
אלטמאן זיידע	אוסטערער רבקה פערהיירעטעט
אייזמאן לייזער און פרוי	סעלער
אייזמן חאנע מארים	איוואניער, יאנקו

ב.

באום בערל און פרוי
באוער מעציע
בילער, פרוי און 2 קינדער
בירנבוים בלימע
בירנבוים דויד און פרוי
בירנבוים בנימין, פרוי און 2 קינדער
בירנבוים יידל, פרוי און 1 קינד
ביכלער משה און פרוי
ביכלער בראנע
בריקשטיין יענקל און פרוי
בריקשטיין משה און פרוי
ביזינוער יענקעלע און פרוי

ג.

גאבער משה
גולדהאגען שיינדל
גולדהאגען וולף
גריל חיים שרואל, פרוי און 1 ענקערל
גריל יוסף, פרוי און 2 טעכטער
גריל מאיר בער און 2 זין
גרינפעלד שלמה
גרינפעלד בערל
גרין חיים פייוול, טאכטער און שוויגערזון

ד.

דויד דוד, פרוי און קינד
דערמער פישל
דרוקמאן בענו און פרוי
דרוקמן, פרוי פון מילע ליבסטער
דירנפעלד הערשל

ה.

האגער פעסיח
האבער יהושע, פרוי און 2 קינדער
האבער אברהם
האלער לעבציע, פרוי און 2 קינדער
שוועסטער און שוואגער
הירש יאסל, פרוי און טאכטער
הופער דויד און פרוי
היבנער לייזער, פרוי און 5 קינדער

ו.

ואגנער נאצי
ואלד גיטל
ואלד נוחים
ועבער שלמה, פרוי און קינדער
ועבער פרימע
וויסמאן שיינדל און טאכטער
ואולוך יוסל
ואולוך בובי

ז.

זונטאג רוחל
זיסמאן הערש דעס דויד און פרוי
זיסמאן הערש דעס טוליע און מוטער
זונרייך אברהם איצי, פרוי און קינדער
זונרייך מענדל, פרוי און קינדער

ט.

טויבער רבקה לאה
טויבער חיים הערש און 3 קינדער
טויבער מעכל
טעלער בנימין, פרוי און טאכטער
טענענבוים שמואל און פרוי

י.

יונגער וועלוול, פרוי און 4 קינדער

ל.

לאבעס יאנקל
לאבעס משה
לויפער פייוול
ליבסטער מרדכי הירש
ליבסטער פריץ
לינקער יידעס
לאה מרדכיס

מ.

מילער אנטשל, פרוי, טאַכטער און עניקל

נ.

נייטאן חאנציע
נייבערגער חיה שרה — זיסמן

ס.

סאַנדלער לוטי
סאַנדלער ראצע און 2 קינדער
ד"ר סובעל, פרוי און טאַכטער
סורקיס העניע און טאַכטער

ע.

ענגעל רפאל און פרוי
ענגעל העסיע
ענגעל שמחה
ענגלער ווילי, פרוי און 2 קינדער
ערנסט ווייגער

פ.

פקטור ברוך און 1 קינד
פלקוויץ עזרא, פרוי און 4 קינדער
פלייטשהאקער, פרוי און 3 קינדער
פרוי פרימעט
רב. פרידלענדער, פרוי און 3 קינדער
פינקעלטאל שרה
פינקעלטאל גדאליע, פרוי און 1 זון
פינקעלטאל יאַסל, פרוי און 1 טאַכטער
פינקעלטאל מענדל, פרוי און 1 זון
פינקעלטאל שמעון
פאסטערנאק הערש מענדל און מוטער
פרוטש ליבציע, פרוי און 3 קינדער
פרוטש אברהם
פרוטש שרה
פרוטש פרידא
פרוטש הירש

צ.

ציממער נאַטאַן

ק.

קאטשער אברהם יעקב און זון
קאטשער איציק ליב, פרוי, מוטער און 3 קינדער
קייש שלמה, פרוי און 3 קינדער
קייש הערש, פרוי, מוטער און 3 קינדער
קארפעל הערש, פרוי און קינד
קארפעל אייזיק און פרוי
קאץ פייוול און פרוי
קאץ מרדכי
קעסלער שמיאל, פרוי און 1 קינד
קילטשוק לאה און טאַכטער
קילטשוק אפרוים
קילטשוק יידל, פרוי און 2 קינדער

קילטשוק משה און פרוי
קירמייער שרועל, פרוי און 2 קינדער
ד"ר קרעמער און פאַמיליע
קרייזעל חיים
קוועלער זעליג, פרוי און 3 קינדער

ר.

ראפפעלפעלד משולים, פרוי און 2 קינדער
רויכורגער גאַלדע
רויכורגער לייב און 2 קינדער
רענערט משה, פרוי און קינדער
רענערט, אלמנה נאַך אורען
רענערט משה, פרוי און קינד
שוויגערזון פון שלמה ריבנער
ריטיגשטיין מעכל, פרוי און 3 קינדער
רובינזאַן אייזיק און פרוי
ראַזענבערג בורעך און פרוי
ראַזענבערג מרדכי און פרוי
ראַזענצווייג רחל
ריבנער יידל
ריבנער מאיר, פרוי און קינד
ריבנער משה
ריבנער צארנע און זון

ש.

שעכטער, פרוי און קינד, שוויגער-זון פון חיים לעקער
שעכטער שייקע, פרוי, טאַכטער און 2 קינדער
שיפער דולא דר.
שיפער הייניו
שניידער יוסל און פרוי
שניידער יעקב.
שניידער מ., פרוי און קינדער
שולמאן פעסח און פרוי
שולמאן מאיר און פרוי
שולמאן הערש דר.
שווארצקופף זיידע, פרוי און טאַכטער
שווארצקופף מאיר, פרוי און 2 קינדער
שווארץ אבא

וולוקא

העלד משה
שעמעניוק הירש און פרוי

קאלניוויץ

רובינגער רחל
רובינגער מינדל
היבנער מעכל
גוטמאן יענקל

בארביוץ

קלעצער און פרוי
דרוקמן יוסיל
דרוקמאן רחל
קורצבערג
ווייגער יוסל און פרוי
העכט לייב און זון
העכט בערל, פרוי און זון
העכט מעכל, פרוי און 2 קינדער

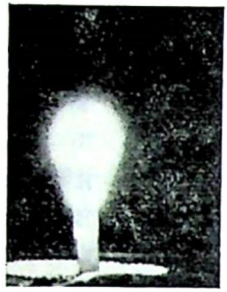
דראצינעץ

אפעלפעלד בראנע
אכטעלראד שמאי און פרוי
קאמיל דבורה
רענערט פרוים און פרוי

סאלער חיים און פרוי
שטערבערג פייגע
וחל איזאק און פרוי

קוסטעניץ

אכסעלראד ישראל, פרוי און קינד
אכסעלראד פסאח, פרוי און קינדער
אכסעלראד דוציע, פרוי און קינדער
אלטמאן משה, פרוי און קינדער
אלפערן הערש לייזער, פרוי און קינדער
אלטמאן בורך
בערנשטיין געשוויסטער
בערנשטיין משה, פרוי און קינדער
גוטפריד אהרון, פרוי און קינדער
גרעלע עלי, פרוי און קינדער
זיסער אברהם, פרוי און קינדער
זיסער דויד, פרוי און קינדער
לוינער יוסל און פרוי
מילשטיין פעפי און קינדער
מילשטיין שאמע, פרוי און 1 זון
מילשטיין סאני און טאכטער
מילשטיין משה לייזער, פרוי און טאכטער
מילשטיין מיצי און טאכטער
נאגלער שרה
פלעמינגער יעקב, פרוי און קינדער
קולער בנימין און פרוי
קולער מאיר און פרוי
קוגלער שמיאל, פרוי און קינדער
ראפעלפעלד הערש, פרוי און קינדער
ראזענבערג עטל און טאכטער
רייש משה און פרוי
רייש יהושע, פרוי און קינדער
רודיך חיים מענדל, פרוי און קינדער
רודיך יהושע און פרוי
רייכער מרדכי, פרוי און קינדער
רעננערט אייזיק און פרוי
שעכטער דויד און פרוי
שערער אבא און פרוי
שערער לייזער און פרוי
שעכטער רחמיאל, פרוי און קינדער
וויניגער יצחק, פרוי און קינדער
וויניגער חיים און פרוי
וויניגער פוליק, פרוי און קינדער



נר הזכרון
לזכר יהודי סטנשטי והסביבה

יזכור ה׳

את נשמות קדושים וטהורים שנספו בשואה
ונשמות כל יקירינו וקרובינו
שנטמנו בבית העלמין בעיירה סטנשטי
בעבור שאנו נודרים בעד הזכרת נשמותיהם
שלא נשכחם לעולם ודמויותיהם ישארו
חרוטות על לוח לבנו לנצח
ה׳ ינקום את דמם שנשפך על־ידי הרוצחים
לכן בעל הרחמים תאחד את נשמותיהם
עם שאר צדיקי עולם
וינוחו בשלום על משכבם
ונאמר אמן.

ת. נ. צ. ב. ה.

יזכור ה׳

את יקירינו שנפלו על משמרתם
לעצמאות ובטחון מדינת ישראל



בין הגבורים
יזכר לנצח שמו של
נ ד ב בן היניה
ויצחק בורג מסטנשטי

GEDENKTAFEL

für die in Israel gefallenen Helden aus Stanestie

NACHWORT

Was in Stanestie geschah, bildet wohl nur einen kleinen Teil der jüdischen Tragödie im Bereiche des Nationalsozialismus. Das Städtchen ist wie andere Gemeinden in Osteuropa ein Beispiel für den Entwicklungsgang der Judenheit: Traditionstreue, starres Festhalten an religiösen Geboten, Familiensinn, ehrlicher Kampf um die Existenz in Handel und Wandel, Assimilation der Jugend an die Umgebung, Antisemitismus der christlichen Bevölkerung, deren Hass und Feindschaft und zuletzt die bestialische Hinschlachtung der wehrlosen Juden. Die gesetzliche Gleichberechtigung der Juden war vergessen, sobald die Wirtsvölker im Blutrausch atavistische Raublust betätigten. So schlingen sich die äussersten Enden der Welt in Sage und Geschichte um das wandernde Judenvolk — dort Spanien im äussersten Westen, hier das Zarenreich und seine Erben im äussersten Osten Europas, und in der Mitte Deutschland. Aber wie immer die Schicksalswürfel fallen, das eine lehrt uns unsere zweitausendjährige Geschichte der Galuth — es ist nicht der ewige Jude, wie die Religion der Liebe uns so gerne höhnisch bezeichnet, der immer bald da, bald dort wiederkehrt — der Jude ist es, der nie und nimmer untergeht, sondern sich wie der Phönix aus der Asche stets zu neuem Leben erhebt.

Gegenwärtig leben noch immer die Juden der Diaspora im Glauben an Freiheit, Gleichberechtigung und Demokratie. Wahrlich, der günstige materielle Zustand mag dem Einzelnen Nutzen und Ehre unter seinen Glaubensgenossen bringen, aber er erweckt bei den Anderen den Neid, der immer ein Pate des Judenhasses ist.

Unsere Jugend soll erkennen, dass es in den Ländern der Golah keine Sicherheit geben kann. Nur ein starkes Israel ist die Garantie für unsere völkische Existenz.

Der Herausgeber

T A F E L

für die Jahrzeit der nächsten Angehörigen

Am Vorabend des Jahrtages soll ein Licht zu Ehren des Verstorbenen angezündet werden, welches bis zum folgenden Abend brennen muss.

„Vergiss nicht das Kadisch-Gebet!"

BERICHTIGUNG DER WESENTLICHEN KORREKTURFEHLER

Seite 127, Zeile 12 von oben ist zu lesen *Ismael* statt Israels.
Seite 117, Zeile 13 von unten ist zu lesen *und* statt nud.
Seite 132, Zeile 21 von oben ist zu lesen *womit* statt wamit.
Seite 169, Zeile 7 von oben ist zu lesen *Kesslech* statt Kessech.
Seite 171, Zeile 21 von oben ist zu lesen *Völker* statt Völwer.
Seite 174, Zeile 12 von oben ist zu lesen *Zerstörung* statt Zerstreuung.
Seite 177, am Schlusse nach 9. Ab fehlt: *1492 als Datum angenommen.*
Seite 198, Zeile 13 von oben ist zu lesen *Sortierer* anstatt Sartierer.
Seite 242, Zeile 16 von oben ist zu lesen *ein* statt Ein.
Seite 244, Zeile 4 von oben fehlt ein Punkt, wodurch *Man* statt man kommt.
Seite 254, Zeile 18 von oben fehlt eine Zeile: *Jakob Herer seine Habe auf einen Wagen um nach Czernowitz...*
Seite 255, Zeile 14 von unten ist zu lesen *wehschreiend* statt wehrschreiend.
Seite 259, Zeile7 von oben ist zu lesen *die sich noch anhalten* statt die man...

Seite 306, Zeile 5 von unten ist zu lesen: *Allerdings muss man sich nach verschiedenen Richtungen hin bemühen, Erleichterungen für jene zu schaffen, die sich nach Reformen sehnen und darf nicht auf die Einhaltung veralterter Zeremonien bestehen.*

Seite 342, Zeile 16 von oben ist zu lesen: *Von ihr erhielt ich wertvolle Anregungen; sie eröffnete mir den Weg zum Buche und lehrte mich, das Leben von einer höheren Warte aus zu sehen.*